

**MEMOIREN**  
DES  
**BOTSCHAFTERS GERARD**



BIBLIOTEKA  
KATEDRY  
PRAWA MIĘDZYNARODOWEGO  
PUBLICZNEGO  
U. J.



JAMES W. GERARD.

MEMOIREN  
DES  
BOTSCHAFTERS GERARD

« MEINE VIER JAHRE IN DEUTSCHLAND »  
VON JAMES W. GERARD, BOTSCHAFTER  
DER VEREINIGTEN STAATEN IN BERLIN  
VOR UND WÄHREND DES WELTKRIEGES

*Mit Abbildungen, Faksimiles u. s. w.*



Wydz. Bibl. Prawnicza



1806142091

VERLAG PAYOT & Co, LAUSANNE

1919

UNIVERSITY OF CHICAGO



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

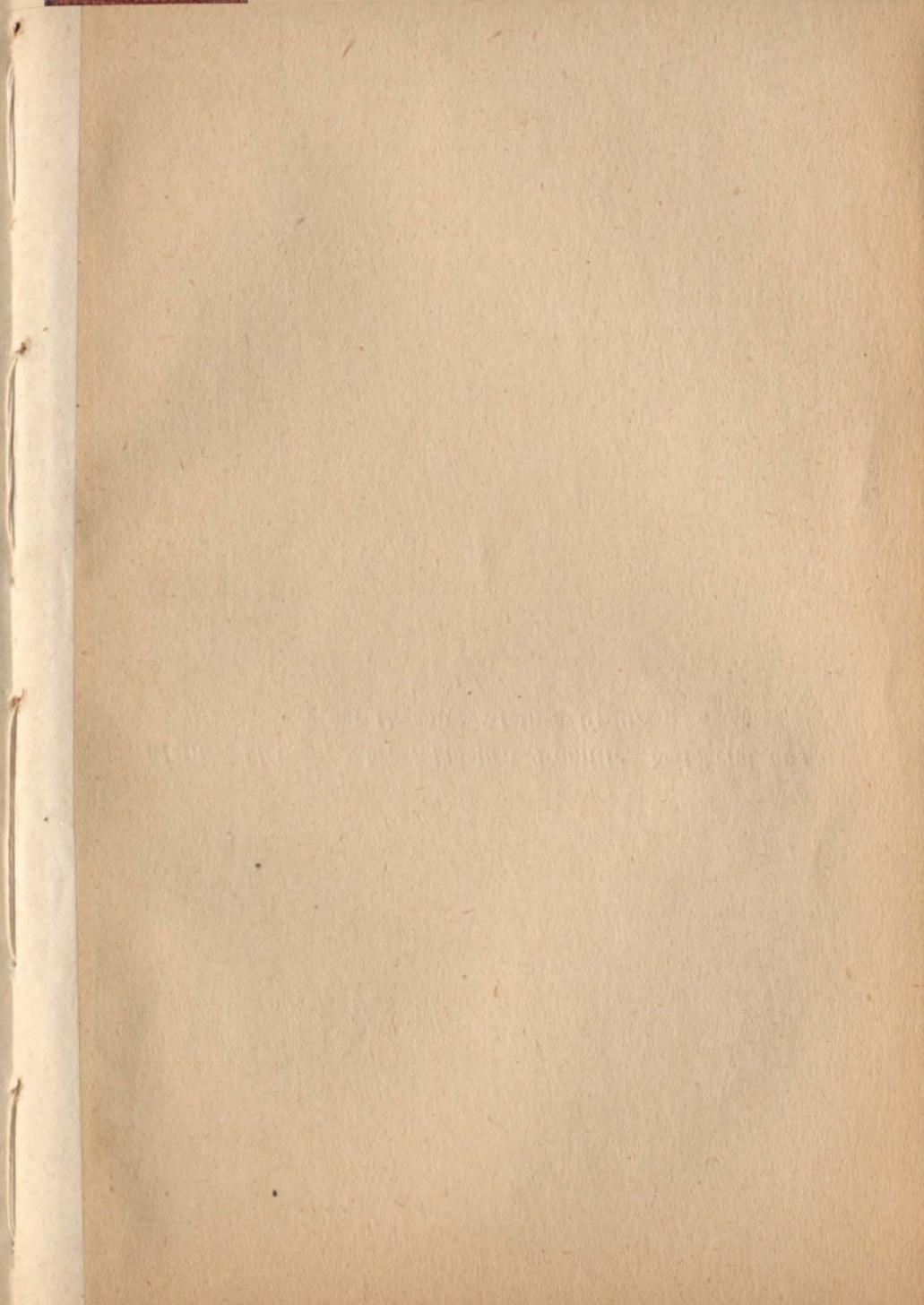
THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
LIBRARY  
540 EAST 57TH STREET  
CHICAGO, ILLINOIS 60637

UNIVERSITY OF CHICAGO

1961

UNIVERSITY OF CHICAGO

*Meiner kleinen, aber taktvollen Familie, bestehend aus  
einer Person : Meiner Frau.*



## Vorwort.

---

Was das letzte Kapitel hätte sein sollen, schreibe ich als Vorwort dieser Aufsatzreihe, weil es mir Bedürfnis ist, unserm Volke den Ernst der Lage zum Verständnis zu bringen, weil ich ihm sagen muss, dass die Kriegs- und Seemacht des deutschen Reiches ungebrochen ist, dass von den zwölf Millionen Mann, die der Kaiser unter die Fahnen gerufen hat, erst eine Million fünfhunderttausend gefallen, weitere fünfhunderttausend dauernd kampfunfähig, und nicht mehr als fünfhunderttausend kriegsgefangen sind und ungefähr fünfhunderttausend die Zahl der Verwundeten oder der jeden Tag auf der Krankenliste stehenden ausmachen, sodass jederzeit noch rund neun Millionen tatsächlich unter den Waffen stehen.

Diese Zahlen stelle ich deshalb auf, weil die Amerikaner weder die Grösse noch die Bedeutung dieses Krieges erfassen. Vielleicht wird die Tatsache, dass über fünf Millionen Kriegsgefangene in den verschiedenen Ländern gehalten werden, Amerikanern die ungeheure Masse der kämpfenden Menschen zum Bewusstsein bringen.

In der deutschen Flotte sind keine grossen Verluste zu verzeichnen, und jeder Verlust an Schiffen wurde ausgeglichen durch den Bau neuer Einheiten. Die neun Millionen und mehr Krieger — denn wenigstens vierhunderttausend

treten in Deutschland jedes Jahr in das militärdienstpflichtige Alter ein — sind in Folge ihrer Erfahrung während zwei und einem halben Kriegsjahre bessere, ausgebildete Soldaten als zu der Zeit, da sie zu den Fahnen berufen wurden. Ihre Offiziere kennen die Kunst dieses Krieges weit gründlicher, und die Truppen selbst besitzen jetzt die Geschicklichkeit und die Haltung von Veteranen.

Auch darf niemand glauben, Deutschland werde durch Aushungerung zusammenbrechen oder wegen Staatsumwälzung Frieden schliessen.

Das deutsche Volk ist nicht eines von denen, die Revolutionen machen. Es mag da und dort zerstreute Aufstände geben in Deutschland, aber keine gleichzeitige Erhebung des ganzen Volkes. Die Offiziere der Armee gehören alle derselben Klasse an, einer Klasse, die den Idealen der Selbstherrschaft ergeben ist; eine Erhebung des Heeres ist ausgeschlossen; und zu Hause sind nur noch die Knaben und Greise, durch die Polizei leicht in Gehorsam gehalten.

Es ist viel mehr Gefahr einer Aushungerung unsrer Verbündeten als einer solchen der Deutschen. Jeder verfügbare Zoll Bodens in Deutschland wird bebaut, und zwar bebaut unter Mithülfe der Greise, der Kinder, der Weiber und der zwei Millionen Kriegsgefangenen.

Die bebaubaren Landflächen Nordfrankreichs und Rumäniens werden durch das deutsche Heer mit einer Wirksamkeit bearbeitet, wie man sie in diesen Ländern vorher nie gekannt hatte, und der grösste Teil dieses Ertrages wird zum Ertrag Deutschlands geschlagen. Gewiss, das Volk leidet; aber noch gewisser ist, dass dieser Krieg nicht durch die Aushungerung Deutschlands beendet werden wird.

Obwohl denkende Deutsche wissen, dass, wenn sie den

*Krieg nicht gewinnen, der Tag der finanziellen Abrechnung kommen wird, besteht gegenwärtig, dank der geschickten finanziellen Handhabung des Landes durch die Regierung und die Grossbanken, in Deutschland keine finanzielle Not, und die Erkenntnis, dass, wenn nicht Kriegsentschädigungen von andern Ländern erhältlich sind, die Last der grossen Kriegsschuld auf das Volk fallen wird, macht es vielleicht nur geneigter, alles auf eine letzte Anstrengung zu setzen, um den Krieg zu gewinnen und Kriegsentschädigungen aufzuerlegen, nicht nur den Nationen Europas, sondern auch den Vereinigten Staaten Amerikas.*

*Wir sind in einen Krieg verwickelt gegen die grösste Militärmacht, die die Welt jemals gesehen hat, gegen ein Volk, dessen Land so manches Jahrhundert hindurch der Schauplatz verheerender Kriege war, dass die Furcht im Mark seiner Seele sitzt und es geneigt macht, Gut und Blut einer Selbstherrschaft zu unterwerfen, die sein Gesicht für Jahrhunderte geprägt hat, die ihm aber als Entgelt des Krieges nicht nur Sicherheit, sondern unnennbare Reichtümer und die Weltherrschaft versprochen hat; ein Volk, das von einem hohen Berge die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte und sich diese Reiche und diese Herrlichkeiten hatte verheissen lassen von den Satanen der Selbstherrschaft und des Krieges.*

*Wir führen Krieg gegen eine Nation, deren Dichter und Denker, Pädagogen und Pastoren sich vereinigt haben, um sie in eine Weissglut von Hass, erst gegen Russland, dann gegen England, und jetzt gegen Amerika, hineinzuschüren.*

*Die U-Bootgefahr ist für England eine sehr greifbare. Russland kann entweder in Bürgerkriegen zerfallen oder so unwirksam werden, dass die Millionen deutscher Truppen,*

die an der russischen Front beschäftigt sind, weggenommen und gegen die Westfronten geworfen werden können. Wir stehen in grosser Gefahr, und nur die Uebung unbarmherzigen Wirklichkeitssinnes kann diesen Krieg für uns gewinnen. Wenn Deutschland diesen Krieg gewinnt, bedeutet dies den Triumph des Selbstherrschertums, den Triumph derjenigen, die an den Krieg glauben, nicht nur als an eine nationale Industrie, nicht nur als an den Krieg an und für sich, sondern an den Krieg als eine erhabene, edle Beschäftigung. Wenn Deutschland nicht geschlagen wird, wird die ganze Welt gezwungen werden, sich in ein bewaffnetes Lager zu verwandeln, bis die deutsche Autokratie entweder jede Nation unter ihre Herrschaft bringt oder für immer als Regierungsform vernichtet wird.

Wir stehen in diesem Kriege, weil wir darein gezwungen wurden, weil Deutschland nicht nur unsre Bürger auf hoher See ermordete, sondern auch unser Land mit Spionen anfüllte und unser Volk zum Bürgerkrieg aufzuhetzen suchte. Es wurde uns keine Möglichkeit gegeben, zu diskutieren und zu unterhandeln. Das achtundvierzigstündige Ultimatum Oesterreichs an Serbien war nicht, wie Bernard Shaw sagte, « eine anständige Frist, innerhalb welcher ein Mann ersucht werden darf, seine Hotelrechnung zu bezahlen ». Wie verhält es sich mit dem sechsständigen Ultimatum, das mir in Berlin überreicht wurde am Abend des 31. Januar 1917, und womit mir um 6 Uhr zur Kenntnis gebracht wurde, dass um 12 Uhr der unerbittliche Krieg beginnen würde? Wie wusste die deutsche Regierung, die bis zu jenem Augenblick Freundschaft vorgegeben und den Wunsch ausgedrückt hatte, den Geiseln der « Sussex » beizustehen, dass es fast zwei Tage brauchte, um ein Kabel nach Amerika zu schic-

ken! Ich glaube, wir sind nicht nur von Rechts wegen in diesem Kriege, sondern auch um der Klugheit willen. Wären wir abseits geblieben, und hätte Deutschland den Krieg ausgehalten oder gewonnen, so wären wir angegriffen worden, und zwar das, während Europa grinsend zugesehen hätte: Zunächst nicht direkt, sondern durch einen Angriff auf irgendeinen zentral- oder südamerikanischen Staat, wohin es für uns wenigstens ebenso schwierig wäre, Truppen zu senden, wie für Deutschland. Und was dann, wenn diese mächtige Nation, dem Kriege verschworen, einmal in Süd- oder Mittelamerika festen Fuss gefasst hätte? Was wäre es dann mit unsrer berühmten Absonderung?

Nur weil ich glaube, unser Volk müsse unterrichtet werden, willigte ich ein, dieses Buch zu schreiben. Es gibt zu viele Denker, Schriftsteller und Redner in den Vereinigten Staaten; von jetzt an brauchen wir Tatmenschen, Organisatoren und Wirklichkeitsmenschen, die allein imstande sind, diesen Kampf zu gewinnen für uns, für die Sache der Demokratie und des Dauerfriedens.

Da ich von so neuvergangenen Ereignissen schreibe, bin ich natürlich gezwungen, eine grosse Zurückhaltung zu beobachten, über manche Dinge Stillschweigen zu bewahren, von denen ich gerne sprechen möchte, manches Urteil aufzuschieben, und für künftige Enthüllung verschiedenes zurückzubehalten, dessen Mitteilung jetzt vielleicht nur dazu angeht, die Bitterkeit zu vermehren oder in unserm eigenen Lande innere Uneinigkeit zu schaffen.

Der Amerikaner, der zur Sommerzeit durch Deutschland reist oder zum Anreiz seiner Leber einen Monat in Homburg oder Karlsbad zubringt, der sich seine Verdauung instandstellen lässt von Dr. Dapper in Kissingen, oder die verlorene

*Kunst des Fleischessens bei Dr. Dengler in Baden neu lernt, erfährt wenig vom wirklichen Deutschland und seinen Staatslenkern; und in diesem Buche erzähle ich einiges vom wirklichen Deutschland, nicht nur damit meine Leser die Ereignisse der letzten drei Jahre verstehen lernen, sondern auch damit sie sich ein Urtheil darüber bilden können, wie sich unsre künftigen Beziehungen mit diesem Lande wahrscheinlich gestalten werden.*

# MEMOIREN DES BOTSCHAFTERS GERARD

---

## KAPITEL I.

### Mein erstes Jahr in Deutschland.

---

Am zweiten Tage unterwegs an Bord des *Imperator*, wollte ich mich in einen Sommeraufenthalt begeben; da weckte mich früh um sieben Uhr ein lautes Pochen. Das Radio von einem Freunde in New York, das mir eingehändig wurde, unterrichtete mich von meiner Ernennung zum Botschafter in Deutschland. Manche Freunde befanden sich auf dem Schiff, Heinrich Morgenthau, späterhin Botschafter bei der Türkei, Oberst George Harvey, Adolph Ochs und Louis Wiley von der *New York Times*, Clarence Mackay, und andere. Der *Imperator* ist ein Wunderschiff von 54,000 oder mehr Tonnen, und zeitweise hat man Mühe zu glauben, dass man auf hoher See ist. Ausser dem gewöhnlichen Speisesalon ist hier ein Frühstücksraum und ein Ritz-Restaurant mit seinem Palmengarten und, natürlich, einer ungarischen Kapelle. Auch ein Turnsaal ist vorhanden und eine Schwimmhalle, und nachts werden in dem ungeheuren Ballsaal Tänze aufgeführt, wobei die Damen ihr Bestes anziehen, gerade wie sie es an Land tun. Oberst Harvey und Clarence Mackay gaben mir ein Diner von vierundzwanzig Gedecken, et was wie ein Rekord zur See. Noch lange nachher sah ich in

Deutschland allenthalben Bilder vom *Imperator*, mit Einschluss eines der Tische, wie sie für dieses Diner arrangiert worden waren. Diese Bilder wurden über Deutschland verbreitet als eine Art Propaganda, um die Deutschen zu veranlassen, ihren eigenen Schiffen den Vorzug zu geben und sich Ozeanreisen zu leisten. Ich möchte wünschen, diese Propaganda wäre früher gekommen und hätte mehr Erfolg gehabt ; denn durch das Reisen lernen die Völker einander kennen und infolgedessen sich des Krieges enthalten.

In der Nacht, nach dem üblichen Schiffskonzert, übersetzte mir Heinrich Morgenthau eine kleine Ansprache ins Deutsche, die ich auch fertigbrachte, nachdem ich sie mühsam auswendiggelernt hatte. Jetzt, da ich des Deutschen besser kundig bin, bekomme ich kalten Schweiss, wenn ich an den schauerlichen Akzent denke, mit welchem ich diese Anrede von Stapel liess. Ein flüchtiger Abstecher nach Berlin folgte anfangs August, um einen Blick zu tun in die Hausgeschäfte, und dann kehrte ich nach den Vereinigten Staaten zurück.

Im September ging ich nach Washington, um mich «instruieren» zu lassen, sprach mit dem Präsidenten und dem Staatssekretär, und sass zu Füssen des Vizestaatssekretärs Alvey A. Adee, des verehrten Weisen auf dem Staatsdepartement. Am 9. September 1913, nachdem ich als Mitglied des Obergerichtes des Staates New York zurückgetreten war, fuhr ich nach Deutschland und hielt unterwegs in London an, um mit Botschafter Page Bekanntschaft zu machen, da gewisse kluge Leute in Washington der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatten, dass die persönliche Bekanntschaft unsrer Bot-

schafter es ihnen erleichtere, einander in die Hände zu arbeiten.

Zwei Sorgen befallen einen neubestellten Botschafter. Er muss zuerst daran denken, was er tragen, und wo er leben soll. Alle andern Nationen haben schöne Botschafts- oder Gesandtschaftsgebäude in Berlin; ich fand aber, dass meine beiden unmittelbaren Vorgänger eine Villa bewohnt hatten, die ursprünglich als Zweifamilienhaus gebaut war, zwar ordentlich hübsch gelegen, jedoch zwei Meilen vom Zentrum Berlins entfernt und ganz ungeeignet für eine Botschaft. In Berlin gibt es wenig Privathäuser; die meisten Leute leben in Wohnungen. Nach einigem Hin und Her fand ich ein schönes Haus am Wilhelmplatz, unmittelbar gegenüber dem Reichskanzlerpalais und dem Auswärtigen Amt, im eigentlichen Mittelpunkte Berlins. Dieses Haus war gebaut worden als Residenz für die Fürsten Hatzfeld und war später in den Besitz einer Bankierfamilie namens Von Schwabach gelangt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten besitzt oder bezahlt, im Gegensatz zu andern Ländern, keine Miete für ein passendes Botschaftsgebäude, sondern gibt eine Vergütung für Lokalitäten, wenn das Haus gross genug ist, um Raum zu bieten für das Beamtenpersonal der Botschaft. Das Palais der Von Schwabach war nichts als eine Schale. Sogar die Zubehörstücke für das Gas und das elektrische Licht waren entfernt worden, und als die Warmwasser- und Heizanlage, die Baderäume, elektrische Beleuchtung und alles, was drum und dran hängt, eingerichtet und das Haus von oben bis unten ausgestattet war, hatte mein erstes Jahresgehalt den Nullpunkt weit überschritten. Das Palais war erst zur Besitznahme be-

reit zu Ende Januar 1914 ; inzwischen lebten wir im Hotel Esplanade, und die Geschäfte besorgte ich in der alten Zweifamilienvilla.

In Berlin befinden sich mehr Diplomaten als in irgend einer andern Hauptstadt der Welt ; denn jeder der fünf- undzwanzig Staaten, die das deutsche Reich bilden, schickt eine Gesandtschaft nach Berlin ; sogar die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen haben einen Ministerresidenten in der Reichshauptstadt.

Unabänderliche Sitte verlangt es, dass ein neuer Botschafter in Berlin zwei Empfänge gibt, einen für das diplomatische Korps, den andern für alle die Leute, die das Recht haben, zu Hofe zu gehen. Letzteres sind die Beamten, Edelleute und die Offiziere von Heer und Flotte, nebst soviel weiteren Personen, als bei Hofe vorgestellt worden sind. Diese Leute werden bezeichnet als « hof-fähig », d. h. als an den Hof passend. Es mag hier die Bemerkung interessieren, dass Juden nicht am Hofe zugelassen werden. Diejenigen Juden, die geadelt wurden und das Recht erhielten, das vielbegehrte « von » vor ihre Namen zu setzen, hatten sich vor allem andern der Taufe in irgend einer christlichen Kirche vorschriftsmässig unterziehen müssen. Beispiele dafür sind die Familien Von Schwabach, deren Ahnherrenhaus in Berlin ich bewohnte, und Friedländer-Fuld, der allgemein für den reichsten Mann in Berlin gehalten wurde und ein grosses Vermögen erworben hatte mit Cokes und seinen Nebenprodukten.

Diese beiden Empfänge sind in Wirklichkeit eine Einführung des neuen Botschafters in die offizielle Welt und Hofgesellschaft. Vor diesen Empfängen jedoch, im Laufe

des November, überreichte ich dem Kaiser mein Beglaubigungsschreiben als Botschafter. Diese Vorstellung ist ein ganz feierliches Ding. Drei Wagen wurden für mich und meinen Stab entgegengesandt, Wagen, denjenigen ähnlich, worin Aschenbrödel zu ihrem Balle fährt, lauter Glas, mit Kutschern in weissen Perrücken, Vorreitern in weissen Perrücken, und Lakaien zu Fuss, die sich am Hinterteil des Wagens aufstellten. Freiherr von Röder, der die Botschafter einzuführen hat, fragte nach mir und geleitete mich zum ersten Wagen ; die Leute vom Botschaftsstabe sassen in den beiden andern. Unsre kleine Prozession zog feierlich durch die Strassen Berlins und fuhr auf dem Wege durch den mittleren Teil des Bogens des bekannten Brandenburger Thores, des Thorbogens, der am oberen Ende der Anlage Unter den Linden steht, eine Auszeichnung, die nur bei dieser Gelegenheit gewährt wird.

Wir stiegen lange Treppen hinauf und wurden in einem weiten Saale empfangen von den Adjutanten und Offizieren des kaiserlichen Hauses, alle natürlich in Uniform. Dann wurde ich allein in den anstossenden Raum geführt, wo der Kaiser, hochaufgerichtet und gekleidet in die schwarze Uniform der Totenkopfhülsen, an einem Tische stand. Ich hielt ihm eine kleine Ansprache und präsentierte mein Beglaubigungsschreiben nebst dem Abberufungsschreiben meines Vorgängers. Darauf liess der Kaiser in seiner hochaufgerichteten und eindruckmachenden Haltung nach und sprach mit mir in sehr freundlicher Weise, wobei er mir durch sein Interesse für Geschäfts- und Handelsangelegenheiten auffiel. Dann bat ich um Erlaubnis, gemäss der Uebung, meinen Stab vor-

zustellen. Die Türen wurden geöffnet. Der Stab trat herein und wurde dem Kaiser vorgestellt, der in wirklich frischer und angenehmer Weise mit jedem von uns sich unterhielt und sagte, er hoffe vor allem aus den ganzen Botschaftsstab beim Morgenritt im Tiergarten zu sehen.

Der Kaiser ist eine höchst eindruckerverweckende Erscheinung, und in seiner schwarzen Uniform, umringt von seinen Offizieren, sah er entschieden aus wie « jeder Zoll ein König ». Obwohl meine Vorgänger bei derartigen Anlässen eine Art diplomatischer Fantasieuniform getragen hatten, die sie selbst wählten, entschloss ich mich dazu, diesen Brauch aufzugeben und zum demokratischen, wenn auch reizlosen und unbequemen Gesellschaftsanzug zurückzukehren. Dies einfach deshalb, weil die amerikanische Presse und gewisse Kongressabgeordnete, die zwar keine Einwendung zu machen hatten gegen das Tragen von Uniformen im Heer und in der Flotte, in der Polizei und auf der Post, und von den Offizieren nicht verlangen, dass sie ihre Truppen im Gesellschaftsanzug zur Schlacht führen, gegen amerikanische Diplomaten eine ausserordentlich schlechte Meinung hegten, die sich der Sitte anbequemt hätten, eine diplomatische Uniform anzunehmen.

Einige Tage nach meiner Vorstellung beim Kaiser wurde ich nach Potsdam geleitet, das ungefähr eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von Berlin entfernt gelegen ist, und vom dortigen Bahnhof zum Neuen Palais gefahren, um der Kaiserin vorgestellt zu werden. Die Kaiserin war höchst liebenswürdig und zuvorkommend und stellte sich dar als eine wirklich distinguierte Erscheinung. Begleitet von Frau Gerard, und immer, Tag und Nacht, im hölli-

schen Gesellschaftsanzug, wurde ich auch empfangen vom Kronprinzen und der Kronprinzessin, sowie andern königlichen Prinzen und ihren Gemahlinnen. Bei diesen Anlässen setzten wir uns und blieben nicht stehen, wie beim Empfang durch den Kaiser und die Kaiserin, und pflegten einfach « höfliche Unterhaltung », etwa zwanzig Minuten lang, indem wir zuerst von den Hofdamen und Adjutanten aufgenommen wurden. Diese Prinzen waren immer irgendwie uniformiert.

Beim Empfang der hoffähigen Gesellschaft stand Frau Gerard in einem Zimmer, ich in einem andern, und bei jedem von uns stand ein Vertreter des kaiserlichen Hofstaates, um die Leute vom Hofe, sowie je ein Heeresoffizier, um die Angehörigen der Armee vorzustellen. Der Offizier, der mir beigegeben war, führte den merkwürdigen Namen « der Pförtner von der Hölle ». Ich habe mich seither oft darüber verwundert, durch welche prophetische Eingebung er zu mir gesandt wurde, um mich in die zweieinhalb Jahre des Weltkrieges einzuführen, die ich in Berlin durchgemacht habe. Dieser unglückliche Offizier, übrigens ein höchst liebenswürdiger Herr, wurde am Anfang des Krieges getötet.

Die « Saison » in Berlin währt etwa vom 20. Januar hinweg sechs Wochen lang. Sie ist von kurzer Dauer, weil die Hofgesellschaft, wenn sie länger als sechs Wochen in Berlin bleibt, zur Bezahlung der örtlichen Einkommensteuer für Berlin pflichtig wird, wo der Ansatz höher ist als in den Gegenden Deutschlands, wo ihre Landgüter liegen. Die erste grosse Hofzeremonie ist die « Schleppencour », so benannt nach den langen Schleppen, die von den Damen dabei getragen werden. An jenem Abend stellten

wir Herrn und Frau Robert K. Cassatt aus Philadelphia vor, sowie Frau Ernest Wiltsee, Frau und Fräulein Luce und Frau Norman Whitehouse. Bei der Ankunft mit ihnen und allen Mitgliedern des Botschaftsstabes nebst ihren Damen wurden wir eine lange Treppe hinaufgeführt, an deren oberem Ende eine Ehrenwache im Kostüm der Zeit Friedrichs des Grossen allen Botschaftern das Gewehr präsentierte und Kesselpauken dröhnten.

Durch lange Reihen von Kadetten der Kriegsschulen, als Pagen in weiss gekleidet, mit kurzen Kniehosen und gepuderten Perrücken, durchschritten wir verschiedene Säle, wo alle die Leute zerstreut standen, die gemustert werden sollten. Hinter diesen, in einem Saal von sechzig Fuss Länge auf fünfzig Fuss Breite, sassen auf einem Throne der Kaiser und die Kaiserin, und auf den breiten Stufen zu diesem Throne die Prinzen mit ihren Gemahlinnen, die Hofdamen und alle übrigen Mitglieder des kaiserlichen Haushaltes. Die Damen der Botschafter traten zuerst in den Saal, in Abständen von ungefähr zwanzig Fuss gefolgt von den übrigen Damen der Botschaft und den vorzustellenden weiblichen Gästen. Wenn sie in den Saal eintraten und die Richtung ihres Ganges änderten, um sich dem Throne zu nähern, breiteten Pagen in weiss mit langen Stäben die Schleppe der Damen auseinander. Gegenüber dem Throne angelangt, etwa zwanzig Fuss davon entfernt, machte jede Botschaftersgattin einen tiefen Knicks, und stellte sich dann am Fusse des Thrones auf, zur Linken des Kaisers und der Kaiserin, und während jede Dame der Botschaft, die noch nicht vorgestellt war, sowie jede vorzustellende weitere Dame auf dieser Seite des Thrones anhielt und ihren Knicks machte, musste die

Botschafterin mit lauter Stimme den Namen einer jeden ausrufen ; wenn die letzte vorüber war, folgte sie ihr zum Saal hinaus, indem sie seitwärts ging, um den Majestäten nicht den Rücken zu wenden, ein wahres Kunststück in Anbetracht dessen, dass sie eine fünfzehn Fuss lange Schleppe nach sich zog !

Wenn auf diese Weise alle Botschafterinnen vorbeidefilirt hatten, kam die Reihe an die Botschafter selbst, die dasselbe Programm umständlich durchzuführen hatten, nur dass sie statt der Knickse tiefe Verbeugungen machten. Den Botschaftern folgten die Damen der Minister, ihnen die Minister selbst, die ihrerseits von den Würdenträgern des Hofes abgelöst wurden. Alle gingen in die anstossende Halle hinaus, wo ein Buffet servirt wurde. Die ganze Geschichte begann ungefähr um 8 Uhr und war in einer Stunde vorbei.

An den Hofbällen, die ebenfalls am frühen Abend begannen, wurde ein abweichendes Verfahren befolgt. Da wurden die Gäste gebeten, sich vor 8 Uhr 20 im Ballsaal zu versammeln. Wie bei der Schleppe stand auf einer Seite des Saales der Thron, mit Sitzen für den Kaiser und die Kaiserin, und zur Rechten dieses Thrones waren die Sitze für die Gemahlinnen der Botschafter, in der Reihenfolge des Ranges derselben, mit den Damen ihrer Botschaft sowie denjenigen, die sie zum Ball mitgebracht hatten, stehend hinter ihnen. Nach ihnen kamen die Gattinnen der Minister, in ähnlicher Anordnung, dann die Botschafter, auf erhöhten Stufen stehend, mit ihren Stäben und den Herren, für die sie Einladungen erwirkt hatten, und die Minister in entsprechender Weise. Zur Linken des Thrones standen die Gemahlinnen der Herzöge

und Würdenträger des Reiches, dann ihre Eheherren. Wenn alle versammelt waren, genau zur angekündigten Stunde, liess das Orchester, in mittelalterliche Trachten gekleidet und auf einer Galerie sitzend, Trompetenstösse ertönen ; darauf betraten der Kaiser und die Kaiserin den Saal, der Kaiser natürlich in Uniform, gefolgt von den Damen und Herren des Hofstaates, alle in glänzenden Uniformen, und ein oder zwei Offiziere des Garderegiments, auserwählt nach ihrer hohen Körpergrösse, und in einer Art Uniform gekleidet, wie sie Rupert von Hentzau auf der Bühne trägt, ein Silberhelm überragt von einem Adler, ein stählerner Brustpanzer, weisse Hosen und Rock, und ungeheuer hohe Stiefel, die bis halbwegs an den Oberschenkel heraufragen. Der Hofoberjäger trug eine weisse Perücke, Dreimasterhut, und langen grünen Rock.

Beim Eintritt in den Saal begann die Kaiserin gewöhnlich auf der einen, der Kaiser auf der andern Seite im Saale herumzugehen und der Reihe nach mit den Botschafterinnen, Botschaftern usw. sich zu unterhalten, die Kaiserin in ähnlicher Weise, einen Augenblick mit den deutschen Würdenträgern und ihren Damen plaudernd, die auf der entgegengesetzten Seite des Saales aufgereiht waren. Nachdem sie vielleicht auf jeder Seite halbwegs herum waren, tauschten Kaiser und Kaiserin die Seite. Dieses im Saale Herumgehen und mit den Leuten der Reihe nach Plaudern wird bezeichnet als « Cercle machen », und junge Majestäten werden zu diesem « Cercle machen » eingeübt, indem man sie in einem Garten den Bäumen entlang gehen und an jeden Baum einige freundliche Worte richten lässt ; auf diese Weise lernen sie eine der wichtigsten Pflichten des Königtums.

Getanzt wird nur von jungen Damen und jungen Offizieren adeliger Familien, die vorher die Tänze geübt haben. Sie stehen unter der Oberleitung verschiedener junger Offiziere, die als Vortänzer bekannt sind ; und wenn in Berlin irgend jemand in Hofgesellschaft einen Ball gibt, sind diese Vortänzer dazu bestimmt, darüber zu wachen, dass die ganze Tanzerei nach strenger Regel vor sich geht, und die die Angelegenheiten des Ballsaales mit echt preussischer Gründlichkeit dirigieren. Das Souper findet um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr statt bei einem Hofball, und zwar an kleinen Tischen. Jede Königliche Hoheit hält einen Tisch mit ungefähr acht Gästen ; als solche werden ohne besondere Regel bezüglich des Vorranges die Anwesenden eingeladen. Die jüngeren Gäste und niedrigeren Würdenträger werden nicht beim Souper placiert, sondern setzen sich nach eigener Wahl an andere Tische. Nach dem Souper kehren alle in den Ballsaal zurück ; dort führen die jungen Damen und Offiziere, angeführt von den Vortänzern, eine Art Lanciers auf, in dessen Schlussfigur lange Reihen von Tänzern gebildet werden, die vom Throne strahlenförmig auseinandergelien, und alle Tänzer machen dem Kaiser und der Kaiserin Verbeugungen und Knickse ; diese stehen oder sitzen dann in diesem Augenblick beim Throne. Ungefähr um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr ist der Ball vorüber, und wenn die Gäste durch die lange Halle hinausgehen, erhalten sie Gläser von heissem Punsch und eine besondere Art in Berlin üblichen Kuchens, um die schleichenden Gefahren des garstigen Winterklimas abzuwenden.

Bei den Hofbällen sind die Diplomaten natürlich in ihrer schönsten Diplomatenuniform. Alle Deutschen sind irgendwie in Uniform ; die Damen aber tragen nicht die

langen Schleppen wie bei der Schleppencour, sondern gewöhnliche Ballkleider. Im Zusammenhang mit den Hof-tänzen ist es ordentlich interessant zu bemerken, dass, als der Tango und der Turkey Trot im Herbst 1913 ihren Weg über die deutsche Grenze fanden, der Kaiser einen besonderen Befehl ausgab, wonach kein Offizier des Heeres und der Flotte einen dieser Tänze tanzen, noch das Haus irgend jemandes betreten dürfe, wo zu irgendwelcher Zeit, in Anwesenheit oder Abwesenheit von Offizieren, das Tanzen eines dieser Tänze gestattet worden sei. Durch diese Verfügung wurde der Turkey Trot, der Bunny Hug und der Tango tatsächlich ausgerottet und Walzer und Polka in ihren alten Ehren behalten. Es mag lächerlich erscheinen, dass ein solcher Erlass auf so feierliche Weise herausgegeben wurde. Ich glaube indessen, die höchsten Stellen in Deutschland wünschten ernstlich, das Volk, und insbesondere die Offiziere des Heeres und der Flotte möchten lernen, sich nicht allzusehr der Genussucht hinzugeben. Es wurde immer darnach getrachtet, sie soweit möglich bei einem Leben von spartanischer Einfachheit zu bewahren. So ist es zum Beispiel den Offizieren der Armee verboten, Polo zu spielen, nicht aus irgend einer Abneigung gegen das Spiel selbst, das ja offenbar eine glänzende Reitübung ist, sondern weil es im Heere eine Unterscheidung zwischen Reich und Arm schaffen würde.

Der Geburtstag des Kaisers, der 27. Januar, ist ein grosser Feiertag. Um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr morgens besuchen alle Botschafter, Minister und Würdenträger des Hofes den Gottesdienst in der Schlosskapelle. 1914 waren an diesem Tage die Königin von Griechenland und manche von den

regierenden Fürsten der deutschen Bundesstaaten anwesend. Am Abend war Galavorstellung in der Oper, wobei das ganze Haus von Mitgliedern des Hofes besetzt war. In den Zwischenakten hielten die Fürstlichkeiten im grossen Foyer « Cercle », und ich hatte eine ordentlich lange Unterredung sowohl mit dem Kaiser wie mit der Kaiserin, und wurde auch vom König von Sachsen « erwischt ».

Manche von den Botschaftern sind nicht nur am Berliner Hofe, sondern auch bei den Staatsoberhäuptern der kleineren deutschen Bundesstaaten akkreditiert. So war zum Beispiel der belgische Gesandte bei dreizehn Ländern Deutschlands beglaubigt, und der spanische Botschafter bei deren elf. Aus diesem oder jenem Grunde sind die Botschafter Amerikas und der Türkei nur beim Berliner Hofe akkreditiert. Einige der deutschen Bundesfürsten empfinden dies heftig, besonders der König von Sachsen. Ich hatte den Wink erhalten, er sei ängstlich darum bemüht, sein Missbehagen über diese Unterscheidung zu äussern, indem er sich weigere, mit dem amerikanischen Botschafter den Händedruck auszutauschen. Bei Anlass dieser Galavorstellung war er im Foyer und liess die Bemerkung fallen, er wünsche, dass ich ihm vorgestellt werde. Ich konnte mich natürlich nicht weigern, vergass aber die Empfehlung meiner Vorgänger und streckte meine Hand dar, die er zu ergreifen ostentativ unterliess. Einige wenige Augenblicke später wurde die Gemahlin des türkischen Botschafters dem König von Sachsen vorgestellt und erfuhr die gleiche Zurückweisung ; da sie aber eine Tochter des Khediven von Aegypten, und dabei selbstbürtige Königliche Hoheit war, ging sie um den

König von Sachsen herum und ergriff seine Hand, die er hinter sich gehalten hatte, führte sie hervor und schüttelte sie herzlich, — ein feines Beispiel grosser Geistesgegenwart.

Indem ich von all diesen Dingen schreibe und dabei von einem Wolkenkratzer in New York hinausschaue, erscheinen diese Einzelheiten des Hoflebens wirklich als nichtig und weit entfernt. Aber ein Botschafter ist gezwungen, ein Teil des Systems zu werden. Die wichtigsten Unterhaltungen mit dem Kaiser finden manchmal bei solchen Hofanlässen statt, und der Botschafter und seine Sekretäre erhaschen ihre brauchbarsten Informationsstücke über Theetassen oder mit der Zigarre nach Tisch. Abgerechnet die kurze « Saison » ist Berlin eher langweilig ; Bismarck bezeichnete es als « Einöde von Backsteinen und Zeitungen ». Zur Ergänzung meiner Besuche bei den hohen Herrschaften erforderte es die Sitte, zuerst beim Reichskanzler und beim Staatssekretär des Auswärtigen meine Aufwartung zu machen. Von den übrigen Ministern wird vorausgesetzt, dass sie den ersten Besuch machen, obwohl ich glaube, der gefürchtete von Tirpitz nahm für sich eine andere Regel in Anspruch. So machte ich Schritt für Schritt, während des ersten Winters, die Bekanntschaft derjenigen Leute, die die Geschicke des Deutschen Reiches und seiner siebzig Millionen beherrschen.

Ich ass beim Kaiser und hatte lange Unterredungen mit ihm am Neujahrstag und an den beiden Hofbällen.

Während dieses ganzen Winters suchten die Deutschen von den höchsten Spitzen bis nach unten mir Eindruck zu machen mit der grossen Gefahr, die nach ihrer Meinung Amerika von Japan drohe. Der Militär-, der Marineattaché

und ich selbst wurden darüber belehrt, dass der deutsche Informationsdienst zu berichten wisse, Mexiko wimmle von japanischen Obersten und Amerika von japanischen Spionen. Es ist möglich, dass ein guter Teil des Vorurteils in Amerika gegen die Japaner von den deutschen Propagandisten zusammengebraut wurde, die wir später so sehr kennen lernten.

Es ist bemerkenswert, dass mir während der ganzen Dauer meines ersten Berliner Winters weder offiziell noch offiziös eine Gelegenheit dargeboten wurde, auch nur einem Mitglied des Reichstages oder einem der Führer in der Geschäftswelt zu begegnen. Die Grosskaufleute, deren Bekanntschaft ich machte, sowohl wie die litterarische und künstlerische Welt musste ich aufsuchen, weil sie meistens nicht hoffähig waren. Ich kam nie mit ihnen in Berührung bei irgendwelchen Hofanlässen, offiziellen Dinners, oder auch nur in den Häusern des Hofadels oder denjenigen, die mit der Regierung in Beziehung standen.

Ein sehr interessanter Charakter, mit dem ich während des ersten Winters zusammentraf und öfters mich unterhielt, war Fürst Henckel von Donnersmarck. Fürst Donnersmarck, der im Dezember 1916 im Alter von 86 Jahren starb, war der reichste männliche Untertan Deutschlands. Der reichste Untertan überhaupt ist Frau von Krupp-Bohlen, die Erbin der Krupp'schen Geschützgiesserei. Er war der erste Gouverneur von Lothringen während des Krieges von 1870/71 und hatte seine Hand in allen politischen und kommerziellen Unternehmungen Deutschlands, mehr als ein halbes Jahrhundert lang. Einmal erzählte er mir, er hätte nach dem Kriege von 1870 für eine Kriegsentschädigung von dreissig Milliarden

Franken plädiert, die Frankreich aufzuerlegen sei, und behauptet, Frankreich könne sie mit Leichtigkeit bezahlen ; die gleiche Summe, oder noch viel mehr, müsse beim Abschluss des Weltkrieges von 1914 von Frankreich als Kriegsentschädigung verlangt werden. Auch sagte er mir, er sei immer für Schutzzolltarife eingetreten zugunsten der landwirtschaftlichen Erzeugnisse Deutschlands wie auch als Aufmunterung für die Interessen der deutschen Industrie : Die Landwirtschaft sei nötig, um gesunde Soldaten für den Krieg zu erzeugen, und die Industrie, um Geld zu beschaffen zur Bezahlung des Heeres und der Flotte und ihrer Ausrüstung. Er nahm mir das Versprechen ab, seinen zweiten Sohn nach Amerika mitzunehmen, damit er das amerikanische Leben und die grossen Eisen- und Kohlengebiete Pennsylvaniens sehe.

Natürlich fanden die meisten dieser Unterredungen vor dem Weltkriege statt. Nachdem dieser Krieg zwei Jahre gedauert hatte, und als die Aussichten, die Kriegsauslagen aus den den Feinden Deutschlands aufzuerlegenden Kriegsentschädigungen zu bezahlen, allmählich dahinschwanden, entwickelte der Fürst sehr begreiflicherweise eine grosse Besorgnis darüber, wie Deutschland seine Kriegsschuld werde bezahlen können, und ich bin sicher, dass diese Besorgnis viel beigetragen hat zu seinem Tode zu Ende des Jahres 1916.

Die Sitte verlangte es, dass ich bei meiner Ankunft bei jedem der Botschafter um eine Unterredung nachsuchte und bei ihnen vorsprach. Britischer Botschafter war Sir Edward Goschen, ein Mann von vielleicht 68 Jahren und Wittwer. Er sprach, wie natürlich, französisch, ebenso deutsch, und war, begleitet von seinem Hunde, ein

häufiger Besucher in unserm Hause. Ich bin ihm sehr dankbar für seine Hilfe und seinen Rat, die er mir so generös zuteil werden liess, und die mir doppelt wertvoll waren, da sie von einem Manne seines Rufes und seiner Erfahrung kamen.

Jules Cambon war Botschafter Frankreichs. Sein Bruder Paul ist Botschafter am Hofe St. James. Jules Cambon ist den Amerikanern wohlbekannt, da er fünf Jahre in unserm Lande zugebracht hatte. Ebenso war er Botschafter in Spanien gewesen während fünf Jahren, und zur Zeit meiner Ankunft hatte er ungefähr dieselbe Amtsdauer in Berlin hinter sich. Trotz seinem langen Aufenthalte in jedem dieser Länder sprach er nur französisch ; aber er besass eine tatsächlich wunderbare Einsicht in das politische Leben jeder dieser Nationen. Bollati, der italienische Botschafter, war ein grosser Bewunderer Deutschlands ; er sprach gut deutsch und tat alles, was ihm möglich war, um Italien vom Kriege mit seinen früheren Verbündeten im Dreibunde abzuhalten.

Spanien war vertreten durch Polo de Bernabe, der jetzt die Interessen der Vereinigten Staaten, sowie diejenigen Frankreichs, Russlands, Belgiens, Serbiens und Rumäniens, in Deutschland vertritt. Es ist ein merkwürdiger Kommentar zur Unsinnigkeit des Krieges, dass ich beim Verlassen Berlins die Interessen der Vereinigten Staaten diesem Botschafter übertrug, dem als spanischem Gesandten bei den Vereinigten Staaten beim Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges die Pässe ausgehändigt wurden ! Ich bin sicher, dass nicht nur er, sondern seine gesamte Botschaft unsre Interessen in Deutschland getreulich vertreten wird. Swerbeew vertrat die Interessen

Russlands, Sughimura Japan, und Muktar Pascha die Türkei. Die Gemahlin des letzteren war eine Tochter des Khediven von Aegypten, und Muktar Pascha selbst ein hervorragender General in der türkischen Armee. Ein Botschafter muss auf enge Beziehungen mit seinen Kollegen halten. Oft vernimmt er durch sie wichtige Dinge betreffend sein eigenes Land oder andere Länder. Alle diese Botschafter und die meisten der Gesandten bewohnten hübsche Häuser, die ihnen von ihren Regierungen zur Verfügung gestellt wurden. Auch bezogen sie ausreichende Gehälter und einen Fonds für den Unterhalt.

Während dieses ersten Winters vor dem Kriege sah ich häufig den deutschen Kronprinzen wie auch verschiedene seiner Brüder. Ich kann das allgemeine Urtheil über den Kronprinzen nicht unterschreiben. Ich fand in ihm einen sehr angenehmen Herrn, scharfen Beobachter und Besitzer von intellektuellen Fähigkeiten mehr als gewöhnlicher Art. Er ist in Deutschland unzweifelhaft populär, ausgezeichnet in jedem Sport, unerschrockener Reiter und guter Schütze. Er wird geschickt sekundiert von der Kronprinzessin. Die Mutter der Kronprinzessin ist eine russische Grossfürstin und ihr Vater war Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Sie ist eine wirklich schöne Frau und sehr volkstümlich geworden durch ihr freundliches Wesen. Der einzige Fehler des Kronprinzen war seine Kriegslust ; da er aber diesen Krieg selbst als den stumpfsinnigsten bezeichnet hat, der in der Geschichte jemals geführt wurde, wird er es vielleicht, wenn er auf den Thron gelangt, daran genügen lassen, was ganz Deutschland in diesem Konflikte erlitten hat. Der Kronprinz war vor dem Kriege recht begierig gewesen, die

Vereinigten Staaten zu besuchen, und wir hatten tatsächlich abgemacht, einen Abstecher nach Alaska zu machen auf der Suche nach irgend einem dortigen Hochwild, nebst Aufenthalten in den wichtigsten Städten Amerikas.

Der zweite Sohn des Kaisers, Prinz Eitel Fritz, wird von den Deutschen als derjenige betrachtet, der sich in diesem Kriege am meisten ausgezeichnet habe. Man misst ihm grosse persönliche Tapferkeit bei. Prinz Adalbert, der Flottenprinz, ist in seinem Benehmen ganz Amerikaner. Im Februar 1914 kamen der Kronprinz und die Prinzen Eitel Fritz und Adalbert auf unsre Botschaft zu einem kleinen Tänzchen, zu welchem alle die hübschen jungen Amerikanerinnen, die damals in Berlin waren, eingeladen wurden. Es ist niemals Brauch, königliche Herrschaften zu einer Unterhaltung einzuladen. Sie laden sich selbst ein zu einem Tanze oder einem Diner, und das Verzeichnis der vorgeschlagenen Gäste wird ihnen immer unterbreitet. Wenn so eine königliche Hoheit beim Hause ankommt, wartet der Gastgeber (und, wenn die Hoheit eine Dame ist, auch die Gastgeberin) immer an der Haupttüre und begleitet die Herrschaft die Treppe hinauf.

Auch Allison Armour gab einen Tanzabend, an welchem der Kronprinz teilnahm, nach einem Diner im Automobilklub. Armour war lange Jahre ein ständiger Besucher in Deutschland, indem er auf seiner Yacht im Sommer nach Kiel, und im Winter nach Korfu segelte, wo auch der Kaiser sich hinbegibt. Da er sich niemals darum bemüht hat, vom Kaiser irgend etwas zu erlangen, wurde er sehr intim mit ihm und mit allen Angehörigen der königlichen Familie.

Der Exkanzler von Bethmann-Hollweg ist ein ungeheuer langer Herr von vielleicht 6 Fuss 5 Zoll, oder 6 Fuss 6 Zoll, Höhe. Er stammt aus einer Bankierfamilie in Frankfurt. Es ist zu früh, um eine richtige Abschätzung seiner Handlungsweise in diesem Kriege abzugeben. Als ich in Berlin ankam, und bis zum November 1916, war von Jagow Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. In vergangenen Jahren hatte er die Stellung des Botschafters in Italien innegehabt und nahm mit grossem Widerstreben seinen Posten an der Spitze des Auswärtigen Amtes an. Zimmermann war Unterstaatssekretär und wurde Nachfolger Jagows, als der letztere aus seinem Amte förmlich hinausgezwungen wurde. Zimmermann war wegen seiner offenen und herzlichen Weise und seines demokratischen Gehabens eher der Günstling der Botschafter und des Reichstages als Jagow, der in Erscheinung und Benehmen der ideale Diplomat alten Stils der Theaterbühne war.

Von Jagow war kein guter Redner, und das Treiben gegen ihn ging aus von denjenigen, die geltend machten, er habe bei seinen Antworten auf Anfragen im Reichstag den Regierungsmann nicht kräftig genug zur Erscheinung gebracht. Von Jagow pflegte keinen Umgang mit den Mitgliedern des Reichstages, und seine zarte Gesundheit hielt ihn davon ab, mehr zu tun als die unmittelbare Pflicht seines Amtes. Tatsächlich glaube ich aber, dass von Jagow ein richtigeres Urteil hatte über fremde Nationen als Zimmermann und sich genauer Rechenschaft gab über die Denkweise des amerikanischen Volkes während dieses Krieges, als dies bei seinem Nachfolger der Fall war. Ich hatte gedacht, ich geniesse die persönliche

Freundschaft sowohl Jagows wie Zimmermanns und war daher eher unangenehm überrascht, als ich in den Zeitungen las, dass Zimmermann im Reichstag behauptet habe, er sei aus politischen Gründen gezwungen gewesen, freundschaftliche Beziehungen mit mir zu unterhalten. Ich hoffe aufrichtig, dass das, was er bei diesem Anlass sagte, ungenau wiedergegeben wurde. Nach seinem Sturz übernahm Jagow die Leitung eines Spitals in Libau, im okkupierten Teile Russlands. Dies zeigt die Pflichtergebenheit des preussischen Adels und seine Bereitwilligkeit, irgendeine Aufgabe, und wäre sie noch so bescheiden, zu übernehmen, die ihrem Lande Nutzen bringen kann.

---

## KAPITEL II.

### Politisches und Geographisches.

---

Mein Auftrag lautete « Botschafter in Deutschland ». Es ist bezeichnend für unsre tiefe Unkenntnis aller auswärtigen Angelegenheiten, dass ich zum Botschafter an einer Stelle ernannt wurde, die nicht vorhanden ist. Politisch gesprochen, gibt es einen Ort « Deutschland » nicht. Es sind die fünfundzwanzig Staaten — Preussen, Bayern, Württemberg, Sachsen, u. s. w. — die zusammen das *Deutsche Reich* bilden ; aber es gibt keine solche politische Einheit mit dem Namen « Deutschland ». Diese fünfundzwanzig Staaten haben ihre Stimmen im Bundesrat, einer Körperschaft, von der man sagen kann, dass sie von ferne dem Senat unsrer Vereinigten Staaten entspricht ; die einzelnen Staaten haben jedoch eine verschiedene Zahl von Stimmen. Preussen hat siebzehn, Bayern sechs, Württemberg und Sachsen je vier, Baden und Hessen je drei, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je zwei, die übrigen je eine. Preussen kontrolliert zudem die Stimmen Braunschweigs. Der Reichstag, oder das Kaiserliche Parlament, entspricht unserm Repräsentantenhaus. Seine Mitglieder werden gewählt durch Abstimmung der männlichen Bürger von über 25 Jahren ; praktisch ist aber

der Reichstag nur eine Redegesellschaft, wegen der überwiegenden Macht des Bundesrates, oder Oberhauses. An der Spitze des Ministeriums steht der Reichskanzler, ernannt vom Kaiser, und die übrigen Minister, derjenige für die Kolonien, das Innere, den Unterricht, die Justiz und die auswärtigen Angelegenheiten, sind nur Untergebene des Reichskanzlers und von ihm bezeichnet. Der Kanzler ist dem Reichstag nicht verantwortlich, wie Bethmann-Hollweg zur Zeit der Zaberner Angelegenheit deutlich erklärte, sondern nur dem Kaiser. Es ist wahr, dass eine Neuerung, die dem parlamentarischen Regime eigen ist, vor etwa sieben Jahren eingeführt wurde, nämlich diejenige, dass die Minister gehalten sind (wie in England), auf Fragen zu antworten, die ihnen von Mitgliedern des Reichstages vorgelegt werden ; hier aber beginnt und endet zugleich die Aehnlichkeit mit dem parlamentarischen Regime.

Die Mitglieder des Bundesrates werden ernannt von den Fürsten der fünfundzwanzig Staaten, die zusammen das Deutsche Reich bilden. Preussen, das siebzehn Stimmen hat, kann siebzehn Mitglieder des Bundesrates ernennen, oder auch nur eines, das jedoch, wenn es stimmt, für siebzehn Stimmen zählt. Die Stimmen eines Staates müssen immer als Einheit abgegeben werden. Das übliche Verfahren besteht darin, dass Gesetzesvorlagen im Bundesrat vorbereitet und angenommen, dann dem Reichstag überwiesen werden, von wo sie nach erfolgter Lesung an den Bundesrat zurückgelangen, durch welchen die endgültige Schlussnahme stattfindet. Infolgedessen ist in praxi der Bundesrat Gesetzgeber, mit der Zustimmung des Reichstages. Die Mitglieder des Bundesrates sind

berechtigt, den Verhandlungen des Reichstages beizuwohnen und das Wort zu ergreifen. Die Grundverfassung des Deutschen Reiches wird nicht, wie bei uns, durch eine besondere Körperschaft abgeändert, sondern durch dasselbe Verfahren, wie ein gewöhnliches Gesetz behandelt wird, mit der Ausnahme, dass, wenn vierzehn Stimmen gegen die vorgeschlagene Revision im Bundesrat fallen, die Vorlage zurückgewiesen ist, und ferner kann die Verfassung nicht abgeändert werden mit Bezug auf irgend einen der fünfundzwanzig Staaten ohne die Zustimmung dieses Staates. Damit eine Gesetzesvorlage im Bundesrat und im Reichstag die Mehrheit erlangt, genügt die Anwesenheit eines Quorums; dieses Quorum ist die Mehrheit der in den Reichstag gewählten Abgeordneten; im Bundesrat besteht es aus denjenigen Mitgliedern, die bei einer regelmässig einberufenen Sitzung anwesend sind, sofern der Reichskanzler oder der Vizekanzler dabei sind.

Die Reichstagswahlkreise sind seit 1872 nicht verändert worden, während doch inzwischen eine grosse Verschiebung der Bevölkerung, wie auch eine grosse Zunahme derselben, stattgefunden hat; deshalb vertritt heute der Reichstag das deutsche Volk nicht in dem Sinne, wie er von den Schöpfern der Reichsverfassung beabsichtigt war. Ein guter Teil der Gesetzgebung, die das tägliche Leben der Deutschen berührt, geht aus den Parlamenten Preussens, Bayerns, Sachsens, u.s.w. hervor, wie bei uns die Legislativen der Einzelstaaten. Die rein gesetzgebende Kompetenz der Ministerien und des Bundesrates ist jedoch weitreichend. Diese deutschen Einzelstaaten haben Verfassungen verschiedener Art. Die Grossherzogtümer von Mecklenburg haben überhaupt keine Verfassung.

Man versteht es, dass das Volk selbst eine solche nicht begehrt aus finanziellen Gründen, da es befürchtet, dass viele Ausgaben, die jetzt der Grossherzog trägt aus seinem ausgiebigen Privateinkommen, auf das Volk abgewälzt würden. Die übrigen Staaten haben Verfassungen mannigfacher Art. In Preussen gibt es ein Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus. Die Mitglieder des letztern werden gewählt durch ein System von Klassenstimmen, bei welchem die Stimme eines einzigen reichen Mannes in Klasse 1 soviel gilt wie diejenigen von Tausenden in Klasse 3. Die Erkenntnis Bethmann-Hollwegs, dass dieses fehlerhafte System abgeändert werden müsse, rief die Wut der preussischen Landjunker auf ihn herab, die während so langer Zeit das Deutsche Reich beherrscht haben, indem sie die Zivil- und Militärstellen mit ihren Kindern und Angehörigen besetzten.

Bei der Betrachtung deutscher Verhältnisse darf der übermächtige Einfluss der Militärpartei nicht ausser Acht gelassen werden, und mit der Entwicklung der Flotte beansprucht auch dieser Zweig der Verwaltung ihren Anteil an der Leitung der Regierungspolitik. Die Verwaltungs-, Exekutiv- und Gerichtsbeamten Preussens werden nicht gewählt. Das Land wird regiert und steht unter der Gerichtsbarkeit von Leuten, die in diesen Regierdienst genau auf die gleiche Weise eintreten wie andere in die Armee oder Marine. Sie werden durch die verschiedenen Grade hinauf schrittweise befördert. Dies gilt für Richter, Justizsekretäre und Bezirksanwälte sowohl wie für die Beamten, die die politischen Teile Preussens verwalten; Preussen ist nämlich eingeteilt in Kreise, Bezirke und Provinzen. So mag zum Beispiel ein junger Mann in den

öffentlichen Dienst treten als Hilfssekretär irgend eines Gerichtshofes (Referendar). Dann wird er etwa Bezirksanwalt einer kleineren Stadt, dann Referendar eines grösseren Gerichts, und etwa dem Polizeipräsidium einer Grosstadt beigegeben. Weiterhin wird er etwa Richter in einem kleineren Kreise u. s. w., bis er endlich Richter eines oberen Hofes oder Oberpräsident einer Provinz wird. Tatsächlich sind die einzigen Wahlbeamten, die etwas Kompetenz haben, die Mitglieder des Reichstages und der preussischen gesetzgebenden Körperschaft, und dort ist, wie wir gesehen haben, ihre Kompetenz sehr gering. Die Bürgermeister und Stadträte in Preussen werden gewählt ; aber ihre Machtvollkommenheit ist sehr beschränkt ; dazu werden sie nach dem korrupten Klassenwahlrecht gewählt.

Wiederholt stiess ich im Verlaufe des grossen Krieges, wenn ich irgend eine Beschwerde oder ein Gesuch anbrachte, die Interessen eines der verschiedenen Staaten betreffend, die ich zu vertreten hatte, beim Auswärtigen Amt auf die Erklärung : « Wir richten nichts aus beim Militär. Bitte, lesen Sie Bismarcks Memoiren, und Sie werden sehen, welche Schwierigkeiten er mit dem Militär hatte. » Dank der Tatsache, dass der Kanzler selten festen Fuss fasste, wuchs unzweifelhaft der Einfluss, den sowohl das Heer wie die Flotte auf die Leitung der Reichspolitik beanspruchten, mächtig empor.

Oberflächlich gesprochen, gibt es drei grosse politische Gruppen oder Parteien im deutschen Reichstag. Zur Rechten des Vorsitzenden sitzen die Konservativen. Die meisten von ihnen sind Mitglieder der preussischen Junker- oder Herrenklasse. Sie sind strenge Anhänger der

Kronrechte und Gegner irgend welcher Ausdehnung des Wahlrechtes, in Preussen oder sonstwo. Sie bilden wahrscheinlich das bedeutendste konservative Gros, das heutzutage in irgend einem Lande der Welt vorhanden ist. Ihr Führer, Heydebrand, ist bekannt als der « Ungekrönte König von Preussen ». Zur Linken sitzen die Sozialdemokraten. Da sie ostentativ dem Königtum entgegengesetzt sind und der Republik zuneigen, ist noch niemals ein Sozialdemokrat in die Regierung berufen worden. Sie vertreten die grosse industrielle Bevölkerung Deutschlands. Sie bilden ungefähr einen Drittel des Reichstages, und würden in noch grösserer Zahl drin sitzen, wenn in Deutschland eine neue Wahlkreiseinteilung Platz greifen würde, sodass den Städten ihre eigentliche Vertretung zukäme, in die ein grosser Bevölkerungszug stattgefunden hat seit der Zeit, da die Reichstagswahlkreise geschaffen wurden. In der Mitte, und im Besitze der ausschlaggebenden Gleichgewichtsstellung, sitzen die Mitglieder des Zentrums oder katholischen Körperschaft ; unter ihnen befinden sich manche Priester. Es ist bemerkenswert, dass in diesem Kriege die römisch-katholische Ueberzeugung in neutralen Ländern wie Spanien eine Strömung zugunsten Deutschlands hervorgerufen hat, weil in Deutschland die katholische Bevölkerung zur Verteidigung ihrer religiösen Freiheiten katholisch stimmt, um Katholiken als Mitglieder des Reichstags abzuordnen ; und diese sitzen und stimmen nur als Katholiken. Hochgestellte Deutsche in der Regierung haben mir oft gesagt, dass kein Teil des eroberten Polens jemals Preussen oder dem Reiche einverleibt würde, weil es nicht wünschenswert sei, die Zahl der römischen Katholiken noch zu er-

höhen, und sie mit der gegenwärtigen römisch-katholischen Bevölkerung Schwierigkeiten genug hätten, um ihre Vermehrung nicht zu wünschen. Dieser Umstand und der Wunsch, die Polen für die Schaffung einer nationalen Armee zu ködern, die durch die deutsche Maschine ausgebeutet werden könnte, waren die Gründe für Deutschland, unter Zustimmung Oesterreichs, um ein neues Polen zu bilden.

Diese katholische Partei ist das Ergebnis des « Kulturkampfes » in Deutschland, wie ihn Bismarck selbst nannte, eines Streites, der auf das Jahr 1870 zurückgeht, zwischen dem Staate und der römisch-katholischen Kirche. Preussen war immer der Mittelpunkt des Protestantismus in Deutschland, obschon viele Römisch-Katholische in den preussischen Rheinprovinzen wohnen und in dem Teile Preussens, der hauptsächlich von Polen bewohnt wird und ursprünglich ein Teil des Königreichs Polen war. Baden und Bayern, die beiden wichtigsten süddeutschen Staaten, wie auch andere, sind katholisch. Im Jahre 1870, als die französische Garnison von Rom abzog, ging die weltliche Herrschaft des Papstes zu Ende, und Bismarck, obwohl von den Katholiken dazu aufgefordert, nahm kein Interesse an der Verteidigung des Papsttums.

Überstürzt wurde der Konflikt zwischen den Römisch-Katholischen und der Regierung in Deutschland durch die Verkündung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes durch das Vatikanische Konzil. Eine gewisse Zahl deutscher Pfarrer und Bischöfe weigerte sich, das neue Dogma zu unterschreiben. In dem Streite, der daraus entstand, wurden diese Pfarrer und Bischöfe unterstützt durch die Regierung, die religiösen Orden unterdrückt,

die Zivilehe obligatorisch erklärt, und der Staat riss neue Kompetenzen an sich, nicht nur bei der Bestellung, sondern sogar in der Ausbildung der katholischen Priester. Die Jesuiten wurden 1872 aus Deutschland ausgewiesen. Diese Massnahmen, allgemein bekannt als die Maigesetze, weil sie je im Mai 1873, 1874 und 1875 erlassen wurden, führten zur Bildung und Stärkung des Zentrums, d. h. der katholischen Partei. Auf lange Zeit blieb manche Pfründe in Preussen unbesetzt. Endlich gab Bismarck nach, dank dem Wachstum des Zentrums; die Maigesetze wurden 1886 aufgehoben, und die religiösen Orden, mit Ausnahme der Jesuiten, durften 1887 zurückkehren. Die Zivilehe blieb jedoch obligatorisch in Preussen. Seit diesem Kulturkampf hielt das Zentrum immer die Wage der Machtverhältnisse in Deutschland, indem es bald mit den Konservativen, bald mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache machte.

Ausser diesen drei grossen Parteien gibt es noch kleinere Parteien und Gruppen, die manchmal mit der einen, manchmal mit der andern Hauptpartei marschieren, z. B. die Nationalliberalen und Fortschrittler. Seit dem Kriege greifen gewisse Mitglieder der nationalliberalen Partei den Präsidenten Wilson und die Vereinigten Staaten heftig an. In der Forderung des rücksichtslosen Unterseebootkrieges handelten sie gemeinsam mit den Konservativen. Endlich gibt es noch eine polnische, eine hannoveranische, eine dänische und eine elsass-lothringische Gruppe im Reichstag.

Es gibt in Deutschland drei grosse Rassenfragen, vor allem aus diejenige betreffend Elsass-Lothringen. Es ist überflüssig, diese wohlbekannte Frage des langen aus-

einanderzusetzen ; in dem Kapitel über die Zaberner Affäre werden wir einiges sehen von der Haltung der Truppen gegenüber der Zivilbevölkerung. Beim Ausbruch des Krieges überschritten verschiedene Reichstagsabgeordnete Elsass-Lothringens die Grenze und schlossen sich der französischen Armee an. Wenn es ein Talent gibt, das den Deutschen im höchsten Grade abgeht, so ist es dasjenige, über andere Völker zu regieren und sie dahin zu bringen, ein Teil der Nation zu werden. Es ist nun lange her, seitdem Teile des Königreichs Polen, durch verschiedene Teilungen desselben, Preussen einverleibt wurden ; aber die polnische Frage ist heute lebendiger als zur Zeit der letzten Teilung. Die Polen sind von lebhafterer Rasse als die Deutschen, und römisch-katholisch, und immer noch nähren sie den Traum eines wiederhergestellten, unabhängigen Königreichs Polen. Man hat Mühe zu begreifen, dass Polen zu einer Zeit vielleicht das mächtigste Königreich Europas war, mit einer Bevölkerung von zwanzig Millionen Seelen und einer Flächenausdehnung vom baltischen Meer zu den Karpathen und dem Schwarzen Meer, und das in seinem Territorium die Stromgebiete der Warthe, der Weichsel, der Düna, des Dniepr und des oberen Dniestr einschloss, und dass dieses Königreich ausser den eigentlichen Polen und den baltischen Slaven noch die Letten, die Weissrussen und die Kleinrussen oder Ruthenen in seine Herrschaft einbezog.

Die polnische Adelherrschaft war absolut unfähig, das eigene Land zu regieren, das als leichte Beute den Intriguen Friedrichs des Grossen und der beiden Kaiserinnen, Maria Theresia von Oesterreich und Katharina von

Russland, zum Opfer fiel. Die letzte Teilung Polens geschah im Jahre 1795. Posen, in früherer Zeit eine der Hauptstädte des alten Königreichs Polen, ist der geistige Mittelpunkt desjenigen Teiles Polens, der Preussen einverleibt wurde. Lange Jahre hindurch hat Preussen die Polen abwechselnd verhätschelt und bedrückt und alles versucht, um die polnische Stammbevölkerung durch deutsche Ansiedler zu ersetzen. Es wurde eine Kommission eingesetzt zum Ankauf polnischer Güter und zum Verkauf derselben an Deutsche. Diese Kommission hat die Befugnis, Güter von Polen mit Beschlag zu belegen, sie mit Gewalt zu enteignen mit Entschädigungen, deren Höhe von der Kommission selbst bestimmt wird, und auf den so beschlagnahmten Gütern Deutsche anzusiedeln. Diese Kommission hat ihren Sitz in Posen.

Das Ergebnis war nicht erfolgreich. Die ganze Umgegend Posens und die Stadt selbst ist in zwei Parteien gespalten. Je nachdem, ob man in ein Hotel geht oder in ein anderes, gibt man bekannt, ob man deutsch sei oder polnisch. Die Polen wollen nichts zu tun haben mit Geschäften, die von Deutschen gehalten werden, oder in Läden, deren Aufschriften nicht polnisch sind. Die Söhne von Deutschen, die sich unter dem Schutze der Kommission in Polen niedergelassen haben, heiraten oft polnische Frauen. Das unveränderliche Ergebnis solcher Mischehen ist das, dass die Kinder katholisch und polnisch sind. Polnische Abgeordnete, die als Polen stimmen, sitzen in der gesetzgebenden Körperschaft Preussens und im Reichstag, und wenn ein Teil des alten Königreichs Polen am Ende dieses Krieges in einen selbständigen Staat ver-

wandelt wird, so wird dies die Wirkung haben, dass die Polen in Preussen nur noch unruhiger und aggressiver sein werden als jemals zuvor.

Um die Zuneigung der Polen zu gewinnen, liess der Kaiser in der Stadt Posen in jüngstvergangenen Jahren ein königliches Schloss bauen und bestellte einen beim Volke beliebten polnischen Edelmann, der in der preussischen Armee gedient hatte und dem Kaiser anhing, den Grafen Hutten-Czapski, als dessen Haushofmeister. In diesem Schlosse befand sich eine sehr schöne byzantinische Kapelle, nach Zeichnungen ausgeführt, die der Kaiser besonders dazu ausgewählt hatte. Im Januar 1914 gingen wir mit Allison Armour, den Cassatts, Frau Wiltsee und Fräulein Whitehouse auf einem Ausfluge nach Posen dahin, um uns diese Kapelle anzusehen. Einige unsrer Freunde unter den Deutschen versuchten, uns zum Besten zu halten, indem sie uns sagten, das beste Hotel sei dasjenige, das von den Polen bevorzugt werde. Wenn wir dorthin gegangen wären, hätten wir uns damit selbst als deutschfeindlich und polenfreundlich erklärt ; wir wurden aber zur rechten Zeit gewarnt. Das Schloss enthält einen geräumigen Thronsaal und Ballsaal. In der Halle befindet sich ein ausgestopfter Auerochs, vom Kaiser selbst erlegt. Der Auerochs ist eine Art Büffel, der denjenigen sehr ähnlich sieht, die unsre westlichen Prärien zu durchstreifen pflegten. Die Rasse ist auf gewissen grossen Gütern Ostdeutschlands und in den Jagdwäldern des Zaren in der Umgebung von Warschau erhalten geblieben. Einige Polen erzählten mir, dass beim ersten Versuch, in diesem neuen Schlosse einen Hofball zu geben, die polnische Bevölkerung in den Strassen Tinte zu den Wagenfenstern

hineinwarf auf die Kleider der Damen, die auf den Ball gingen und ihn so vereitelten. Die Schlosskapelle ist wirklich schön und zeugt für des Kaisers architektonischen Geschmack. Während man mich durch des Kaisers Privaträume in diesem Schlosse führte, bemerkte ich auf einer Art erhöhtem Stuhl einem Pult gegenüber einen Sattel. Ich fragte den Führer, was dies für einen Zweck habe. Er erklärte mir, der Kaiser sitze immer in einem Sattel, wenn er arbeite. In einem Buchladen Posens zog der Besitzer für mich eine Anzahl Bücher hervor, die die deutsche Herrschaft in Elsass-Lothringen karikierten. Es ist merkwürdig, dass die Interessengemeinschaft aus Polnisch Posen einen Markt für diese Bücher schafft. Obwohl nicht so gut bekannt, ist die polnische Frage ebenso akut wie die elsass-lothringische.

Nach seinem erfolgreichen Kriege von 1866 gegen Oesterreich, Bayern, Sachsen, Baden, Hannover usw., gelangte Preussen in den Besitz der beiden Herzogtümer von Schleswig-Holstein, die im Norden, auf der jütischen Halbinsel, an Dänemark grenzen. Hier gibt es, seltsam genug, eine dänische Frage. In diesen Herzogtümern wohnt eine gewisse Zahl von Dänen, die aus Gereiztheit gegenüber den preussischen Beamten und Offizieren ihr Nationalgefühl seit 1866 unversehrt erhalten haben. Kleinliche Vorschriften wurden erlassen, deren Bestehen gerade noch den Hass verstärkt und Assimilierung dieser Dänen verhindert. So wurde es Amundsen, dem Polforscher, untersagt, in dänischer Sprache während des Winters 1913 auf 1914 in diesen Herzogtümern Vorträge zu halten; Reglemente wurden verschärft, wonach es verboten sei, dass mehr als eine bestimmte Zahl solcher

Dänen sich in einem Gasthof versammeln ; ebenso wurden solche erlassen gegen die Anstellung dänischen Dienstpersonals. Im Jahre 1866, nach seinem erfolgreichen Kriege, machte Preussen dem alten Königreich Hannover ein Ende und vertrieb seinen König in die Verbannung nach Oesterreich. Noch heute gibt es eine Protestpartei gegen diesen Ueberfall. Der Kaiser glaubt jedoch, das Gespenst des Anspruches der Könige von Hannover gebannt zu haben, als er seine einzige Tochter dem Erben des Hauses Hannover vermählte und dem jungen Paar das erledigte Herzogtum Braunschweig gab. Dass diesem jungen Mann der grosse Welfenschatz auffallen wird, war in den Augen der Berliner Regierung kein Abhaltungsgrund für die Verabredung. Hass gegen Preussen ist noch in andern Teilen Deutschlands vorhanden, aber mit so grosser Furcht gepaart, dass er niemals greifbare Gestalt annehmen wird. In Bayern zum Beispiel haben gerade die Witzblätter auf Jahre hinaus die Preussen und das Haus Hohenzollern lächerlich gemacht. Die vernichtende Niederlage Oesterreichs und der verbündeten deutschen Staaten Bayern, Sachsen, Hessen, Hannover usw. durch Preussen im Jahre 1866 und das seitherige Anwachsen des Preussentums in allen diesen Ländern halten das Volk von jedem offenen Akte zurück. Es ist vielleicht fraglich, wie diese Länder, besonders Bayern, sich verhalten würden im Falle der gänzlichen Niederlage Deutschlands ; vorläufig aber muss man mit ihnen nur rechnen als getreuen Dienern des deutschen Kaisers in militärischer Hinsicht.

Montesquieu, der Verfasser des « Esprit des Lois », behauptet, « Alles Gesetz entstammt dem Boden », und es ist auch schon gesagt worden, dass der Aufenthalt im

heissen Klima der Tropen in einem gewissen Masse den angelsächsischen Charakter verändert. Es ist daher immer gut, bei der Beurteilung des Nationalcharakters etwas zu wissen von den physikalischen Eigentümlichkeiten und vom Klima des Landes, das eine solche Nation bewohnt. Das Herz des modernen Deutschland ist die grosse mittel-norddeutsche Ebene, die praktisch das ganze ursprüngliche Königreich Preussen begreift und sich vom sächsischen und vom Harzgebirge nordwärts bis zur Nord- und Ostsee erstreckt. Aus dieser öden und unfruchtbaren Ebene haben Jahrhunderte lang kriegstüchtige Stämme sich über Europa ergossen. Im Winter ist das Klima nicht so kalt wie dasjenige der nördlichen Gegenden der Vereinigten Staaten. Aber es regnet viel, und die winterliche Bewölkung ist so düster, dass das Fehlen der Sonne auf den Volkscharakter etwelchen Einfluss haben muss. Die Sachsen bewohnen eine gebirgigere Gegend. Württemberg und Baden sind hügelig, und Bayern ist ein schönes Land, reizvoll gestaltet durch liebliche Seen und Berge. Die sanften Umrisse der weinbedeckten Hügel des Rheintales sind seit langem Gegenstand der Bewunderung für die Reisenden gewesen. Die Bewohner Preussens sind ursprünglich nicht germanischen sondern vielmehr slavischen Typs, und in der Tat, in den Wäldern des Spreeflusses, an welchem Berlin gelegen ist, und nur etwa fünfzig Meilen von dieser Stadt entfernt, wohnen immer noch Abkömmlinge der uralten wendischen Bewohner der Gegend, die noch die wendische Sprache sprechen. Die feschen Ammen, deren pittoreske Trachten so bemerkenswert sind in den Strassen Berlins, stammen alle aus dieser wendischen Kolonie, die sich durch alle die Kriege hindurch erhalten

hat, die diesen Teil Deutschlands überflutet haben, infolge des Schutzes, den die Sümpfe und Wälder dieses Gebietes boten. Die Bewohner des Rheintales trinken statt des Bieres Wein. Sie sind von lebhafterer Anlage als die Preussen, Sachsen und Bayern, die von schwerfälliger, phlegmatischer Art sind. Die Bayern sind bekannt für ihre Leistungen als Biertrinker, und es ist keineswegs ungewöhnlich für gutsituierte Münchener Bürger, in einem Tage dreissig grosse Gläser Bier zu versorgen. Daher auch die Kurorte, die über ganz Deutschland verbreitet sind, und wo der gewöhnliche deutsche Geschäftsmann wenigstens einen Teil seiner jährlichen Ferienzeit zubringt.

In Friedenszeit sind die Deutschen schwere Esser. Wie irgend jemand gesagt hat: «Es ist nicht wahr, dass die Deutschen die ganze Zeit essen; aber sie essen die ganze Zeit, ausgenommen in den sieben Zeiten des Tages, wo sie ihre Mahlzeiten einnehmen», und es ist Tatsache, dass gutsituierte Handelsleute Berlins vor dem Kriege sieben Mahlzeiten des Tages hielten: Ein erstes Frühstück zu ziemlich früher Stunde; ein zweites Frühstück um elf Uhr, vielleicht ein Glas Milch oder ein Glas Bier, mit Sandwich; sodann einen sehr schweren Lunch mit vier oder fünf Gängen, mit Wein und Bier; um drei Uhr Kaffee und Kuchen; um fünf Uhr Thee oder Bier mit Sandwich; ein schweres Diner mit verschiedenen Sorten Wein um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr, und ein umständliches Souper vor dem Zubettegehen. Die Deutschen sind wunderbare Weinkenner, und bei irgendwie feierlichen Dinern kosten sie soviel wie achterlei Varietäten. Der beste Wein wird in Gläsern auf Servierbrettern kredenzt, und es wird den Gästen natürlich nicht

Am **Mittwoch, den 4. Februar d. J.**, wird bei Ihren Kaiserlichen und Königl. Majestäten im Weißen Saale des Königl. Schlosses hiersebst ein **Ball** stattfinden, zu welchem die Einladungen durch die Hofpoureniere und durch Karten erfolgen.\*)

Die Damen erscheinen in langen ausge schnittenen Kleidern (**keine viereckigen Ausschnitte und keine langen Ärmel**), mit hellen Glacé-Handschuhen, die Herren vom Zivil in Gala mit weißen Unterkleidern (Kniehosen, Schuhe und Strümpfe), die Herren vom Militär im Hofball-Anzuge, mit Ordensband.

Diejenigen Herren, welche zur Anlegung einer Uniform nicht berechtigt sind und deinnach früher im schwarzen Frack und weißer Krawatte erschienen, haben nunmehr die Befugnis, das vorgeschriebene Hofkleid zu tragen.

Für die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften ist die Anfahrt gegen **8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr** vom Lustgarten her durch **Portal Nr. 5** bei der Wendeltreppe und die **Versammlung** im Kurfürstenzimmer.

Die Obersten Hof-, die Ober-Hof-, die Vize-Ober-Hof- und die Hof-Chargen, die General-Adjutanten, die Generale und Admirale à la suite und die Flügel-Adjutanten Seiner Majestät, der Minister des Königl. Hauses und der Geheime Rabinettsthat, sowie die Gefolge der Allerhöchsten und der Höchsten Herrschaften nehmen dieselbe Anfahrt und versammeln sich um **8<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr** im Königszimmer; die Damen treten in die boisierte Galerie ein.

Alle anderen Gäste sind zu **8 Uhr** eingeladen.

#### **Die Vorfahrt ist:**

- für die Fürsten, die Mitglieder des diplomatischen Corps und die Exzellenzen-Damen und Herren vom Lustgarten her durch **Portal Nr. 5** bei der Wendeltreppe,
- für die Damen — soweit sie nicht zu den vorstehend bezeichneten Gästen gehören — und die sie begleitenden Herren vom Lustgarten her im **Portal Nr. 4**, an der Theatertreppe, von wo der Eintritt durch den Kapitel-Saal genommen wird, und
- für die anderen Herren vom Zivil und Militär von der Schloßfreiheit her durch **Portal Nr. 3** bei der gegenüber der Wache belegenen Hölle ntreppe (Eintritt durch die Bilder-Galerie).

#### **Die Versammlung ist:**

- für die Prinzen und Prinzessinnen aus souveränen neufürstlichen Häusern, sämtliche Damen, die Chefs der fürstlichen und ehemals reichständischen gräflichen Häuser, die Diplomaten, die Exzellenzen und die tanzenden Herren im Weißen Saale;
- die anderen eingeladenen Herren in der Weißen-Saal- und in der Bilder-Galerie.
- Die noch vorzustellenden Damen versammeln sich im Ausbau der Bilder-Galerie (früheres Königinnengemach).

\*) Es wird dringend ersucht, im Gehinderungsfalle die Absage umgehend an das Ober-Hofmarschallamt gelangen lassen zu wollen.

Um **10<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr** wird ein Souper stattfinden und zwar  
im Marinesaal und im Königinnen-Zimmer:

für die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften,  
und für diejenigen Eingeladenen, denen es besonders angesetzt werden wird;

in der Schwarzen Adler-Kammer und der Roten Sammet-Kammer:

für die Hofstaaten;

im Gardes du Corps-Saale und den anliegenden Räumen:

für die tanzenden Damen und Herren und  
alle einzelnen jüngeren Herren;

(Zugang eine Treppe tiefer über die Weiße Saal-Treppe)

im Braunschweigischen Saal, in der Braunschweigischen Galerie, in der Braun-  
schweigischen Kammer, in den Königin-Elisabeth-Kammern und Wohnung  
und im Elisabeth-Saal:

für die außerdem Eingeladenen.

Ende des Festes **gegen 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr.**

Die **Abfahrt** ist nach **Wahl** bei der Wendeltreppe, oder im **Portal Nr. 4** bei der  
Theatertreppe in der Richtung nach dem Lustgarten, oder von der Silber-Galerie aus über die  
Höllentreppe **durch Portal Nr. 3** nach der Schloßfreiheit.

Berlin, den 31. Januar 1914.

Der Ober-Hof- und Haus-Marschall,  
**Freiherr von Reischach.**

Die zur **Abholung** kommenden Wagen dürfen nur **vom Schloßplatz her** durch die **Portale I und II**  
in die **Schloßhöfe** einfahren.

zugemutet, diesen Wein zu trinken, es sei denn, dass sie es wirklich wünschen. Ich kenne eine amerikanische Dame, die sich in Ungarn auf einem Fürstenschloss aufhielt und am ersten Abend den Kellner ihr Glas mit Wein füllen liess, den sie aber nicht trank. Am zweiten Abend ging der Kellner ungnädig an ihr vorüber, und es wurde ihr während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse kein Wein mehr angeboten. Mancher von den Aerzten, mit denen ich zusammentraf, äusserten den Gedanken, dass das schwere Essen und der reichliche Genuss von Wein und Bier den deutschen Nationalcharakter ungünstig beeinflusst, und das Volk streitsüchtig und reizbar, infolgedessen auch kriegslustiger gemacht habe. Der Einfluss der Lebensweise auf den Volkscharakter sollte nicht unterschätzt werden. Fleischessende Völker haben immer vegetarische beherrscht.

---

### KAPITEL III.

## Diplomatische Arbeit des ersten Winters in Berlin.

---

Während dieses ersten Winters in Berlin brachte ich jeden Morgen auf der Botschaftskanzlei zu ; und wenn ich irgend Geschäfte hatte auf dem Auswärtigen Amt, sprach ich dort um fünf Uhr abends vor. Es war Brauch, dass alle Botschafter an Dienstag Nachmittagen beim Auswärtigen Amt vorsprachen, indem sie beim Minister in der Reihenfolge ihrer Ankunft im Vorzimmer eintraten, und dass sie mit ihm eine kurze Unterredung über die laufenden diplomatischen Angelegenheiten hatten.

Im ersten Kapitel habe ich einen detaillierten Bericht gegeben von den Zeremonien des Hoflebens, da ein Einblick in dieses Leben wesentlich ist, um den Geist zu erfassen, der diejenigen erfüllt, denen die Leitung der Geschichte des Deutschen Reiches übertragen ist. Mein erster Winter war indessen nicht lauter Kuchen und Dünnbier. Es waren verschiedene interessante Stücke diplomatischer Arbeit zu besorgen. Zunächst waren wir damals gerade in unsern Konflikt verwickelt mit Huerta, dem Diktator von Mexico, und es war ein Bestandteil meiner Arbeit, von Deutschland Versicherungen zu erhalten, dass es diesen als Präsidenten von Mexico nicht anerkennen werde.

Ferner brachte ich einen guten Teil meiner Zeit damit zu, von der deutschen Regierung zu erlangen, dass sie offiziell an der Weltausstellung von San Francisco teilnehmen werde ; aber, soweit ich herausbringen konnte, schienen Grossbritannien und Deutschland, wahrscheinlich auf das Betreiben des letztern hin, eine Art gegenseitiger Verständigung eingegangen zu sein, oder doch wenigstens ein stillschweigendes Zugeständnis, dass keines von den beiden Ländern an dieser Ausstellung offiziell teilnehmen wolle. Nach dem kläglichen Scheitern der Ausstellung von Jamestown war es den europäischen Staaten gewiss nicht übel zu nehmen, dass sie ihr Geld nicht zur Unterstützung einer ähnlichen Unternehmung auswerfen wollten. Ich glaube jedoch, die Haltung Deutschlands hatte eine tiefere Bedeutung, in dem Sinne, dass wenigstens einzelne unter den deutschen Staatsmännern eine Annäherung an Grossbritannien ins Auge gefasst hatten, um gemeinsam durch diese beiden Grossmächte Amerika und seiner Monroe Doktrin zuvorzukommen. Später wurde ich durch einen hochgestellten Mann im deutschen Auswärtigen Amt davon unterrichtet, dass Deutschland Grossbritannien eine gemeinsame Intervention in Mexico vorgeschlagen hatte, ein militärisches Eingreifen, das der Monroe Doktrin für immer ein Ende gemacht hätte, und das natürlich eine gewaltsame Kolonisierung Mittel- und Südamerikas durch europäische Grossmächte zur Folge haben sollte. Ob aber dieser Vorschlag und seine Ablehnung tatsächlich erfolgt war, kann aus den Archiven des britischen Auswärtigen Amtes in Erfahrung gebracht werden.

Während dieser Periode der Verwicklungen mit Mexico

war die deutsche Presse fast ohne Ausnahme, und besonders diejenigen Blätter, die unter der Kontrolle der Regierung und der konservativen Junkerpartei standen, höchst bitter in ihrer Haltung gegenüber Amerika. Der Grund dazu war der dahinter schlummernde Hass eines autokratischen Regimes gegen eine erfolgreiche Demokratie, Neid auf den Reichtum, die Freiheit und das Handelsglück Amerikas, und eine tiefe und starke Verstimmung gegen die Monroe Doktrin, die Deutschland daran hinderte, seine mächtige Flotte und grosse militärische Kraft zu gebrauchen, um auf der Westhemisphäre festen Fuss zu fassen. Deutschland trat erst spät auf den Plan, um Kolonialmacht zu werden und seinen « Platz an der Sonne » zu finden. Die Kolonien, die es sich erworben hatte, waren für Weisse unbewohnbar. Togo, Kamerun, Deutschostafrika haben ein zu tropisches Klima und sind zu sehr den tropischen Krankheiten unterworfen, um jemals ertragreiche Kolonien zu werden. Deutsch-Südwestafrika hat ein gesünderes Klima, ist aber dürre Wüste. Sozusagen die einzige erfolgreiche Industrie daselbst war diejenige des Sammeln der kleinen Diamanten, die in den Sandwüsten weit im Hinterlande entdeckt wurden.

Auf das dringende Verlangen von Staatssekretär Bryan versuchte ich die deutschen Behörden zu überreden, Deutschland als Signatarmacht der sogenannten Bryan'schen Friedensverträge zu gewinnen. Nach manchen Anstrengungen und langen Unterredungen sagte mir schliesslich von Jagow, der Minister des Auswärtigen, Deutschland werde diese Verträge nicht unterzeichnen, weil Deutschlands grösster Vorteil im Kriege seine Bereitschaft für einen plötzlichen Angriff sei ; es habe zwar

nichts einzuwenden gegen die Unterzeichnung eines solchen Vertrages mit Amerika ; es fürchte aber, dass ihm dann unverzüglich zugemutet würde, gleichlautende Verträge mit England, Frankreich und Russland abzuschliessen ; dass seine Weigerung, mit diesen Ländern analoge Verträge zu schliessen, fast gleichbedeutend wäre mit einer Kriegserklärung, und wenn es zeichnen würde, in der Absicht, die Verträge loyal zu halten, würde es seines grössten Vorteiles im Kriegsfall, nämlich seiner Bereitschaft zu einem plötzlichen, überwältigenden Angriff, verlustig gehen.

Ebenso studierte ich während dieses ersten Winters die Handelslage Deutschlands und erstattete darüber Bericht, besonders über den Boykott amerikanischer Güter durch Deutschland. Auf diese Angelegenheiten werde ich in einem andern Kapitel im einzelnen näher eintreten. Die Verteidigung und Wachsamkeit gegen das Projekt eines Oelmonopols beanspruchte ebenfalls einen grossen Teil meiner Arbeitsstunden. Petrol wird in Deutschland in sehr ausgedehntem Masse für Beleuchtungszwecke verwendet, namentlich von der ärmeren Bevölkerung der landwirtschaftlichen Dörfer und der Industriestädte. Dieses in Deutschland verbrauchte Oel stammt aus zwei Bezugsquellen, einesteils aus Amerika und andernteils aus den Petrol-distrikten Galiziens und Rumäniens. Die deutsch-amerikanische Oelgesellschaft, durch welche das amerikanische Oel in Deutschland vertrieben wird, ist, obwohl eine deutsche Gesellschaft, von amerikanischem Kapital beherrscht, und deutsches Kapital war in weitgehendem Masse investiert in den galizischen und rumänischen Oelfeldern. Das Oel aus Galizien und Rumänien ist

an Qualität nicht so gut wie das aus Amerika importierte. Vor meiner Ankunft in Deutschland hatte die Regierung ein Gesetz eingebracht, durch welches das Oelmonopol geschaffen werden sollte, d. h. es sollte eine Gesellschaft gebildet werden unter der Kontrolle der Regierung mit dem Zwecke, den ganzen Oelbedarf Deutschlands zu versorgen, mit Ausschluss jeder andern Person oder Gesellschaft, die keine Erlaubnis mehr haben sollten, aus ihren Vorräten irgendwelches Quantum Petrol zu Beleuchtungszwecken oder ähnliche Produkte im Reiche zu verkaufen. Das Gesetz sah vor, dass die Geschäfte derjenigen, welche bereits im Grossverkauf von Petrol arbeiteten, sowie ihre Gewinnungsanlagen u.s.w., an diese Regierungsgesellschaft übergehen, enteignet und entschädigt werden sollten.

Die deutsch-amerikanische Gesellschaft hatte jedoch auch ein Detailgeschäft und Betriebsanlagen in ganz Deutschland, für die nach der Vorlage keine Entschädigung ausgerichtet worden wäre. Ferner enthielt die Regierungsvorlage gewisse sehr merkwürdige « Trümpfe ». So z. B. sah sie vor, dass die Uebernahme aller Betriebsanlagen erfolgen sollte « innerhalb der Zollgrenzen des Deutschen Reiches », und liess damit eine Raffinerie, die sich im Freihafen Hamburg befand, ohne Entschädigung, obwohl natürlich durch das Inkrafttreten der Monopolvorlage diese Raffinerie wertlos wurde für die unter amerikanischer Kapitalkontrolle stehende Gesellschaft, der sie angehörte. Im Verlaufe dieser Untersuchung kam an den Tag, dass die Preussischen Staatseisenbahnen als Mittel zur Boykottierung des amerikanischen Petrols verwendet werden sollten. Das amerikanische Oel kam nach Deutsch-

land via Hamburg, das galizische und rumänische via Oderberg. Nimmt man einen Ablieferungspunkt an, der gleich weit von Hamburg und Oderberg entfernt ist, so war der Anteil des Ladegewichts an Oel von Hamburg doppelt so gross bis zu diesem Punkte, als derjenige des Ladegewichts für das gleiche Quantum Oel von Oderberg.

Ich nahm diesen Streit auf, auf der Grundlage, dass die Gesellschaft für ihr ganzes Eigentum entschädigt werden müsse, sowohl dasjenige, das im Detailvertrieb, wie dasjenige, das im Grosshandel verwendet wird, und zweitens, dass sie entschädigt werden müsse für die Kundschaft ihres Geschäfts, die sie sich die Jahre hindurch erworben habe durch Ausgabe sehr grosser Summen Geldes. Es ist klar, dass, wo eine Gesellschaft jahrelang tätig war und ihr Geschäft beständig verbessert hat, ihre Kundschaft oft ihr grösster Vorteil ist und oft durch die grössten Geldauslagen erworben wurde. Zum Beispiel beim Ankauf einer Zeitung liegt der Wert nicht in der wirklichen Bilanz, im Vermögen, den Maschinen, und so weiter, sondern in der Kundschaft der Zeitung, dem Ergebnis jahrelanger Arbeit und kostspieliger Verbesserungen. Ich machte keine Einwendung dagegen, dass die Deutsche Regierung in ihrem vollen Rechte sei, dieses Monopol zu schaffen und die unter amerikanischem Einfluss stehende Gesellschaft gänzlich aus dem Felde zu schlagen, bestand aber auf einer anständigen Entschädigung für ihr ganzes Eigentum und ihre Kundschaft. Sogar eine billige Entschädigung für Eigentum und Kundschaft hätte die Regierungsmonopolgesellschaft mit einer bedeutenden Schuld belastet, für die sie hätte Zins bezahlen müssen, und dieser Zins wäre natürlich dem deutschen Oelkonsumenten auf

den Oelpreis geschlagen worden. In meiner letzten Unterredung über den Gegenstand mit dem Kanzler sagte er : « Sie meinen doch nicht, dass Präsident Wilson und Staatssekretär Bryan im Interesse der Standard Oil Company handeln wollen ? ». Ich antwortete, jedermann in Amerika wisse, dass die Standard Oil Company weder Einfluss noch Macht auf Präsident Wilson und Sekretär Bryan ausüben, dass sie aber beide in der Lage seien und den Willen hätten, der Standard Oil Company dasselbe Mass von Schutz angedeihen zu lassen, das jeder amerikanische Bürger, der im Ausland Geschäfte hätte, von seiner Regierung zu erwarten das Recht hätte. Auch sagte ich, ich dächte, die Reichsregierung habe genug getan zugunsten der Deutschen, die an den Petrolfeldern in Galizien und Rumänien interessiert seien, indem sie die Preussischen Staats-eisenbahnen dazu benützt hätten, um diesen Oelproduzenten einen unbilligen Vorteil zu verschaffen gegenüber denjenigen, die amerikanisches Oel importierten.

Kurz darauf wurde die Frage der Schaffung dieses Oelmonopols fallen gelassen und natürlich während des Krieges nicht wieder aufgenommen ; ich zweifle auch mächtig daran, ob nach dem Kriege die Bevölkerung des befreiten Deutschland dafür zu haben sein wird, für schlechteres Oel höhere Preise zu bezahlen, um die Kapitalanlagen gewisser deutscher Banken und Finanzleute in Galizien und Rumänien fruchtbar zu machen. Ich zweifle daran, ob ein liberales Deutschland wünschen wird, den Einfluss über ein grosses Geschäft in die Hände der Regierung zu legen, und dadurch die Zahl von Regierungsbeamten und den Druck des Regierungseinflusses im Lande in weitgehendem Masse zu erhöhen. Es gibt, weiss

der Himmel, heute in Deutschland Beamte genug, ohne dass es notwendig ist, einen grossen Teil der Privatindustrie der Regierung in die Hände zu spielen, mit dem einzigen Zwecke, die schlechten Geldanlagen gewisser Kapitalisten zu verbessern und den politischen Einfluss der Zentralregierung noch zu vermehren.

Im Mai 1914 kam Oberst House mit seiner Gemahlin nach Berlin, um uns einen Besuch abzustatten. Er war natürlich begierig, eine Unterredung mit dem Kaiser auszuwirken; dies wurde bewerkstelligt, indem der Kaiser den Obersten und mich einlud zu dem sogenannten « Schrippenfest » im Neuen Palais zu Potsdam. Während vielen Jahren, seit den Tagen Friedrichs des Grossen, war das Lehrbataillon, das sich aus erlesenen Soldaten aller preussischen Regimenter zusammensetzte, zu Potsdam in Garnison. An einem bestimmten Tage im April wurde diesem Bataillon ein Essen verabfolgt, an dem die Mannschaft weisse Schrippen statt des üblichen Schwarzbrottes isst. Dieses Fest hatte sich seit jenen Tagen erhalten und sich zu einer richtigen Feierlichkeit ausgebildet.

Der Oberst und ich fuhren im Auto nach Potsdam, beide im Gesellschaftsanzug, und machten unsre Aufwartung in einem der Salons im Erdgeschoss des Neuen Palais. Endlich kamen der Kaiser, die Kaiserin und etliche von den Prinzen und ihren Damen, sowie die üblichen Würdenträger des kaiserlichen Haushalts. Der Oberst wurde den Majestäten vorgestellt, und dann wurde ein Gottesdienst abgehalten im Freien, an dem einen Ende des Palastes. Die Kaiserin und die Prinzessinnen sassen auf breiten Stühlen, und der Kaiser stand mit seinen Söhnen dahinter, dann die

verschiedenen Würdenträger. Hinter ihnen war das Lehrbataillon in Reih und Glied aufgestellt. Es wirkte eine grosse Kapelle mit und die Chorknaben des Berliner Domes. Der Gottesdienst machte wirklich Eindruck, nicht zum wenigsten dank einem grossen Zeppelin, der während des ganzen Gottesdienstes über unsern Köpfen manövierte.

Nach dem Gottesdienst wurde das Lehrbataillon Revue passiert und dann gefüttert und getränkt in langen Laubengängen, die dem Palaste gegenüber errichtet worden waren. Während die Mannschaft ass, gingen der Kaiser, die Kaiserin und die fürstlichen Herrschaften den Tischen entlang und unterhielten sich mit den Soldaten. Dann kehrten wir zum Neuen Palais zurück, wo in der ausserordentlichen Halle, ausgestattet mit den merkwürdigsten Arten von Mineralien aus aller Herren Ländern, ein langer Tisch, der drei Seiten eines Vierecks bildete, für ungefähr sechzig Personen gedeckt war. Oberst House und ich sass am Tische direkt dem Kaiser gegenüber, zwischen uns General Falkenhayn. Der Kaiser war sehr guter Laune, und einmal wandte er sich über den Tisch an mich und sagte, Oberst House und ich sähen in unsern schwarzen Gesellschaftsanzügen aus wie ein Paar Raben, wie zwei Leichenbitter an einem Festmahl, und wir störten das Bild. Nach dem Essen hatte der Kaiser eine lange Unterredung mit Oberst House ; dann rief er auch mich zum Gespräch herbei.

Am 26. Mai richtete ich es ein, dass der Oberst zum Dinner in unserm Hause mit von Tirpitz zusammentraf. Wir hatten damals keine Ahnung davon, welche Hauptrolle der Grossadmiral in diesem Kriege spielen sollte.

Damals und bis zu seinem Sturze war er Marineminister, was unserm Staatssekretär des Flottendepartements entspricht, das in Deutschland « Reichsmarineamt » heisst. Der Oberst traf auch mit dem Reichskanzler, mit Jagow, Zimmermann und manchen andern zusammen. Es gibt noch zwei andere Departementschefs der Marine, gleichen Ranges mit dem Staatssekretär und ihm nicht untergeordnet, nämlich der Chef des Marinestabes und derjenige des sogenannten Marinekabinetts. Der Chef des Marinestabes gilt als derjenige, der die tatsächlichen Kriegsoperationen der Marine leitet, und der Chef des Marinekabinetts hat die Personalangelegenheiten der Flotte zu erledigen, d. h. die Beförderung von Offizieren und die Uebertragung von Kommandos von Schiffen und Einheiten an Offiziere. Solange von Tirpitz Staatssekretär der Marine war, beherrschte er durch die Macht seiner Persönlichkeit auch die beiden andern Departemente ; seit seinem Sturze aber haben die Chefs dieser beiden andern Departemente ebenso entscheidende, wenn nicht entscheidendere Bedeutung gewonnen wie das Staatssekretariat.

Am 31. Mai nahmen wir Herrn und Frau Oberst House mit uns nach dem Flugfeld Joachimstal. Hier vollzog der holländische Flieger Fokker seine Flüge, und nachdem er uns vorgestellt worden war, vollführte er uns zu Ehren einige Kunststücke. Fokker stand im Dienste des deutschen Heeres und naturalisierte sich später als Deutscher. Die Apparate, die er entwarf und die nach ihm benannt wurden, hielten lange Zeit die Meisterschaft der Luft an der Westfront.

Der Rat des Obersten House, eines höchst klugen und

vorsichtigen Ratgebers, war mir zu jeder Zeit von grösstem Wert während meines Aufenthaltes in Berlin. Wir wechselten jede Woche einen Brief ; ich sandte ihm ein wöchentliches Bulletin der Lage in Berlin und manche Neuigkeit und Mitteilung zu persönlicher Natur oder zu unbestimmten Charakters, als dass sie in offiziellen Berichten hätten verwendet werden können.

Krieg mit Deutschland erschien als ein Ding, woran nicht einmal zu denken war, als ich in diesem Monat Mai 1914 auf Instruktion hin beim Auswärtigen Amte vorsprach, um der kaiserlichen Regierung zu danken für die Hilfe, die von deutschen Kriegsschiffen den Amerikanern in Tampico geleistet worden war.

Früh im Februar lud mich Herr S. Bergmann, ein Deutscher, der in Amerika sein Vermögen gemacht hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war, um sein deutsches Bürgerrecht wiederzugewinnen, zum Besuche seiner grossen Elektrizitätswerke ein, die er gegründet hatte. Prinz Heinrich von Preussen, Bruder des Kaisers, war der einzige andere Gast, und wir besichtigten zusammen die ausgedehnten Werke, und frühstückten nachher zusammen bei Herrn Bergmann. Prinz Heinrich interessierte sich immer für Amerika seit dem Besuche, den er dort gemacht hatte. Auf diesem Besuche brachte er seine meiste Zeit mit deutschen Gesellschaften, usw. zu. Jetzt wissen wir natürlich, dass er als Propagandist gekommen war, zu dem Zwecke, die Deutschen in Amerika miteinander zu verschmelzen und ihr Interesse für das Vaterland aufzufrischen. Einen ähnlichen Abstecher machte er nach Argentinien, gerade vor dem grossen Kriege, und mit dem gleichen Zwecke ; soviel ich aber

weiss, wurde dieser Ausflug nicht als grosser Erfolg angesehen, von irgendwelchem Standpunkte aus. Als Mann von freundlichem Benehmen ist er wie keiner geeignet, auswärts als deutscher Propagandist aufzutreten. Wenn alle Deutschen gewesen wären wie er, so hätte es 1914 keinen Weltkrieg gegeben.

Am 18. März wurden wir zu einem Maskenball im Palais des Kronprinzen eingeladen. Die Gäste waren meist junge Leute und Offiziere. Die Kronprinzessin trug ein schönes russisches Kostüm mit seinem hochcharakteristischen Stirnband auf dem Kopfe. Der Kronprinz und alle anwesenden Offiziere staken in den malerischen Uniformen ihrer Regimenter aus der Zeit von vor ungefähr hundert Jahren. Prinz Oskar, der fünfte Sohn des Kaisers, nahm sich besonders gut aus. Die Ballzeit in Berlin, wo Offiziere dabei sind, ist ein gutes Beispiel für Gastgeberinnen in unserm Lande. Die Einladungen lauten auf acht Uhr abends, und das bedeutet auch acht Uhr. Ein kaltes Diner von vielleicht vier Gängen wird sofort bei der Ankunft den Gästen aufgetragen, denen, mit Ausnahme sehr weniger besonders hervorragender Persönlichkeiten, keine besonderen Plätze angewiesen werden. Um drei Viertel neun beginnt das Tanzen ; das Souper findet um elf Uhr statt, und die Gäste gehen um zwölf Uhr nach Hause, zu einer Stunde, die es den Offizieren möglich macht, beiziten zu Bett zu gehen. Während der Saison fanden auch Bälle statt auf der britischen und der französischen Botschaft, sowie Vorstellungen des damals in Berlin weilenden russischen Ballets auf der russischen Botschaft.

Die wundervolle neue Königliche Bibliothek, deren Pläne von Ihne stammen, wurde am 22. März eröffnet. Der

Kaiser nahm daran teil, indem er mit der Königin von Rumänien an seiner Seite hereintrat. Sie ist eine aussergewöhnlich schöne Frau, halb Engländerin, halb Russin. Einige Tage später wurde ich ihr vorgestellt bei einem Empfange auf der rumänischen Gesandtschaft und fand die Unterhaltung mit ihr ebenso liebenswürdig als ihren Anblick.

Ende März war eine Pferdeschau. Die Pferde erhalten nicht nur Preise für das blosse Aussehen und für ihre Leistungen beim Trab und Galopp wie hier. Sie müssen alle etwas tun ; denn das Pferd wird in erster Linie als Streitross angesehen. So müssen sie z. B. plötzlich anhalten und drehen auf ein Kommandowort. Die Sprünge waren ausgezeichnet ; immer waren es Offiziere, die ritten. Es war kein Gesellschaftsanlass, obwohl die ganze « Gesellschaft » dabei war und mit gespannter Aufmerksamkeit zusah ; denn in einem kriegerischen Lande, wie im Mittelalter, hängt das Leben des Herrn von den Eigenschaften seines Pferdes ab.

Ich war immer leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden und Pferderennen, und die Rennbahnen um Berlin herum waren immer eine Attraktion für mich. Manche von den Fahrern und Jockeys waren Amerikaner. Taral war erfolgreicher Jockey bei meinem Schwiegervater Markus Daly gewesen. Jetzt ist er Zureiter eines der besten Rennställe Deutschlands, desjenigen der Gebrüder Weinberg, die ihr Vermögen mit Farbstoffen gemacht hatten. « Pop » Campbell, der Herrn Daly's Ogden, den Preisgewinner beim Futurity Rennen, zugeritten hatte, ist Bereiter in Berlin. Ein erstklassiger Jockey war Archibald, von Californien. Mc Creery, der einst für einen

meiner Brüder zuritt, hatte den Stall, der mit dem Weinbergischen konkurrierte, denjenigen des Barons Oppenheim, eines reichen Bankiers von Köln. Die deutschen Offiziere sind glänzende Reiter und nehmen an manchen Rennen teil. Der Kronprinz selbst ist ein erfolgreicher Jockey und Eigentümer eines Rennstalles. Am 5. Juni, beim jährlichen Jagdrennen, dem grossen Steeple-chase des Jahres, erschien der Kaiser selbst auf der Rennbahn von Grunewald, wo er seine eigene Loge einnahm, eine Art kleinen Lusthäuschens, jenseits des Zieles.

Wettbureaux sind in Deutschland nicht gestattet. Das Wetten findet in gegenseitigen Einsätzen statt. Ungefähr 17 % des bezahlten Geldes wird vom Jockeyklub, vom Staate und von den Liebeswerken in Beschlag genommen, sodass der Wettende, mit diesem immer gegen ihn laufenden Prozentsatz, wenig Aussicht auf den endgültigen Erfolg hat. Manche von den Pferderennen sind beschränkt auf in Dänemark und in den Zentralreichen gezüchtete Pferde. Alle Mitglieder unsrer Botschaft schlossen sich dem Rotweissen Tennisklub an, der im Grunewald, etwa fünf Meilen vom Mittelpunkt Berlins, seinen Platz hatte. Auch der Kronprinz gehörte diesem Klub an und spielte oft dort. Er ist ein ausgezeichnete Spieler, nicht geradezu auf der Höhe der Meisterschaft ; aber er kann seinen Mann stellen in jeder Kombination nahe an der Meisterschaftsklasse. Er hat den Vorteil, dass er immer findet, die besten Spieler seien nur zu froh, Gelegenheit zu haben, um mit ihm zu spielen. In diesem Tennisklub wurden wir während der ganzen Zeit der Hasskampagne gegen Amerika von allen unsern deutschen Klubgenossen mit der äussersten Höflichkeit behandelt.

Wir sahen häufig die beiden Austauschprofessoren dieses Winters von 1913 auf 1914, Professor Paul Shorey, von der Universität Chicago, und Professor Archibald Coolidge von Harvard. Diese Austauschprofessoren erteilen Kurse und Vorlesungen an den Hochschulen, und ihr erstes Auftreten ist ein förmliches Ereignis. An diesem ersten Tage, 1913, gab jeder eine Vorlesung an der Berliner Universität, und an dieser Vorlesung nahm auch Prinz August Wilhelm als Vertreter des Kaisers teil. Sonst pflegte der Kaiser unfehlbar selbst dabei zu sein ; aber in den letzten Jahren verlor er zu meinem Leidwesen ziemlich sein Interesse für dieses Unternehmen, das er am Anfang so sehr begünstigt hatte.

Die *Kölnische Zeitung* hat einmal am Anfang des Krieges ihre grosse Ueberraschung ausgesprochen darüber, dass Amerika die Ausfuhr von Kriegsmunition an die Entente gestattete, und sagte allen Ernstes, Deutschland habe alles Mögliche getan, um die Gunst Amerikas zu gewinnen ; es habe Roosevelt eine Revue deutscher Truppen geboten, der Kaiser habe Amerikaner, die auf ihren Yachten nach Kiel kamen, zum Essen mit ihm eingeladen, und sei sogar in Vorlesungen amerikanischer Austauschprofessoren gesessen !

Vor dem Kriege gab es nur ein direktes Kabel von Deutschland nach Amerika. Dieses Kabel war im Besitz einer deutschen Gesellschaft und erreichte Amerika über die Azoreninseln. Ich versuchte, eine Konzession zu erhalten für die Western Union Company, um ein Kabel nach Deutschland zu führen ; aber der Widerstand der deutschen Gesellschaft, die ihr Monopol nicht durchbrochen zu haben wünschte, trug dazu bei, dass die Au-

strengungen der Western Union endgültig vereitelt wurden. Als ich im August 1914, nach dem Ausbruch des Krieges, Ballin von der Hamburg-Amerikalinie und von Gwinner von der Deutschen Bank davon erzählte, und als sie daran dachten, wieviel sie für sich selbst, für Deutschland und für ihre Gesellschaften hätten retten können, wenn ein in amerikanischem Besitz befindliches Kabel nach der deutschen Küste bestanden hätte, kannte ihr Zorn über die Verschleppung seitens des offiziellen Deutschlands keine Grenzen. In ganz kurzer Frist erhielt ich eine Antwort vom Auswärtigen Amt mit der Bewilligung der Konzession für die Western Union Company, mit dem Vorbehalt, dass das Kabel direkt nach Amerika geführt werde. Diese Konzession kam indessen zu spät, und natürlich nahm die Western Union die Angelegenheit während des Krieges nicht wieder auf.

---

## KAPITEL IV.

# Militarismus in Deutschland und die Zaberner Angelegenheit.

---

In den Jahren 1913 und 1914 begaben sich eine Reihe von Ereignissen, die als die « Zaberner Affäre » bekannt sind und nach meiner Auffassung das « System », die Militärautokratie, zu einem schleunigen Kriege entschieden. In dieser Angelegenheit schien das deutsche Volk endlich seine Augen zu öffnen, sich bis zu einem gewissen Grade von seiner panischen Furcht vor seinen Nachbarn zu erholen, die es bis dahin veranlasst hatte, sich der Anmassung und den Ansprüchen der Militärkaste zu fügen, und beinahe bereit zu sein, sich zu demilitarisieren, eine Strömung, die den Standhaltern der Kaste, des Systems, der Armee und der Hohenzollern abschreckend vorkam. Dieses Wort « Zabern » an alle Wände geschrieben, die Haltung der Sozialdemokraten und ihre wachsende Kühnheit, alles waren der Autokratie Anzeichen ihrer schwindenden Macht und trieb diese Autokratie zum Kriege als einem blutigen Aderlass für die Misstimmung des Volkes. Preussen, das dem ganzen übrigen Deutschland sowohl seinen Willen wie seine Denk- und Lebensweise aufgedrungen hat, ist unzweifelhaft eine militärische Nation. Vor mehr als 125 Jahren sagte Mirabeau,

der grosse französische Redner, beim Beginn der Revolution : « Der Krieg ist die Nationalindustrie Preussens ». Später bemerkte Napoleon : « Preussen wurde aus einer Kanonenkugel ausgebrütet », und kurz vor dem Preussisch-französischen Kriege von 1870 schrieb der französische Militärattaché in einem Bericht an seine Regierung : « Andere Völker besitzen eine Armee ; aber in Preussen besitzt die Armee das Land ».

Praktisch ist die Adelsklasse in Preussen Besitzerin des Heeres. Offiziere können auf zwei Arten in die Armee eintreten, entweder indem sie sich privatim in ein Regiment einschreiben lassen und dann rasch befördert werden in die Stellung von Fähnrichen auf Probe oder « Avantageurs » ; oder der junge Aspirant kann auch direkt aus einem zweijährigen Kadettenschulkurs herkommen und als Fähnrich auf Probe eintreten. In beiden Fällen wird der junge Offizier durch ältere Offiziere während der Probezeit beobachtet und kann nur durch Einwilligung der Regimentsoffiziere Offizier des betreffenden Regiments werden. Mit andern Worten : Jedes Regiment ist wie ein Klub, wo die Offiziere das Recht der ausschliessenden Stimmabgabe haben. Dieses Verfahren hat praktisch die Berufsoffiziere auf eine Klasse von Adligen beschränkt. Es ist durchaus nichts ungewöhnliches, dass man in einem Regiment Offiziere findet, deren Verfahren vor zweihundert und mehr Jahren Offiziere desselben Regiments waren. Ausser diesen Offizieren, die aus dem Heeresdienst ihren Beruf machen, wird eine gewisse Zahl von Deutschen, nachdem sie sich der Einreihung in die Armee für ein Jahr und zwei Uebungsperioden unterzogen haben, zu Reserveoffizieren gemacht.

Diese Reserveoffiziere werden einberufen zu den Manövern und natürlich auch, wenn die ganze Nation zum Kriege aufgeboten ist. Diese Offiziere erreichen selten einen höheren Grad als denjenigen von Hauptleuten. Indessen können sie auch befördert werden, je nachdem, welche Zivilstellung sie bekleiden. Auf diese Weise wurde der Reichskanzler während seiner Zivilkarriere sukzessive zum General befördert und von Jagow während des Krieges zum Major. Im allgemeinen sind diese Reserveoffiziere «Einjährige», die, weil sie einen gewissen Bildungsgrad erreicht haben, nur ein Jahr im Heere dienen statt der zwei Jahre, die von den übrigen verlangt werden. Die bayrische Armee ist in gewissem Sinne unabhängig von Preussen, aber nach dem gleichen Muster gebildet.

Jahrelang haben sich die Offiziere der Armee sowohl in ihrer dienstlichen Stellung wie ausserhalb derselben in sehr anmassender Weise benommen gegenüber der Zivilbevölkerung. Mehr als einmal, solange ich in Deutschland war und irgend an einem Schalter in der Linie wartete, schob sich ein Offizier an die Spitze aller übrigen Wartenden ohne von ihrer Seite auch nur einen Protest hervorzurufen. Bei einer Gelegenheit ging ich an die Berliner Rennen mit meinem Schwager und kaufte eine Loge. Während wir in einer Rennpause draussen waren, um die Pferde zu betrachten, setzte sich ein preussischer Offizier mit seiner Frau in unsre Loge. Ich machte einen der Platzanweiser darauf aufmerksam; der Platzanweiser aber sagte, er dürfe einen preussischen Offizier nicht bitten, den Platz zu verlassen, und erst als ich den Oberpförtner hatte kommen lassen und ihm mein Jockeyklubabzeichen und meinen Pass als Botschafter gezeigt hatte, gelang es

mir, wieder in den Besitz meiner eigenen Loge zu gelangen. Es hat viele Fälle gegeben in Deutschland, wo Offiziere, die einen leichten Disput hatten mit Zivilisten, den Zivilisten augenblicklich heruntergehauen haben. Fälle dieser Art von harter Behandlung deutscher Bürger durch Offiziere und Unteroffiziere während des Militärdienstes schufen unzweifelhaft einen Geist der Feindseligkeit nicht nur gegenüber dem Heere selbst, sondern auch gegen das ganze militärische System Preussens.

Diese Geschichten wurden auf die Spitze getrieben durch die sogenannte « Zaberner Affäre ». Bei dieser Affäre schien der innere Zwist zwischen der Zivilbevölkerung und den Berufssoldaten, der in einer Periode langen Friedens einen grossen Umfang angenommen hatte, seinen Höhepunkt zu erreichen. Natürlich hatte dieser Gegensatz noch zugenommen mit der Vermehrung der Bestände des stehenden Heeres im Jahre 1913-1914, die eine wesentliche Zunahme der Zahl von Offizieren und Unteroffizieren, die den Berufsmilitarismus repräsentieren, mit sich brachte. Die kaiserlichen Provinzen, oder Reichslande, wie Elsass und Lothringen genannt werden, waren in einer besonderen Stellung innerhalb des politischen Organismus Deutschlands seit ihrer Annexion im Jahre 1870. Die Reichslande, wie ihr Name angibt, sollten betrachtet werden als gemeinsames Eigentum des Deutschen Reiches, und wurden nicht irgend einem deutschen Staate angegliedert. Sie werden regiert durch einen kaiserlichen Statthalter, mit einer Art Kabinett, bestehend aus einem Staatssekretär, Zivil- und Unterstaatssekretariaten, sowie Departementschefs, verbeiständet durch eine gesetzgebende Körperschaft von zwei Kammern, die eine

gewählt durch Volksabstimmung, die andere sich zusammensetzend aus Mitgliedern, die theils von den städtischen Körperschaften, Universitäten, Kirchen usw. gewählt sind, und theils von der kaiserlichen Regierung berufen werden. Der Statthalter und sein Kabinett werden ernannt vom Kaiser in seiner Eigenschaft als Souverän der Reichslande.

Bis zum Mai 1911 hatten die Reichslande keine eigene Verfassung; ihre Regierungsform wurde bestimmt durch den Reichstag und den Bundesrat, ungefähr in derselben Weise wie die Territorien der Vereinigten Staaten durch den Kongress und den Präsidenten verwaltet werden. Im Jahre 1911 erhielt Elsass-Lothringen eine Verfassung, die ihm eine Vertretung im Bundesrate gab, nachdem die Vertretung im Reichstage bereits 1871 zugestanden worden war. Die Sympathien Elsass-Lothringens für Frankreich waren noch verstärkt worden durch die Politik verschiedener deutscher Statthalter — von Manteuffel, Fürst Hohenlohe, Fürst Münster und Graf Wedel —, die in ihrer Verwaltung zwischen strengen Massnahmen und grosser Milde abwechselten und die Lage nicht verbesserten, sodass die Bevölkerung, ihrem Wesen nach süddeutsch, zweifellos gereizt war durch den Ton und die Manieren der norddeutschen Beamten. Grosse Industrien waren durch die kaiserliche Regierung entwickelt worden, besonders Textilindustrie und Kohlenbergwerke, und die Industriebevölkerung, die in Mülhausen ihren Mittelpunkt hatte, war hitzig und vollständig sozialdemokratisch. Die oberen oder besseren Klassen waren mit Frankreich verbunden durch Familienbände und Religion. Die Bourgeoisie blieb gemässigt antideutsch, oder genauer aus-

gedrückt, antigouvernemental, aus ähnlichen Gründen, und die arbeitenden Klassen waren regierungsfeindlich aus sozialen und volkswirtschaftlichen Gründen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung, die sich nicht viel um Politik kümmerte, die aber durch die Kampagne der nationalistischen Presse mitgerissen wurde, sympathisierte mit Frankreich, sodass die Atmosphäre wohl vorbereitet war für den kommenden Sturm.

Zabern, oder französisch Saverne, ist eine kleine Stadt von acht bis neuntausend Einwohnern, schön gelegen am Fusse der Vogesen und an den Ufern des Rhein-Marnekanals. Ihre Garnison bestand aus einem Stab und zwei Bataillonen des Infanterieregiments 99, kommandiert von Reuter; unter den Offizieren befand sich ein Leutnant von Forstner, ein erst zwanzigjähriger junger Mann, dessen knabenhaftes Aeussere die Schuljugend und die Lehrjungen der nahegelegenen Eisenfabrik dazu ange reizt hatte, sich über ihn lustig zu machen. Es wurde bekannt, dass dieser junge Offizier bei der Instruktion seiner Mannschaft die französische Fahne insuliert und elsässische Rekruten « Wackes » gescholten hatte, ein Spottname, der soviel bedeutet als « Viereckschädel » und von der Bevölkerung Elsass-Lothringens häufig scherzweise gebraucht wird, aber heftig empfunden, sobald er von andern ihnen gegenüber angewandt wird. Es wurde ferner berichtet, er hätte seinen Leuten eine Belohnung von zehn Mark versprochen, wenn einer von ihnen, im Falle eines Streites, einen Sozialdemokraten herunterhauen würde.

Forstner hatte seine Mannschaft instruiert, sie sollten sich hüten, er warne sie davor, französischen fremden

Agenten Gehör zu schenken, von denen die Deutschen behaupteten, dass sie deutsche Soldaten (i. e. Elsass-Lothringer) veranlassten, zu desertieren, um in die französische Fremdenlegion einzutreten. Es ist wahrscheinlich, dass Forstner, wenn er seinen Leuten von der französischen Fremdenlegion sprach, sich Ausdrücke erlaubte, die für französische Ohren beleidigend klangen. Er gab auch selbst zu, dass er das Wort «Wackes» gebrauchte unter Missachtung eines Befehls des kommandierenden Generals, und dafür wurde er bestraft mit verschiedenen Tagen Arrest im Militärgefängnis. Leutnant von Forstner, der den Befehl hatte, seinen Zug zu instruieren über die Vorschriften für den Fall von Konflikten mit der Zivilbevölkerung, behauptete, er habe den üblichen Weisungen nur die Erklärung beigefügt, jeder rechte Soldat sollte sein Bestes tun, um irgendwelche Unruhen zu unterdrücken, und dass er (Forstner) eine besondere Belohnung geben würde irgendeinem seiner Leute, der einen von den «verdammten Sozialdemokraten» verhaften würde.

Die Gerüchte von dieser Handlungsweise Forstners und anderer Offiziere verbreiteten sich rasch unter der Bevölkerung. Die beiden Zeitungen Zaberns veröffentlichten Artikel, die Aufregung wuchs, und es gab Kundgebungen gegen die Offiziere und besonders gegen Forstner. Schliesslich wurden die Beziehungen so schlecht, dass Oberst von Reuter von der Ortszivilbehörde verlangte, bzw. von ihrem Oberhaupte, Direktor Mahler, dass die Ordnung wiederhergestellt werde, indem er zugleich erklärte, er werde die Sache selbst in die Hand nehmen, wenn die Ordnung nicht wiederhergestellt werde. Der Direktor, gebürtig aus einem kleinen Dorfe nahe bei

Zabern, antwortete kühl, er sehe keine Notwendigkeit, gegen eine friedliebende und die Gesetze achtende Bevölkerung einzuschreiten. Am 29. November 1913 versammelte sich eine grosse Menge gegenüber den Kasernen. Oberst von Reuter befahl dem Leutnant Schad, der als Offizier « du jour » die Wache befehligte, die Menge zu zerstreuen. Demgemäss rief Leutnant Schad die Wache zu den Waffen und forderte die Menge dreimal auf, sich zu zerstreuen und nach Hause zu gehen. Die Soldaten stürmten und trieben die Menge über den Platz und in eine Seitenstrasse hinein und verhafteten ungefähr fünfzehn Personen. Unter ihnen befand sich der Präsident, zwei Richter und der Staatsanwalt des Zaberner Obergerichtshofes, die soeben aus dem Gerichtsgebäude herausgetreten waren und sich in der Menge verfangen hatten. Die übrigen verhafteten Personen wurden über Nacht im Keller der Kaserne gefangen gehalten.

Die Nachricht von diesen Ereignissen verursachte ungeheure Aufregung durch ganz Deutschland hindurch. Ein grosser Entrüstungsschrei erhob sich gegen den Militarismus, sogar in Kreisen, wo keine sozialistischen Tendenzen vorhanden waren. Diese Stimmung wurde nicht verbessert durch die Tatsache, dass der kommandierende General der fünfzehnten Armee, zu welchem das Zaberner Regiment gehörte, ein Vorkämpfer der extremsten militaristischen Ideen war, ein Mann, der einige Jahre früher, als Oberst von Kolonialtruppen, das Kriegsministerium vor dem Reichstag vertreten und dabei, die Frage der in Deutsch-Südwestafrika zu unterhaltenden Truppenkontingente erörternd, seine Verachtung gegenüber dem Reichstag höchst deutlich an den Tag gelegt hatte. Als

Oberst von Reuter und Leutnant Schad sich für ihre Handlungsweise und die Befehlsgabe an die Truppen zum Vorgehen gegen die Zivilbevölkerung vor dem Kriegsgericht verantworteten, riefen sie zu ihrer Verteidigung das preussische Gesetz von 1820 an, wonach in jeder Stadt, jedem Flecken oder Dorf der höchststehende Offizier im Kommando die Oberhoheit an sich ziehen müsse, die gewöhnlich der Zivilverwaltung übertragen sei, wenn aus irgend einem Grunde die Zivilverwaltung es an der Aufrechterhaltung der Ordnung fehlen lasse. Der Oberst und der Leutnant wurden dann in der Folge freigesprochen auf Grund der Annahme, dass sie unter den Voraussetzungen dieses Gesetzes gehandelt hatten.

Die Aufregung in ganz Deutschland wurde fernerhin erhöht durch andere Verumständungen. Der Kaiser blieb während dieser kritischen Tage in Donaueschingen, dem fürstlichen Besitz seines Freundes und Günstlings, Fürsten von Fürstenberg, wo er sich mit Fuchsjagden, Fackellichtprozessionen und Cabaretvorstellungen amüsierte. All das war allerdings schon lange verabredet worden, bevor irgend jemand von irgend einem Zaberner Krawall geträumt hatte, und es war vom Kaiser kaum zu erwarten, dass er den Ernst der Lage, die plötzlich entstanden war, erfasste; aber gerade diese Tatsache schuf einen übeln Eindruck. Es wurde sogar das Gerücht verbreitet, die Kaiserin habe, beunruhigt durch die Lage, den Befehl gegeben, es sollte ein Zug bereitgestellt werden, damit sie zu ihm fahren und versuchen sollte, ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, nach Berlin zurückzukehren. Der erst kürzlich ernannte Kriegsminister, Falkenhayn, fuhr nach Donaueschingen, wo auch von Deimling sich ein-

fand. Dieses Verfahren verschlimmerte die Lage nur noch, weil das Publikum daraus schloss, der Kaiser sei nur geneigt, die Ansicht und die Darstellung der hohen Militärs anzuhören. Der plötzliche Tod, durch Herzschlag, des intimsten Freundes des Kaisers, von Hülsen, Chefs des kaiserlichen Militärkabinetts, während eines Bankettes in Donaueschingen gab den rasch sich entwickelnden Ereignissen eine geheimnisvolle Färbung, und diese Konferenzen in Donaueschingen ergaben die Rücktrittserklärungen des Statthalters von Wedel und des Staatssekretärs Zorn von Bulach, Statthalters und Staatssekretärs von Elsass-Lothringen, die beide fühlten, dass die Militärpartei in dem Konflikte mit den Zivilbehörden die Oberhand gewonnen hatte.

Darauf eilte der Reichskanzler nach Donaueschingen und kam dort an wenige Stunden vor der Abreise des Kaisers ; und der darauffolgende Befehl des Kaisers an General von Deimling, darauf zu achten, dass die Offiziere des Heeres ihre Kompetenzen nicht überschritten, und ihn anweisend, die Ereignisse zu untersuchen und Massnahmen zu treffen, um alle Schuldigen zu bestrafen, beruhigten einigermassen die Nation und bewirkten, dass die beiden höchsten Zivilbeamten Elsass-Lothringens ihre Demissionen zurückzogen.

Zabern, wohin der Brigadegeneral durch Deimling abgeordnet worden war, um die Zivilverwaltung wieder in ihre Rechte einzusetzen, hatte sich zu beruhigen begonnen ; aber kaum war der Reichskanzler nach Berlin zurückgekehrt, als ein neuer Zwischenfall Deutschland in Aufregung versetzte. Während er in der Nachbarschaft Zaberns Felddienstübungen durchführte und durch ein

Dorf marschierte, geriet Leutnant von Forstner in Streit mit einem lahmen Schuhmacher und schlug ihn nieder. Dieser brutale Akt von Militarismus verursachte einen neuen Entrüstungsturm in ganz Deutschland. Forstner wurde vor Kriegsgericht gestellt wegen Verletzung und Verwundung eines unbewaffneten Zivilisten, und von der ersten Instanz zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, von der zweiten Instanz aber freigesprochen, weil er « in supponierter Selbstverteidigung » gehandelt habe. Nicht weniger als drei Parteien, das Zentrum, die Fortschrittler und die Sozialdemokraten, richteten Interpellationen an den Kanzler betreffend diesen Zaberner Vorfall.

Ich war zugegen bei den Verhandlungen im Reichstag, die am 4., 5. und 6. Dezember 1913 stattfanden. Drei Süddeutsche, ein Mitglied des Zentrums, Hauss, ein Fortschrittler namens Roser, und der sozialdemokratische Abgeordnete von Mülhausen im Elsass, Peirottes, begannen mit der Vorlage und Begründung der Interpellation und berichteten in heftigen Ausdrücken über die Ereignisse in Zabern. Der Reichskanzler antwortete zur Verteidigung der Regierung. Unglücklicherweise hatte er an diesem Morgen Familiennachrichten höchst unerfreulicher Art erhalten, die seine Nervosität erhöhten. Er sprach mit leiser Stimme und machte den Eindruck eines niedergeschlagenen und kranken Mannes. Es wurde nachher in den Wandelgängen geflüstert, er habe den wichtigsten Teil seiner Rede vergessen. Der ungünstige Eindruck, den er hervorrief, wurde noch erhöht durch Falkenhayn, der zum ersten Mal vor dem Reichstag auftrat. Waren die Mitglieder des Reichstages enttäuscht

worden durch den Reichskanzler, so wurden sie durch die Rede des Kriegsministers auf den höchsten Grad der Bitterkeit aufgestachelt. Mit scharfer, befehlshaberischer Stimme sagte er ihnen, die Offiziere der Armee hätten nichts anderes getan, als was ihre Pflicht gewesen sei; sie würden sich nicht von diesem Wege ablenken lassen durch Pressagenten oder hysterische Individuen; Forstner sei ein noch sehr junger Offizier, der streng bestraft worden sei; diese Art entschlossener junger Offiziere sei aber gerade die Art, die das Land nötig habe usw.

Unmittelbar nach dieser Rede stellte die Fortschrittspartei den Antrag, die Haltung des Reichskanzlers habe die Zustimmung der Volksvertretung nicht gefunden, und es wurde deutlich, dass zum ersten Mal in der Geschichte des Deutschen Reiches ein Tadelsvotum gegen die Regierung zur Beratung kommen sollte. Die Debatte wurde während des ganzen folgenden Tages fortgesetzt, und der Reichskanzler hielt eine zweite Rede, in der er sagte, was er wahrscheinlich am vorhergehenden Tage zu sagen beabsichtigt hatte. Er berichtete darüber, was in Donaueschingen erreicht worden sei; dass der Kaiser eine Kabinettsorder erlassen habe mit dem Befehl, dass die Militärbehörden in ihren gesetzlichen Schranken zurückbehalten bleiben sollen, dass die Schuldigen zu bestrafen seien, dass das Regiment 99 von Zabern versetzt worden sei, dass das absolutistische Gesetz von 1820 für Elsass-Lothringen abgeschafft sei, dass kein Kanzler auch nur für einen Augenblick Missachtung der Gesetze durch irgend Regierungsbeamte, Zivilisten oder Militärs, dulden dürfe und dabei in seiner Stellung verbleiben könne.

Diese zweite Rede des Reichskanzlers machte einen

besseren Eindruck und machte die extremeren Elemente des Reichstages etwas schwankend; aber sie kam zu spät, um die Annahme des Tadelsvotums mit der bedeutenden Mehrheit von 293 gegen 54 Stimmen zu verhindern. Nur die Konservativen stimmten dagegen. Einige Tage später, als die Sozialdemokraten verlangten, der Reichskanzler sollte die Folgen aus dem Misstrauensvotum ziehen und abdanken, zeigte die Haltung der Mitglieder aller andern Parteien, die von der zweiten Rede des Reichskanzlers einen günstigen Eindruck erhalten hatten, dass sie noch nicht vorbereitet waren, so weit zu gehen, dass sie dafür hielten, ein Misstrauensvotum im Reichstag müsse notwendigerweise den Rücktritt des Reichskanzlers bedeuten. Die öffentliche Aufregung nahm allmählich ab, und eine vollständige Personalveränderung im Offizierkorps von Zabern trug dazu bei, eine normale Lage der Dinge herbeizuführen. Der Statthalter, Graf Wedel, und der Staatssekretär, Zorn von Bulach, traten zurück und wurden ersetzt durch von Dallwitz und Graf Rödern. Indessen kam die immerwährende Frage ein wenig später wieder auf bei der ordentlichen Budgetberatung im Reichstag. Der Reichskanzler hielt seine Einführungsrede und gab einen Ueberblick über die internationale politische Lage. Ihm folgte Scheidemann, Führer der Sozialdemokraten, der erbarmungslos den Reichskanzler angriff und behauptete, wenn der Reichskanzler immer noch glaube, er sei der rechte Mann an der Spitze, er, Scheidemann, ihm beweisen wolle, dass das Gegenteil der Fall sei. Sodann zählte er<sup>z</sup> auf, was er als die vielen politischen Schlappen des Reichskanzlers bezeichnete, so z. B. das Scheitern der Gesetzesvorlage zur

Ergänzung des preussischen Wahlrechts, und behauptete, die wenigen Vorlagen, die zur Erledigung gelangt seien, wie etwa diejenige, die Elsass-Lothringen eine wirkliche Verfassung verschaffte, seien nur mit Hülfe der sozialdemokratischen Partei durchgeführt worden. Der Redner wärmte noch einmal die Zwischenfälle der Zaberner Geschichte auf und nahm Bezug auf die Haltung des Kaisers, der, wie er sagte, zu eifrig mit Jagen und Festlichkeiten beschäftigt gewesen sei, um für so triviale Dinge, wie die Zaberner Affäre, Zeit aufwenden zu können. Ferner sagte er, wenn der Reichskanzler sich weigere, zurückzutreten, so sei die einzig mögliche Folgerung aus der Stimmabgabe der 293 Reichstagsmitglieder, die gewiss nicht durch persönliche Abneigung gegen den Reichskanzler beeinflusst gewesen seien, dass der Reichskanzler sich nur deshalb auf seinen Posten stützen müsse, weil er die falsche Auffassung von der Autorität des Kaisers habe, und weil er an den Fetisch des persönlichen Regimes glauben müsse. Scheidemann ersuchte darum, dass die gleiche Mehrheit, die für das Tadelsvotum gestimmt hatte, nun die Folgerung daraus ziehe, indem sie das Gehalt des Reichskanzlers verwerfe und ihn auf diese Weise aus seinem Amte verdränge.

Der Reichskanzler antwortete unverzüglich darauf, indem er sagte, er brauche keinen Rat von Herrn Scheidemann, und wenn die Regierung eingewilligt hätte, das Geschäftsreglement des Reichstages abzuändern, so hätte er ausdrücklich sich die Kompetenz vorbehalten, irgendwelche nach einer Interpellation gefasste Resolution in Erwägung zu ziehen oder nicht; früher konnte nach der Diskussion einer Interpellation und der Antwort der

Regierung keine Abstimmung stattfinden zur Annahme oder zur Verwerfung einer Resolution, die der Meinung des Reichstags über ein derartiges Geschäftsverfahren Ausdruck gab. Solche Resolutionen könnten betrachtet werden als wertvolles Material; aber es sei vereinbart worden, dass sie keine bindende Wirkung haben könnten, sei es auf die Regierung oder auf irgend ein Mitglied derselben, und niemand habe es sich je träumen lassen, dass durch eine blosse Aenderung des Geschäftsreglements die ganze Verfassung des Reiches abgeändert werden könne und dem Reichstag die Kompetenz gegeben sei, die Minister nach ihrem Belieben zu entlassen. In Frankreich und Grossbritannien seien die Verhältnisse anders; in Deutschland bestehe kein parlamentarisches Regiment; es sei das verfassungsmässige Recht des Kaisers, den Reichskanzler zu ernennen ohne irgendwelche Mitwirkung oder den Rat des Reichstags; er (der Reichskanzler) würde sich mit seiner ganzen Macht jedem Versuch widersetzen, dieses System zu ändern, und deshalb lehne er es ab, zurückzutreten, da die vom Reichstag angenommene Resolution keine andere Bedeutung habe, als dass sie klar mache, dass eine Meinungsverschiedenheit bestehe zwischen dem Reichstag und der Regierung.

Diese Debatte fand statt am 9. Dezember 1913, und mit Ausnahme der Sozialdemokraten und der polnischen Abgeordneten unterstützten alle Parteiführer die Auffassung des Reichskanzlers. Der Antrag, das Gehalt des Reichskanzlers zu streichen, wurde verworfen, indem nur die Sozialdemokraten und die Polen dafür stimmten.

Es steht jedoch ausser Frage, dass diese Zaberner Affäre und die daraus folgende Haltung der ganzen

Nation, sowohl wie der ausserordentliche Beschluss des Reichstages, die Kriegspartei mächtig in Aufruhr setzte. Es war dies vielleicht der endgültige Faktor, der die Fürsprecher des alten Militärsystems in Deutschland zugunsten eines europäischen Krieges entschied. In vergangenen Jahren war es Brauch gewesen, wenn der Reichstag bei der Vertagung sich erhob und ein Hoch auf den Kaiser ausgerufen hatte, dass die Sozialdemokraten sich aus dem Hause entfernten ; als sich aber der Reichstag am 20. Mai 1914 vertagte, blieben diese Mitglieder im Saale und weigerten sich, aufzustehen und in das Kaiserhoch einzustimmen. Der Präsident des Reichstages machte sofort auf diesen Respektsbruch gegenüber dem Kaiser aufmerksam, worauf die Sozialisten ausriefen : « Das ist unsre Sache », und Anstrengungen machten, um die Hochrufe mit Pfeifen und Zischen niederzubrüllen, wozu die andern Parteien lärmend Beifall klatschten. Dieser Vorfall erzürnte, wie ich weiss, den Kaiser höchlich, und trug, wie ich glaube, viel dazu bei, seine Einwilligung zum Kriege zu gewinnen.

---

## KAPITEL V.

# Psychologie und Ursachen, die das Volk zum Kriege vorbereiteten.

---

Dem Fernstehenden erscheinen die Deutschen als eine stolze und kriegerische Nation. Aber in Wirklichkeit war die Masse der Deutschen, als sie sich zu dem grossen Opfer verstand, das die ungeheuren Kriegsrüstungen verlangten, von der Furcht geleitet. Diese Furcht stammt aus dem Dreissigjährigen Kriege, dem Kriege, der im Jahre 1618 begann und 1648 beendet war. Als im Jahre 1648 der Westphälische Friede geschlossen wurde, war Deutschland sozusagen eine Wüste. Seine Bevölkerung war von zwanzig auf vier Millionen Menschen gefallen. Die geringe übriggebliebene Bevölkerung war so ausgehungert, dass der Kannibalismus offen betrieben wurde. In den deutschen Staaten wurde die Vielweiberei zum gesetzlichen Zustand erhoben und galt noch viele Jahre nachher als anerkannte Institution. Von 35,000 böhmischen Dörfern waren nur noch 6000 stehen geblieben. In der unteren Pfalz war nur ein Zehntel der Bevölkerung überlebend, in Württemberg nur ein Sechstel. Hunderte von Quadratmeilen ehemals fruchtbaren Landes waren überwachsen mit Wäldern, die nur von Wölfen bewohnt waren. Eine Beschreibung dieser schrecklichen Zeit findet

sich in dem merkwürdigen Roman « Die Abenteuer des Simplizissimus », geschrieben von Grimmelshausen und im Jahre 1669 erschienen, der die Erlebnisse eines klugen Landmanns darstellt, der zuletzt sein deutsches Geburtsland verlässt und sich nach einer verlassenen Insel begibt, die zu verlassen er sich weigert, als ihm eine Gelegenheit geboten wird, in sein Vaterland zurückzukehren. Er antwortet denjenigen, die ihn zur Rückkehr zu veranlassen suchen, mit den Worten, die heute als sehr angebracht erscheinen : « Mein Gott, wohin wollt Ihr mich führen ? Hier ist Friede. Dort ist Krieg. Hier weiss ich nichts von den Hofkünsten, Ehrgeiz, Aerger, Neid, Enttäuschung, noch brauche ich mich um Nahrung und Kleidung zu sorgen... Als ich noch in Europa lebte, war alles — O weh, dass ich als Zeuge erscheinen muss solcher Taten von Christen ! — erfüllt mit Krieg, Brand, Mord, Raub, Plünderung und Schändung von Weibern und Jungfrauen ». Die Münchner Wochenschrift « Simplizissimus », dessen machtvolle politische Zeichnungen oft Europa entsetzt haben, entnahm ihren Namen dieser Figur.

Nach dem Abschluss des dreissigjährigen Krieges wurde Deutschland neuerdings wiederholt heimgesucht von kleineren Kriegen, die im siebenjährigen Kriege Friedrichs des Grossen und der Demütigung Deutschlands unter die Ferse Napoleons gipfelten. In den Kriegen Friedrichs des Grossen wurde ein Zehntel der Bevölkerung getötet. Nicht einmal die grosse Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813 befreite Deutschland von Kriegen, und im Jahre 1866 schlug Preussen mit den kleineren Staaten Norddeutschlands und Italien Oesterreich, das verbeiständet war von Bayern, Hessen-Kassel, Hessen-Darm-

stadt, Nassau, Sachsen, Baden, Württemberg und Hannover. Ich bin überzeugt, dass die Furcht vor dem Kriege, herbeigeführt durch einen ererbten Instinkt, die Ursache dazu war, dass die Masse der Deutschen sich zum Werkzeug und Gimpel hergab für diejenigen, die gerade mit dieser Furcht spielten, um eine Militäradokratie zu schaffen. Auf der andern Seite, und besonders in der Adelsklasse, gibt es in Deutschland eine grosse Zahl von Leuten, die an den Krieg um seiner selbst willen glauben. Zum Teil sind diese Adelligen Abkömmlinge der Teutonischen Ritter, welche die slavische Urbevölkerung Preussens unterjocht und seither ständig unter ihren Willen gebeugt hatten.

Die preussische Armee wurde geschaffen vom Vater Friedrichs des Grossen, der bis zu den lächerlichsten Extravaganzen ging, um für jeden Preis « lange Kerls » in sein Heer zu bekommen. Dieser Vater Friedrichs des Grossen erteilte den Lehrern seines Sohnes folgende schriftliche Weisungen: « Vor allem aus sollen beide Lehrer sich bis zum äussersten üben, um ihm die Liebe für den Soldatenstand einzuflössen und seinem Geist gewissenhaft einzuprägen, dass nichts die Ehre und den Ruhm auf einen Fürsten überträgt als das Schwert; der Monarch, der nicht darin seine einzige Befriedigung sucht, muss in den Augen der Welt immer als ein verächtlicher Charakter erscheinen ». Friedrich der Grosse, nach dem Tode eines solchen Vaters hinterblieben, der ihn einst mit der Hinrichtung bedroht hatte, an der Spitze einer wunderbaren Armee, mit einem vollen Staatsschatz, entschloss sich schliesslich zum Kriege, wie er in seinen eigenen Briefen

zugibt, « damit man von ihm rede ». Und sein Wunsch, dass man von ihm rede, führte zum siebenjährigen Kriege.

Die kurzen Kriege gegen Dänemark im Jahre 1864, gegen Oesterreich, Bayern, usw. im Jahre 1866, und gegen Frankreich im Jahre 1870 erhöhten sowohl den Stolz wie das Ansehen der preussischen Armee ins Unermessliche. Es darf nicht vergessen werden, dass es den Anschein hat, als ob zu allen Zeiten der Geschichte irgend ein blinder Trieb die Bewohner der ungastlichen Ebenen Norddeutschlands zu Krieg und Eroberung drängte. Die Zimbern und Teutonen, die durch Marius besiegten Stämme ; Ariovist, der von Julius Caesar besiegt wurde ; die Gothen und Westgothen, die Franken und die Sachsen, sie alle sind aus diesem unfruchtbaren Gebiete hervorgeströmt zur Eroberung anderer Länder. Die Deutschen von heutzutage drücken dieses Sehnen der Norddeutschen nach freundlicheren Klimagebieten mit dem Satze aus, mit dem sie einen « Platz an der Sonne » beanspruchen. Der Adel Preussens ist immer für den Krieg. Die Geschäftsleute, Fabrikanten und Reeder wünschten ein ausgedehnteres Gebiet für ihren Tätigkeitsdrang. Die deutschen Kolonien waren unbewohnbar für Europäer. Sein ganzes Leben lang hatte der glitzernde Kaiser und seine Generale den Krieg geplant und bedacht, und der Kronprinz, umgeben von seiner hervorragenden Sammlung von Reliquien und Denkwürdigkeiten Napoleons, träumte nur davon, die Führung eines erfolgreichen Eroberungskrieges zu übernehmen. Im frühen Winter von 1913 auf 1914 zeigte der Kronprinz seine Sammlung von Napoleonien einer amerikanischen Dame meiner

Bekanntheit, und sagte dabei, er hoffe, es gebe Krieg, solange sein Vater noch lebe ; wenn aber nicht, so werde er einen Krieg eröffnen von dem Augenblicke an, wo er auf den Thron gelangen werde.

Seitdem ich das Vorstehende niedergeschrieben habe, schrieb die amerikanische Dame, die diese Unterredung mit dem Kronprinzen hatte, für mich den genauen Wortlaut der Unterhaltung in folgenden Worten nieder :

« Ich hatte ihm Normann Angell's Buch *Die falsche Rechnung* gegeben, das zu beweisen sucht, dass der Krieg ein schlechtes Geschäft sei. Er (der Kronprinz) sagte, ob der Krieg ein gutes oder ein schlechtes Geschäft sei, wenn er auf den Thron kommen werde, wenn nicht vorher, werde es Krieg geben, einfach zur Kurzweil. Bei einer früheren Gelegenheit hatte er gesagt, der Plan bestehe darin, Frankreich anzugreifen und zu erobern, dann England, und nachher mein Land (die Vereinigten Staaten von Amerika). Auch Russland sollte erobert werden, und Deutschland sei dann Herr der Welt. »

Die ausserordentliche Sammlung von Reliquien, Statuen, Büsten, Erinnerungen, usw. des ersten Napoleon, die der Kronprinz angelegt hatte, und die er zur Zeit der ersten dieser Unterredungen mit der bewussten amerikanischen Dame vorgezeigt hatte, legt die Richtung seines Geistes an den Tag und die Tatsache, dass seine ganze Bewunderung sich auf Napoleon konzentriert, auf den Mann, der die Herrschaft über die Welt gesucht hatte, und von dem Anbeter wie der Kronprinz denken, er sei nur an winzigen Fehlern gescheitert, die sie an seiner Stelle unterlassen zu haben sich bewusst sind.

Wenn die langen Kriegsvorbereitungen der Deutschen

einige Frucht bringen sollten, wiesen unwidersprechliche Tatsachen auf den Sommer 1914 hin als den Zeitpunkt, wo das Heer diesen grossen und plötzlichen Schlag gegen die Freiheiten der Welt führen sollte. Es war im Juni 1914, da der Kieler Kanal verbessert wiedereröffnet wurde, der es den grössten Kriegsschiffen möglich machte, von der Ostsee in die Nordsee hinüberzufahren. In den Zeppelin besaßen die Deutschen Waffen, wie sie kein anderes Land hatte, und mit denen sie ohne Zweifel England mehr Schaden zufügen zu können glaubten, als es nach dem tatsächlichen Ausbruch der Feindseligkeiten der Fall war. Sie hatten grosse Aufmerksamkeit verwendet auf die Entwicklung der Unterseeboote. Ihre Flugzeuge waren denjenigen anderer Nationen überlegen. Sie glaubten, in der Verwendung vergiftender Gase, die sie schon vor dem Kriegsausbruch hergestellt hatten, einen Vorteil zu haben, der ihre Gegner absolut demoralisieren werde. Sie hatten ihre Flammenwerfer, ihre schwere Artillerie und ihre Mörser, welche die mächtigen Forts von Lüttich und Namur innert wenigen Stunden in Trümmer schlugen und die Behauptung irgendwelcher Befestigungen unmöglich machten.

Auf ihrer Seite hatten sie durch die Auferlegung einer schweren Steuer, des sogenannten « Wehrbeitrags » oder Landesverteidigungsextrasteuer, im Jahre 1913 ihr Heer um eine ganze Anzahl von Armeekorps verstärkt. Auf der andern Seite war das in Frankreich beschlossene Gesetz über die dreijährige Dienstpflicht noch nicht in Wirkung getreten, ebensowenig die durch die belgischen Kammern bewilligte Vorlage betreffend die allgemeine Wehrpflicht. Ohne Zweifel setzten die Deutschen grosse

Hoffnungen auf die Bagdadbahn, die ihren Einfluss nach dem Osten tragen sollte und sogar die englische Herrschaft in Egypten und Indien bedrohte. Ohne Zweifel war auch die Rede von einer slavischen Bahn, die von der Donau zur Adria führen und Deutschland abschneiden sollte vom Zutritt zum südlichen Meere. Der Franzose François Delaisy sagt in seinem vor dem grossen Kriege veröffentlichten Buche *De la Guerre des Balkans à la Guerre Européenne* :

« Mit einem Wort : der gegenwärtige (Balkan) Krieg ist das Werk Russlands, und die Donau-Asien-Bahn ist ein russisches Projekt. Hat es Erfolg, so wird eine zusammenhängende Schranke von slavischen Völkerschaften der deutsch-österreichischen Expansion vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere den Weg zum Mittelmeer versperren. Aber hier wiederum stehen die Romanows den Habsburg gegenüber ; der österreichisch-serbische Konflikt wird zum österreichisch-russischen Gegensatz ; zwei grosse Gruppen bilden sich, und aus dem Balkankrieg wird der europäische Krieg. »

Ein weiterer Grund für den unmittelbaren Krieg war die russische Anleihe bei Frankreich, unter der Bedingung zugestanden, dass die Russen in Polen vermehrte strategische Eisenbahnen bauen sollten. Obwohl dieses Geld in Empfang genommen worden war, waren die Eisenbahnen zur Zeit des Ausbruchs des grossen Krieges nicht erstellt. Indem er auf diese Lage der Dinge zu sprechen kommt, sagt der russische General Kuropatkin in seinem Bericht für das Jahr 1900 folgendes : « Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben über die Möglichkeit eines leichten Sieges über die österreichische Armee », und

fährt dann weiter, um zu sagen : « Oesterreich hatte acht Eisenbahnen, um Truppen an die russische Grenze zu werfen, während Russland deren nur vier besass, und während Deutschland über siebzehn solcher Schienenstränge verfügt, die zur deutsch-russischen Grenze verlaufen, sind es von russischer Seite deren nur fünf. » Kuropatkin fährt fort : « Die Differenzen sind zu ungeheuer und lassen unsre Nachbarn in einer Ueberlegenheit, die weder durch die Zahl unsrer Truppen, noch durch ihre Tapferkeit überwunden werden kann. »

Indem er die beiden Armeen vergleicht, kommt er zum Schluss : « Die Invasion Russlands durch deutsche Truppen ist wahrscheinlicher als die Invasion Deutschlands durch russische Truppen », und « Unsre Westgrenze wäre im Falle eines europäischen Krieges in so grosser Gefahr, wie wir sie nie gekannt haben in der ganzen Geschichte Russlands ». Arbeiterunruhen in Russland wurden in Deutschland für den Beginn einer Revolution gehalten.

Die Lage wurde ferner beleuchtet durch die Erscheinung der Goldankäufe seitens der deutschen Reichsbank : im Jahre 1911 : 174 Millionen Mark ; 1912 : 173 Millionen Mark ; im Jahre 1913 aber 317 Millionen Mark. In Deutschland bestand ausserdem der Glaube, die französische Nation sei degeneriert, verdorben und auf den Krieg unvorbereitet. Dieser Glaube wurde zur Ueberzeugung, als in den Verhandlungen des französischen Senates Senator Humbert, anfangs 1914, öffentlich auseinandersetzte, was er als die Schwäche und mangelnde Bereitschaft Frankreichs bezeichnete.

Fürst Lichnowsky, der deutsche Botschafter in London, hat sicherlich seiner Regierung berichtet, Grossbritannien

wünsche nicht in einen Krieg einzutreten. Er behauptet jetzt, er habe nicht gemeint, Grossbritannien würde unter keinen Umständen zu den Waffen greifen ; aber unzweifelhaft glaubte das Deutsche Auswärtige Amt, dass Grossbritannien ausserhalb des Krieges bleiben werde. Die Aushebung der Ulsterarmee durch Sir Edward Carson, einer der riesigsten politischen Bluffs der ganzen Weltgeschichte, der nicht mehr revolutionäre oder militärische Bedeutung hatte als eine Fackellichtparade während einer unsrer Präsidentschaftswahlkampagnen, wurde von den deutschen Spionen dargestellt als eine wirkliche und ernsthafte revolutionäre Bewegung, und es wurde natürlich geglaubt, Irland würde im Augenblick, da der Krieg erklärt wäre, sich in einem allgemeinen Aufstand erheben.

Im Sommer 1914 wurde Russland für am Rande der Revolution stehend gehalten.

Wie ich im vorausgegangenen Kapitel gesagt habe, wies die Bewegung gegen den Militarismus, die in der ausserordentlichen Abstimmung im Reichstag gegen die Regierung zur Zeit der Zaberner Affäre gipfelte, die Regierung und die Kriegsparteileute darauf hin, dass die Masse der Deutschen im Begriffe war, zum Verstand zu kommen, und sich anschickte, den Popanz des Militarismus und der Einschüchterung abzuschütteln, der, wie ein preussischer Seegreis<sup>1</sup>, solange auf ihren Schultern gesessen hatte. Die Pangermanisten und Annexionisten waren siedeheiss für den Krieg. Das Volk konnte sich zu Lebzeiten nur an drei Kriege erinnern, denjenigen gegen Dänemark von 1864, der in wenigen Tagen erledigt war und die Herzog-

---

<sup>1</sup> Jedenfalls eine Anspielung auf die bekannte Figur aus « Tausend und eine Nacht » im Märchen « Sindbad, der Seefahrer » (D. Ueb.).

tümer Schleswig und Holstein der preussischen Krone einfügte, und den Krieg von 1866, in welchem Bayern, Baden, Württemberg, Hessen und Sachsen besiegt wurden, das österreichische Königthum von Hannover verschwand, die Gebiete von Hessen-Kassel und Nassau, sowie die freie Stadt Frankfurt Preussen einverleibt wurden. Dieser Krieg, von der Kriegserklärung bis zur Schlacht von Königgrätz, durch welche die Oesterreicher vollständig geschlagen wurden, dauerte nur zwei Wochen. Im Jahre 1870 wurde Frankreich in der Zeit von anderthalb Monaten nach der Eröffnung der Feindseligkeiten besiegt, sodass der Kaiser unbedingten Glauben fand, als er am ersten Tage des Krieges auf dem Balkon des Palastes erschien und der kriegsbegeisterten Menge erklärte, « Ehe die Blätter von den Bäumen gefallen sein werden, werdet ihr wieder in eure Hütten heimgekehrt sein ».

Das Heer und ganz Deutschland glaubte ihm, und glaubte zudem, dass einige wenige Wochen die Vernichtung Frankreichs und als Folge davon die Besitzergreifung von seinen reichen Kolonien sehen werden, dass dann gegen Russland ein rascher Schlag geführt werden könne, bevor es sein Heer und seine Hilfsmittel habe besammeln können, dass Grossbritannien neutral bleiben werde, und dass Deutschland in folgedessen, wenn nicht tatsächlicher Beherrscher, so doch wenigstens Diktator der Welt sein werde. Es hat seither irgend jemand gesagt, der Kaiser müsse Kieferbäume gemeint haben! Dazu arbeitete immer im Verborgenen, sei es als Besitzerin oder doch durch ihren Einfluss auf die Zeitungen, die grosse Munitions- und Waffenfabrik der Krupp und vergiftete heimtückisch den Geist des Volkes mit dem Kriegsbazillus.

Fürst Lichnowsky, der deutsche Botschafter in London, sprach oft bei mir vor nach dem Kriegsausbruch und behauptete immer wieder, er habe die Stimmung Grossbritanniens zuverlässig wiedergegeben, wenn er nach Berlin berichtete, Grossbritannien wünsche keinen Krieg. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland behandelten ihn die Deutschen sehr ungerecht als einen Mann, der im Irrtum gewesen sei, weil Grossbritannien den einzigen möglichen Weg eingeschlagen hatte, der ihm offen stand, und sich an die Seite Frankreichs und Russlands gestellt hatte.

Die Einweihung im Jahre 1913 des grossen Denkmals in Leipzig zur Verherrlichung des sogenannten « Freiheitskrieges » und zugleich des Sieges bei Leipzig im Völkerkriege von 1813, hatte zweifellos in Deutschland einen kriegerischen Geist geweckt. Nach meinem Sinne ist der Anlass, der in Wirklichkeit den Kaiser und die herrschende Klasse zum Kriege entschloss, die Haltung des ganzen Volkes in der Zaberner Angelegenheit und seine augenscheinliche und zunehmende Abneigung gegen den Militarismus gewesen. Die Tatsache, dass die Sozialdemokraten am Schlusse der Reichstagssession keck im Saale blieben und sich weigerten, aufzustehen und das Hoch auf den Namen des Kaisers auszurufen, deutete einen neuen Geist der Widersetzlichkeit gegen die Autokratie an, und die Autokratie sah, dass, wenn es galt, ihre Herrschaft über Deutschland zu behalten, sie die Nation zu einem kurzen, siegreichen Kriege führen musste. Dies ist kein neuer Kniff einer herrschenden aristokratischen Kaste. Seit den Tagen, da die Patrizier Roms das Volk zum Kriege zwangen, jedes Mal, wenn dieses

Volk eine Neigung zeigte, seine Rechte durchzusetzen, haben die Autokratien immer zum Kriege gegriffen als dem besten Gegengift gegen den Geist der Demokratie.

## KAPITEL VI.

### In Kiel, unmittelbar vor dem Kriege.

---

Kiel, an der Ostsee gelegen und an der Ostküste der Halbinsel Jütland, unweit des Eingangs in den Kieler Kanal von der Ostsee her, ist der Hauptflottenstützpunkt Deutschlands. Als die Deutschen sich dazu entschlossen, eine grosse Flotte auszubauen, wandte der Kaiser alle Mittel an, um den Segelsport und Seesport aufzumuntern und strengte sich an, die Kieler Woche zur Rivalin der Segelwoche von Cowes, dem englischen Segelsportmittelpunkt, zu machen. Mit dieser Absicht im Hintergrund wurden die reichen Deutschen ermuntert, ja fast gezwungen, Yachten zu bauen und an Yachtrennen teilzunehmen, und Amerikaner und andere, die Kiel besuchten mit ihren Yachten, wurden vom Kaiser in einer Intimität unterhalten, die unmöglich gewesen wäre, wenn sie lediglich als Reisende nach Berlin gekommen wären und in Gasthöfen gewohnt hätten.

Im Juni 1914 gingen wir nach Kiel als Gäste Allison Armour's auf seiner Yacht « Utowana ». Ich wurde durch Geschäfte in Berlin zurückgehalten, und Mrs. Gerard fuhr mir nach Kiel voraus. Ich langte dort an am Samstag 27. Juni und ging an jenem Abend mit Armour zum Diner



Auf Allerhöchsten Befehl Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten

beehrt sich der unterzeichnete Ober-Hof- und Haus-Marschall

Seine Excellenz den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika

Herrn James W. Gerard

zu dem am Montag, den 1. Juni 1914 um 11 Uhr Vormittags im Neuen Palais bei Potsdam  
stattfindenden Stiftungsfest des Lehr-Infanterie-Bataillons und zu der um 1 Uhr  
darauf folgenden Frühstücks-Tafel im Muschelsaale des Neuen Palais

einzuladen

Freiherr von Reischach

Ueber Anzug pp. siehe beifolgende Ansage

F. H. H. H. H.

S. M. J. „Hohenzollern“, den 27. Juni 1914.

Seine Majestät der Kaiser und König lassen Euerer

Excellenz zum Segeln an Bord S. M. J. „Meteor“

einladen, Einechiffung am Dienstag, den 30. Juni 8 Uhr 30

Brm. an der Boje.

Müller

Admiral.

An

Seine Excellenz

den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika

Herrn James W. Gerard.

## KAPITEL VI.

### In Kiel, unmittelbar vor dem Kriege.

---

Kiel, an der Ostsee gelegen und an der Ostküste der Halbinsel Jütland, unweit des Eingangs in den Kieler Kanal von der Ostsee her, ist der Hauptflottenstützpunkt Deutschlands. Als die Deutschen sich dazu entschlossen, eine grosse Flotte auszubauen, wandte der Kaiser alle Mittel an, um den Segelsport und Seesport aufzumuntern und strengte sich an, die Kieler Woche zur Rivalin der Segelwoche von Cowes, dem englischen Segelsportmittelpunkt, zu machen. Mit dieser Absicht im Hintergrund wurden die reichen Deutschen ermuntert, ja fast gezwungen, Yachten zu bauen und an Yachtrennen teilzunehmen, und Amerikaner und andere, die Kiel besuchten mit ihren Yachten, wurden vom Kaiser in einer Intimität unterhalten, die unmöglich gewesen wäre, wenn sie lediglich als Reisende nach Berlin gekommen wären und in Gasthöfen gewohnt hätten.

Im Juni 1914 gingen wir nach Kiel als Gäste Allison Armours auf seiner Yacht « Utowana ». Ich wurde durch Geschäfte in Berlin zurückgehalten, und Mrs. Gerard fuhr mir nach Kiel voraus. Ich langte dort an am Samstag 27. Juni und ging an jenem Abend mit Armour zum Diner



Auf Allerhöchsten Befehl Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten

beeht sich der unterzeichnete Ober-Hof- und Haus-Marschall

*Seine Excellenz den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika*

*Herrn James W. Gerard*

zu dem am Montag, den 1 Juni 1914 um 11 Uhr Vormittags im Neuen Palais bei Potsdam  
stattfindenden Stiftungsfest des Lehr-Infanterie-Bataillons und zu der um 1 Uhr  
darauf folgenden Frühstücks-Tafel im Muschelsaale des Neuen Palais

erzuladen

*Joseph von Reichart*

Ueber Anzug pp. siehe beifolgende Anzeige

*F. Schlegel-Hals*

S. M. J. „Hohenzollern“, den 27. Juni 1914.

Seine Majestät der Kaiser und König lassen Euerer

Excellenz zum Segeln an Bord S. M. J. „Meteor“

einladen. Einechiffung am Dienstag, den 30. Juni 8 Uhr<sup>30</sup>

an der Boje.

*Müller*

Admiral.

AN

Seine Excellenz

den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika

Herrn James W. Gerard.



Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs

beehrt sich der unlerzeichnete Ober-Hof- und Haus-Marschall

Seine Excellenz den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika

Herrn James W. Gerard

zur Abendtöfel am 27<sup>ten</sup> Juni 1914 um 8 Uhr

an Bord S. M. Y. „Hohenzollern“

einzuladen

*Freiherr von Reischach*

Anzug: *Abess-dress.*

*Janid, 18110002*

Herrn Marschall, Hof Hof-Marschall



Ihre Königlichen Hoheiten

der Prinz und die Frau Prinzessin Heinrich von Preussen

empfangen im Königlichen Schloß zu Kiel

am Sonntag, den 28. Juni von 5 $\frac{1}{2}$  bis 7 Uhr.

An

*Seiner Excellenz The Hon<sup>ble</sup>  
James W. Gerard, Amerika  
wischer Botschafter  
und Gesandter*

*Herr v. Serkenhoff*

Anzug pp.: *(unleserlich)*

beim Kaiser an Bord der kaiserlichen Yacht « Hohenzollern ». Im Hafen befanden sich eine schöne Anzahl deutscher Yachten, meist Segelyachten, die an den Rennen teilnahmen, die feine alte Yacht von Lord Brassey, der « Sunbeam », und die Yacht des Fürsten von Monaco, mit welcher er seine wissenschaftlichen Reisen ausführt. Eine grosse britische Flotte, die einige der mächtigsten Dreadnoughts inbegriff, war ebenfalls angekommen, abgesandt als ein Beweis des guten Willens und der freundlichen Beziehungen, die, wie man annahm, damals zwischen Grossbritannien und Deutschland bestanden. Der gefürchtete von Tirpitz war zugegen auf einem deutschen Schlachtschiff, und die Hamburg-Amerika-Linie hatte einen alten transatlantischen Dampfer, die « Deutschland », neugetauft als « Viktoria Luise », angefüllt mit Gästen, von denen die meisten auf einen Wink des Kaisers eingeladen waren.

Beim Diner auf der « Hohenzollern » waren eine Anzahl Engländer zugegen. Der Kaiser hatte auf der einen Seite die Gemahlin des britischen Admirals, Lady Maud Warrander, und auf der andern die Gräfin March, deren Gatte Erbe des Herzogs von Richmond ist. Ich sass zwischen der Fürstin Münster und der Gräfin March, und nach dem Essen zog mich der Kaiser hinüber zur Reling des Schiffes und sprach eine Weile mit mir. Ich möchte wünschen, dass die diplomatische Etikette es mir erlauben würde, zu enthüllen, was er mir sagte; aber sogar in Kriegszeiten denke ich nicht das durch Gastfreundschaft besiegelte Vertrauen verletzen zu sollen. So wichtig und interessant dieses Gespräch mit dem Kaiser auch war, besonders für die zahmen Sozialisten Deutschlands, teile

ich dieses nicht mit, so wenig wie dasjenige mit ihm und Oberst House am « Schrippenfest », weil ich sein Gast war. Unterredungen mit dem Kaiser, die ich bei späteren Gelegenheiten hatte, erfolgten aus Anlass offizieller Audienzen, und für diese sind nicht dieselben Regeln anwendbar. Er lud mich auch ein, mit ihm auf seiner Yacht « Meteor » an den Rennen von Kiel nach Eckernfjärde am kommenden Dienstag teilzunehmen.

Am Sonntag Nachmittag sollten Prinz Heinrich und seine Gemahlin, die im Kieler Schloss wohnen, einen Nachmittagsempfang mit Gartenpartie geben ; als wir aber vor den Toren ankamen, erhielten wir den Bescheid, dass die Partie nicht stattfinden würde. Nachdem wir an Bord der « Utowana » gegangen waren, fuhr Friedrich Wilhelm Wile, der berühmte Korrespondent der Londoner Daily Mail in einer kleinen Barkasse längsseits zu uns heran und brachte uns die Nachricht, dass Erzherzog Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger, mit seiner Gemahlin in Sarajewo ermordet worden sei. Es war ein grosses Hinundherfahren mit Booten ; der Kaiser selbst wurde von dem Rennen wegberufen, das gerade in der Durchführung begriffen war. An jenem Abend assen wir an Bord der Yacht des Fürsten von Monaco. Alle Diplomaten und Notabilitäten, mit denen ich an jenem Nachmittag und Abend zusammentraf, schienen zu denken, dass es unmöglich sei, dass die Tragödie von Sarajewo zum Kriege führen könne. Am nächsten Morgen früh fuhr der Kaiser nach Berlin, ordnete aber ausdrücklich an, dass die Festlichkeiten und Rennen in Kiel nach Programm abgewickelt werden sollten.

Am Montag war ein « Bierabend » in der grossen Halle

des Yacht Klubs in Kiel. Der Kaiser hätte dieses Mahl präsidieren sollen ; sein Platz wurde aber von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, eingenommen. Sir Edward Goschen, der britische Botschafter, der an Bord eines der britischen Schlachtschiffe lebte, sass zu seiner Rechten und ich zu seiner Linken. Im Laufe des Abends ereignete sich ein merkwürdiger Zwischenfall. Der Prinz und ich sprachen von den Gefahren des Toastierens nach Tische und welch heikler Sport dies sei. Mitten in unsrer Unterhaltung flüsterte irgend jemand Prinz Heinrich etwas zu ; er stand auf trank auf die Gesundheit des auf Besuch anwesenden britischen Admirals und seiner Flotte, und hielt eine kleine Ansprache. Zum Schlusse sagte er, indem er sich an die Offiziere der britischen Flotte wandte : « Es tut uns leid, dass Sie fortgehen, und es tut uns leid, dass Sie gekommen sind. » Es ist bemerkenswert für die Disziplin der deutschen Nation und ihren Respekt vor der Autorität, dass in der Folge niemals je ein Deutscher an diese merkwürdige Zungenentgleisung erinnerte.

Die Nacht war ordentlich milde, und nach dem Essen spazierten wir in den Gärten des Yacht Klubs auf und ab. Ich hatte eine lange, interessante Unterredung mit dem Fürsten von Monaco. Dieser Fürst, der von der Gesellschaft, welche die Spielsäle von Monte Carlo betreibt, ein so hohes Einkommen bezieht, ist ein Weltmann, der sich intensiv mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt ; es gibt tatsächlich keinen Winkel in den sieben Ozeanen, welchen nicht seine Yacht durchforscht hätte auf der Suche nach Material für das Seemuseum, das er in Monaco errichtet hat.

Am Dienstag stiegen Armour und ich an Bord der kai-

serlichen Segelyacht, des neuen « Meteors ». Diese Rennfahrt war ein prächtiger Run von Kiel nach Eckernfjärde und wurde vom « Meteor » gewonnen. Da der Kaiser nicht an Bord war, entging mir das Geschenk einer Halstuchnadel, wie sie sonst immer den Gästen, die mit ihm fahren bei einem Preisrennen, als Andenken verabfolgt werden. Unter unsrer Besatzung befand sich Grossadmiral von Köster, der später ein Parteigänger des rücksichtslosen Unterseebootkrieges wurde.

Eckernfjärde ist ein kleines Fischer- und Badestädtchen. In seiner Nähe befindet sich das Landhaus des Prinzen Heinrich, ein eher bescheidenes Haus, aus Backstein im englischen Stile der elisabethischen Zeit gebaut. Die Gemahlin des Prinzen Heinrich war eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt und ist die Schwester der russischen Zarin. Wir hatten einen Thee mit Prinz und Prinzessin Heinrich, ihrer Familie, dem Herzog von Sonderburg-Glücksburg und verschiedenen andern Angehörigen der Verwandtschaft. Der Billardsaal ist geschmückt mit den grossen Originalkarikaturen, die Mac Cutcheon aus Anlass des Aufenthaltes des Prinzen in Amerika entworfen hatte. Prinz und Prinzessin Heinrich kamen zum Diner an Bord der « Utowana », und Armour ging dann mit dem Prinzen an Land, um an einem andern « Bierabend » teilzunehmen ; ich meinerseits wich dem Tabaksqualm und Bierdunst lieber aus und blieb an Bord. Bevor Prinz Heinrich die Yacht verliess, hatte ich ein Gespräch mit ihm. Er schien durchaus unterrichtet zu sein von der Unbeliebtheit der Deutschen bei allen andern Völkern und fragte mich, welche Gründe sie nach meiner Meinung habe. Ich erklärte ihm höflich, ich denke, sie komme von

dem Erfolge her, den die Deutschen gehabt hätten auf allen Gebieten menschlichen Strebens, besonders in der Industrie und im Handel. Er meinte mit grosser Offenheit, er glaube, ein bedeutender Anteil dieser Unbeliebtheit sei auf die schlechten Manieren der reisenden Deutschen zurückzuführen. Prinz Heinrich ist ein geschickter und vernünftiger Mann, von entzückendem Umgang. Englisch spricht er mit vollkommen englischem Akzent, und es dünkt mich, er wäre weit glücklicher als einfacher englischer Landedelmann wie in seiner Stellung als Grossadmiral der deutschen baltischen Flotte. Er war eifrig dem Automobilsport ergeben, und hat diesem Industriezweig in Deutschland grossen Vorschub geleistet. Der Berliner Automobilklub ist sein besonderes Schosskind.

Als wir am folgenden Tage nach Kiel zurückgekehrt waren, brachten wir noch mehrere Tage dort zu. Ich nahm teil an einem Lunch an Bord des Schlachtschiffes des Grossadmirals von Tirpitz und sass ihm zunächst am Tische. Er fiel mir damals auf als ein liebenswürdiger Seebär, der mit seiner Kenntnis des Seewesens viel politische Weisheit und Weltklugheit verband.

Von Kiel fuhren wir per Auto an einem Abend zum Essen bei einem Grafen und einer Gräfin in ihrem Landhause. Dieses Haus war erbaut worden vor vielleicht zweihundert Jahren und befand sich auf der einen Seite an einem Hofe; die übrigen drei Seiten bildeten die grossen aus Stein gebauten Scheunen, in welchen die Erträge des Gutes aufgespeichert wurden. Obwohl der erste Stock dieses Hauses ungefähr acht Fuss über dem Boden sich erhob, lebte die Familie, wegen der Feuchtigkeit dieser Weltgegend, im zweiten Stocke, und der Spei-

sesaal befand sich ebenfalls in diesem Stocke. Ein Vorfahr des Grafen hatte zu der Zeit, als dieser Landesteil noch zu Dänemark gehörte, ungefähr im Jahre 1700, sein ganzes Bargeld dem König von Dänemark geliehen. Ein rohes Gemälde in der Halle stellte ihn dar, wie er gerade in der Halle dieses Hauses sitzt, und eine lange Pfeife raucht umgeben von drei oder vier Schwestern, alle spinnend. Unsre Gastgeberin erzählte uns, dieses Bild sei dasjenige des geldverleihenden Vorfahren, der von seinen Schwestern aufgemuntert werde in Erwartung der Wiederkehr des dem König von Dänemark geliehenen Geldes, ein frühes Beispiel für die Situation, wie sie durch das volkstümliche Lied dargestellt wird : « Alles schafft, nur der Vater nicht ». In der Tat, niemals wurde von einem preussischen Edelmann erwartet, dass er irgend eine Arbeit verrichte, ausgenommen solche, die mit dem Krieg zusammenhängt und mit der Herrschaft über die unteren Bevölkerungsschichten.

---

## KAPITEL VII.

### Das System.

---

Menschen in andern Ländern haben sich darüber verwundert, wie es komme, dass die deutsche Regierung mit so leichter Mühe dem deutschen Volke ihren Willen aufzuerlegen vermöge. Ich habe in einem andern Kapitel im einzelnen auseinandergesetzt, welcher Art das politische System ist, und wir haben daraus ersehen, dass der Reichstag nichts ist als ein Debattierklub<sup>1</sup>, dass die Preussen in Wirklichkeit kein allgemeines Wahlrecht haben, sondern, in Folge des verfehlten Dreiklassenwahlsystems, die Wahlfreiheit in den Händen weniger bleibt, und dass das Regierungssystem des Landes durch die Landräte, Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten, ein Zentralsystem ist von oben nach unten, und nicht durch Wahl der Führer des Volkes; und im Kapitel über den Militarismus und Zabern habe ich dargelegt, auf welche Weise die Aufsicht über die Armee in den Händen der Adelsklasse festgehalten wird.

Es sind dies nicht die einzigen Mittel, durch welche das Regierungssystem das Land in Botmässigkeit erhält.

---

<sup>1</sup> Das Reichstagsgebäude wird von den Junkern als « Abstimmungsbude » bezeichnet. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Sie allein würden nicht genügen. Schon vom vierten Altersjahre an wird der Deutsche darauf dressiert und unterrichtet, dass seine Regierungsform die einzig richtige und zweckmässige sei: Die Schullehrer sind alle von der Regierung bezahlt und bringen den Kindern nur die Grundsätze bei, wie sie von den Machthabern des deutschen Volkes gewünscht werden. Es gibt keinen freien Samstagnachmittag in den deutschen Schulen, und ihre Sommerferien dauern nur drei bis fünf Wochen. Man sieht in Deutschland niemals ganze Banden von kleinen Knaben beieinander; ihre Spiele und ihre Spaziergänge werden von ihren Lehrern beaufsichtigt, die ihnen beständig die Verehrung und Furcht vor den Kriegshelden der Vergangenheit und der Gegenwart einpauken. Am Samstag Abend wird der deutsche Knabe vom staatlich besoldeten Schulmeister dem staatlich besoldeten Pastor überliefert, der den Grundsätzen der Verehrung für das deutsche Regierungssystem noch die göttliche Autorität beifügt.

In Deutschland besteht ein tatsächliches Kastensystem. So spielte ich z. B. eines Tages Tennis mit einem Manne, und während ich mich nachher anzog, fragte ich ihn, was er sei. Er antwortete, er sei « Kaufmann ». Für den Deutschen war diese Antwort genug. Sie klassifizierte ihn unter die Kaufleute. Ich fragte ihn, was für eine Art von Kaufmann er sei. Darauf sagte er mir, er sei Präsident einer grossen Elektrizitätsgesellschaft. Bei uns hätte er selbstverständlich zuerst gesagt, er sei Präsident der Elektrizitätsgesellschaft; da er aber Deutscher war, nannte er einfach seinen Stand, ohne in Einzelheiten einzutreten. Es ist ein merkwürdiges

Ding, wenn man in den Fremdenbüchern eines deutschen Sommerkurortes sieht, wie Frau Fabrikbesitzerin Schultze zusammen mit Frau Landrätin Schwartz und Frau Sekondelieutenant von Bing eingetragen sind. Natürlich besteht kein Zweifel über die bezügliche soziale Stellung von Frau Fabrikbesitzerin Schultze und Frau Sekondelieutenant von Bing. Frau Fabrikbesitzerin Schultze mag eine Dampfyacht haben, eine Opernloge und zehn Millionen Mark. Sie mag eine alte Dame sein, berühmt für ihre Liebeswerke. Ihr Gemahl mag Entdeckungen gemacht haben von unermesslichem Wert für das Menschengeschlecht; sie wird aber immer gezwungen sein, ihren Platz hinter Frau Sekondelieutenant von Bing zu nehmen, sogar wenn die letztere erst siebzehn Jahre alt ist. Allerdings lassen sich gelegentlich Offiziere des Heeres und der Flotte dazu herab, in die Kaufmannsklasse hineinzuehelen, und wenn ein Mädchen die Wahl hat zwischen drei gleich anziehenden jungen Herren, einem Arzte z. B. mit 10 000 Dollars Einkommen im Jahr, einem Fabrikanten mit demselben Einkommen und einem Offizier mit einem « von » vor seinem Namen und 3000 Dollars im Jahr, gibt es bei ihr kein Zaudern. Sie nimmt den adeligen Offizier.

Jahrelang wurden alle höchsten Aemter in der Regierung von Mitgliedern des preussischen Adels besetzt. Als Zimmermann, aus einer wohlhabenden Familie Ostpreussens stammend, aber von unadeliger Geburt, zum Auswärtigen Minister ernannt wurde, wurde durch ganz Deutschland über diese Neuerung eine höchst ernsthafte Ueberraschung an den Tag gelegt.

Eines der erfolgreichsten Mittel zur Disziplinierung des Volkes ist dasjenige durch das « Rat »-System. Rat ist ein Ehrentitel, der irgend jemand erteilt wird, der ein gewisses Mass von Erfolg erreicht hat oder eine gewisse Stellung in seinem selbsterwählten Geschäft oder Beruf. So wird z. B. ein Geschäftsmann zum « Kommerzienrat », ein Rechtsbeflissener zum « Justizrat », ein Arzt zum « Sanitätsrat », ein Architekt oder Baumeister zum « Baurat », ein Archivar zum « Archivrat », und so weiter, ernannt. Die « Räte » werden auf folgende Weise geschaffen : Zuerst wird der Mann gewöhnlicher « Rat », dann etwas später wird er « Geheimer Rat », noch später « Geheimer Hofrat », und endlich ein « Wirklicher Geheimer Rat » (bezw. Hofrat); zu diesem Grade mag dann auch der Titel einer « Exzellenz » treten, der den Mann, der diesen Rang erreicht hat, auf die oberste Staffel der « Rat »-Leiter erhebt.

Man beachte aber die verführerische Wirkung dieses Systems. Nach deutscher Sitte führt die Frau immer den Titel ihres Mannes. Die Gemahlin eines angesehenen Baumeisters ist bekannt als Frau Wirklicher Geheimer Hofbaurat Soundso, und ihr sozialer Vorrang vor andern Frauen hängt gänzlich ab vom Range ihres Mannes in der « Rat »-Klasse. Adelstitel allein zählen nicht, wenn sie mit einer hohen Regierungsstellung in Berührung kommen. Wenn nun ein Richter seinem vierzigsten Altersjahre näherrückt und nicht irgendwie « Rat » ist, so fängt seine Frau an, ihn zu quälen, und seine Freunde und Bekannten sehen ihn verdächtig an. Es muss etwas in seinem Lebenslaufe vorhanden sein, das ihm bei der Erwerbung der begehrten Auszeichnung hinderlich ist,

und wenn irgend etwas vorhanden ist in der Vergangenheit eines Mannes, wenn er zu irgend einer Zeit einen Oppositionsgeist gegenüber der Regierung bekundet hat, wie dies aus den Polizeibüchern hervorgeht, die über jeden deutschen Bürger nachgeführt werden, dann hat er keine Aussicht, irgend eine derartige Auszeichnung zu erhalten, die im sozialen Leben Deutschlands soviel ausmacht. Es ist ein Mittel, durch welches die Regierung die Gesinnung ihrer Untertanen viel deutlicher zu beherrschen vermag, als wenn sie sie mit der Folter und mit dem Marterpfahl bedrohen würde.

Die Sozialdemokraten allerdings, die sich gegen das bestehende Regierungssystem und zu Gunsten einer Republik erklärt haben, können von der Regierung keine Auszeichnungen erhalten, weil sie es gewagt hatten, ihre Stimmen und ihre Federn zu kritischer Betrachtung der bestehenden Ordnung der Dinge zu erheben. Für sie ist die Furcht vor dem Gesetze da. Verurteilungen für das Verbrechen der Majestätsbeleidigung sind eine fast alltägliche Erscheinung, und bei der Eröffnung des Krieges wurde in vielen solchen Fällen eine Amnestie ausgesprochen, indem das Kriegsministerium manche Verfolgungen gegen arme Teufel, die im Gefängnis auf das Urteil warteten, weil sie es gewagt hatten, von der Armee in respektswidriger Weise zu sprechen, zurückzog. Das nachstehende Zitat aus einem deutschen Buch, das seit dem Kriege geschrieben wurde, zeigt sehr deutlich, dass dieser Zustand tatsächlich vorhanden war :

« In der wohlthuenden Atmosphäre der allgemeinen Amnestie wurde die Nachricht bekannt, dass der Kriegsminister hängige Strafverfolgungen gegen Zeitungen zu-

rückgezogen hatte, wegen ihrer Beleidigungen der Armee oder ihrer Angehörigen. » (Dr. J. Jastrow : Im Kriegszustand.)

Neben dem « Rat »-System und dem Militärsystem besteht noch die ungeheure Masse preussischer Beamter. In einem Lande, wo so viele Dinge unter Regierungskontrolle stehen, sind diese Beamten unermesslich viel zahlreicher als in andern Ländern. In Preussen sind z. B. alle Eisenbahnen Eigentum der Regierung, mit Ausnahme einer Linie von ungefähr sechzig Meilen Länge und einiger weniger kleiner Seitenlinien. Diese Armee von Beamten sind natürlich Anhänger der Regierung und enthalten sich nicht nur selbst einer Kritik des Systems, sondern wenden ihren Einfluss noch auf die Angehörigen ihrer eigenen Familie und alle diejenigen, mit denen sie in Berührung kommen. Sie unterstehen der Kontrolle von besonderen geheimen Gerichten, und wenn es einer von ihnen wagte, auf irgend eine Weise das bestehende System zu kritisieren, so würde er nicht lange Beamter der betreffenden Verwaltung bleiben. Nur die Mitglieder des Reichstags haben allerdings das Vorrecht, frei sprechen zu dürfen, ohne dafür zur Verantwortung gezogen zu werden, und es gibt gelegentlich Sozialdemokraten, die wissen, dass sie von der Regierung nichts zu erwarten haben, die es wagen, am System Kritik zu üben.

Alle Zeitungen sind wie in keinem andern Lande der Kontrolle unterworfen. Zunächst einmal sind ihre Besitzer dem Einfluss des « Rat »-Systems unterworfen, wie jeder andere Deutsche, und der Zeitungsbesitzer, dessen Söhne vielleicht in das Heer eintreten, dessen Töchter an Seeoffiziere oder Marinebeamte verheiratet werden könn-

ten, oder der für seine Söhne Beförderungen im Richterstande, als Staatsanwalt usw. sucht, muss sehr vorsichtig sein, dass die Ansichtsäußerungen seiner Zeitung eine solche Beförderung auf der sozialen Leiter nicht vereiteln oder die Karrieren seiner Angehörigen und Bekannten nicht beeinträchtigen. Seit dem Kriege kann, ob schon eine Präventivzensur in Deutschland nicht existiert, trotzdem eine Zeitung nach Belieben unterdrückt werden — eine fürchterliche Strafe für eine Zeitung — da sie bei einer Einstellung für fünf Tage oder eine Woche ihre geschäftlichen Angelegenheiten in die wildeste Verwirrung gebracht sieht und einen ungeheuren direkten Verlust erleidet.

Viele von den grösseren Zeitungen sind entweder im Besitz oder unter dem Einfluss von Konzernen, wie demjenigen Krupps. So wurden z. B. während des Krieges alle Nachrichten aus Deutschland nach andern Ländern entweder von der « Uebersee » oder von der « Transozeanischen » Gesellschaft geliefert, beides Agenturen, an denen die Krupp in weitgehendem Masse beteiligt sind. Die kleineren Zeitungen werden direkt von der Regierung überwacht.

Im Mittelalter wurde oft in einer Stadt zur Verhinderung von Streitigkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, den man « Burgfrieden » nannte, und beim Anfang dieses Krieges wurde von allen politischen Parteien erwartet, dass sie einen solchen « Burgfrieden » erklärten und nicht versuchen sollten, irgend einen politischen Vorteil zu gewinnen.

Es erhob sich deshalb eine lebhafte Entrüstung unter den Sozialdemokraten Deutschlands, als im Frühjahr

1916 entdeckt wurde, dass der Minister des Innern Anordnungen traf, um den kleineren Zeitungen gratis einen Nachrichtendienst zur Verfügung zu stellen, und dass er im Begriffe stand, die verschiedenen Landräte und andere Beamte des Inneren Dienstes zu instruieren, wie sie diese Maschinerie wirksam verwenden sollten, um das Volk zum Vorteil der Regierung zu leiten und es in der Unwissenheit zu erhalten von allem, was dazu angetan sein könnte, es gegen das System zu orientieren.

Neben dem «Rat»-System besteht natürlich noch das System der Dekorationen. Es werden in Deutschland zahllose Orden und Ehrenzeichen verabfolgt. Obenan steht der Schwarze Adler; dann der Rote Adler, der preussische Kronenorden, die Orden «pour le mérite», die Orden des Hauses Hohenzollern, und noch viele andere. In jedem der fünfundzwanzig Staaten werden noch besondere Orden, Auszeichnungen und Dekorationen erteilt. Diese Orden sind wiederum in zahlreiche Klassen eingeteilt. So kann ein Mann z. B. den Roten Adlerorden erster, zweiter, dritter oder vierter Klasse haben, und damit können noch verbunden sein die Attribute «mit Lorbeer», «mit Eichenkranz», «mit gekreuzten Schwertern», «mit Sternen», und so weiter. Sogar Hausbedienstete, die lange Zeit in einer Familie gedient haben, erhalten Orden; treue Postfaktoren und andere Funktionäre, die nie in einem Polizeibuch gestanden haben wegen regierungsfeindlicher Aeusserungen oder Witzen über die Armee, sind gewiss, dass sie einen Orden irgendwelcher Art erhalten werden.

Einmal im Jahr wird in Berlin ein grosses Fest abge-

halten, genannt das « Ordensfest », wo alle, die Orden oder Auszeichnungen irgendwelcher Art tragen, zu einem grossen Bankett eingeladen werden ; der Kellermeister, der fünfundzwanzig Jahre gedient hat, reibt sich die Schultern mit dem Diplomaten, der den Schwarzen Adler kriegte, weil er dem Deutschen Reiche eine neue Kolonie beifügte, und der getreue Koch mag zu sitzen kommen neben einem Seeoffizier, der den « Pour le mérite » bekommen hat, weil er ein feindliches Kriegsschiff versenkt hat. All dies ist in einem Sinne demokratisch ; in der Wirkung aber zielt die Geschichte dahin, das gewöhnliche Volk zu verleiten, sich mit einem Stückchen Band, statt dem Wahlrecht, zufrieden zu geben, und es zur Stütze eines Systems zu machen, durch welches es selbst jeder Möglichkeit beraubt wird, einen wirklichen Fortschritt in der Lebensweise zu machen. Dieses System ist das durchgebildetste, das jemals in irgend einem Lande vorhanden war, da es so viele seiner Bewohner in seine Maschen gezogen hat. Tatsächlich sind der Fabrikarbeiter der Grosstadt und der stumpfsinnige Landarbeiter die einzigen, die ausserhalb des Netzes geblieben sind.

Ich hatte einen Schiessplatz in nächster Nähe von Berlin ; in der Tat konnte ich ihn per Auto in dreiviertel Stunden vom Tore des Gesandtschaftsgebäudes aus erreichen. Dort hatte ich Gelegenheit, die Lebensbedingungen der bäuerlichen Klasse kennen zu lernen. Deutschland ist immer noch ein Land des Grossgrundbesitzes. Es können hier Landgebiete in einer Hand vereinigt sein, wie sie in Grossbritannien seit hundert Jahren abgeschafft sind. In Grossbritannien darf der Grundbesitz nur ge-

bunden werden unter festgesetzten Bedingungen zu Lebenszeiten gewisser auserwählter Leute. Im Staate New-York kann das Grundeigentum nur festgebunden werden auf Lebenszeit zweier lebender Personen und einundzwanzig Jahre nachher (die Zeit der Minderjährigkeit eines Kindes). In den Zentralstaaten aber kann der Grundbesitz immer noch für unabsehbare Zeit festgebunden werden unter dem Feudalsystem, so dass grosse Güter, unbekümmert darum, wie verschwenderisch der Inhaber auch sein mag, nicht verkauft werden und nicht auf den Markt gelangen zur Verteilung unter die Leute. So gibt es z. B. heute Güter in den Zentralreichen, die vom ältesten Sohn zum ältesten Sohn ins Unendliche weitergehen müssen, und in Ermangelung, zur nächsten Linie, und so weiter, und es sind sogar Bedingungen beigefügt, wonach Kindern die Erbschaft entgeht, wenn ihr Vater eine Frau geheiratet hat, die nicht eine bestimmte Zahl von Adelstiteln aufweist. Da ist ein Fürst, der grosse Güter in Ungarn hat. Er ist Junggeselle, und wenn er den Wunsch hat, dass einmal seine Kinder diese Güter ererben, so gibt es auf der ganzen Welt nur dreizehn Mädchen, die er heiraten kann, gemäss den Bestimmungen des Vertrages, durch welchen irgend ein entfernter Vorfahr diese Erbschaft eingesetzt hat.

Dieses verkehrte System hat einen ausgedehnten bäuerlichen Grundbesitz unmöglich gemacht. Bis zu einem gewissen Grade hat immerhin die Regierung den bäuerlichen Grundbesitz begünstigt, aber nur mit sehr kleinen Landparzellen, und es wäre ein ungewohntes Ding, in Deutschland, besonders in Preussen, einen Bauern zu finden, der mehr als zwanzig oder dreissig Acker Landes

zu eigen hat, da das meiste im Besitz der Bauern befindliche Land in so kleinen Parzellen besteht, dass sie, wenn sie ihr eigenes Land bearbeitet haben, noch Zeit genug haben, um die Güter der benachbarten Grundbesitzer für sehr kargen Taglohn zu besorgen.

Nicht alle Adelstitel sind auf den ältesten Sohn beschränkt. Das « Taschenbuch für Grafen », vom gleichen Verlag herausgegeben, wo auch der « Gothaer Almanach » erscheint, zählt die Grafen Oesterreichs, Deutschlands und Ungarns miteinander auf und zeigt damit den engen Familienzusammenhang zwischen den Adelsgeschlechtern der drei Länder. Alle Söhne eines Grafen sind ebenfalls Grafen, und so weiter ins Unendliche. So gibt es in Ungarn so ziemlich siebzig verschiedene Grafen Szecheny und ungefähr ebensoviele Zichy, etc. Einige von den deutschen Grafenfamilien stehen nicht weit hinter dieser Zahl zurück. Es kann in der Tat gesagt werden, dass fast jeder Mensch in der sogenannten « Gesellschaft » in den Zentralreichen einen Titel irgendwelcher Art führt. Die Vorsilbe « von » gibt an, dass die Person dem Adel angehört, und wird oft mit Namen von Leuten verbunden, die keinen Adelstitel haben. Es ist Sitte in Deutschland, dass ein « von », wenn er ins Ausland reist, sich « Baron » nennen darf. In Deutschland selbst dürfte er es nicht tun.

Diese Adelsfamilien in den Zentralreichen sind durch das Majoratssystem, das ich eben beschrieben habe, Inhaber von grossen Grundgütern und üben natürlich einen grossen Einfluss aus auf ihre Landarbeiter. Im allgemeinen kommt das System der Pacht nicht vor, d. h. die Güter werden nicht kleineren Farmern zur Bewirtschaftung vermietet, wie es in Irland Sitte war und in

Grossbritannien noch heute ist, sondern sie werden als grosse landwirtschaftliche Unternehmungen bearbeitet unter der Leitung von Verwaltern, die von den Eigentümern angestellt werden. Dieses System, das in Amerika oder auch in Grossbritannien unmöglich wäre, ist in den Zentralstaaten möglich, wo die Dörfer voll von Bauern sind, die vor noch nicht so mancher Generation Leibeigene waren, die zum Lande gehörten und in heilsamer Furcht vor den Grundbesitzern lebten. Darin besteht das erste Mittel, die Landbevölkerung unter Einfluss zu behalten. Dann gibt es noch das beschränkte Wahlrecht, oder Klassenwahlrecht, das die Kontrolle über die Ausübung des Wahlrechtes einigen wenigen reichen Grossgrundbesitzern in die Hände spielt.

Im allgemeinen tritt der älteste Sohn in die Armee ein und kann auch in dieser Karriere fortfahren ; hat er aber keine besondere Begabung für den Militärberuf entwickelt, so zieht er sich zurück und verwaltet sein Landgut. Diese Güter sollen nach den Berechnungen ihrer Besitzer wenigstens vier Prozent Zins des Bodenwertes als Rente abwerfen. Mancher jüngere Sohn verlässt nach kürzerem Dienst als Offizier (nicht als « Einjähriger ») in der Armee das Heer ebenfalls und tritt über in die Diplomatie oder irgend einen andern Zweig des Regierungsdienstes. Die Gerichtsbeamten, Bezirksanwaltschaften und so weiter sind ja nicht der allgemeinen Wahl unterworfen, weshalb diese Laufbahn wie auch diejenige, die zur Stellung des Landrates und des Oberpräsidenten einer Provinz führt, allen denjenigen offen ist, die in den Augen der Regierung Gnade finden, weil sie altbegüterten preussischen Adelsfamilien angehören.

In und ausserhalb Deutschland hört man viel vom preussischen Junker. Es ist dies jedoch nicht etwa eine Klasse von Müssiggängern. Sie sind alle arbeitsam, vaterlandsliebend, ehrbar und Kaiser und Reich unbedingt ergeben. Wenn es möglich ist, dass die Herrschaft einer einzigen Klasse geduldet werden kann, so muss man sagen, dass die preussischen Junker sich als zur Herrschaft geeigneter erwiesen haben als irgend eine andere Kaste im Laufe der Geschichte. Ihre Tugenden sind spartanischer Art, ihr Geist beschränkt, aber unverdorben, und ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe ausser Zweifel. Man kann sie nur bewundern in ihren strengen Eigenschaften. Diese Gesellschaft pflegt, zum grossen Teil wegen ihrer Aermlichkeit und ihrer beständigen Arbeit, nicht zu reisen. Auch kommt der Gelegenheits-Tourist oder Gesundheitsucher in Deutschland nicht in Berührung mit diesen Leuten. Die Junker werden sich hart zur Wehre setzen für ihre Vorrechte, und der Thron wird sich für die Junker hart zur Wehre setzen; denn sie sind die festesten Stützen der Hohenzollern.

Die Arbeiter in den Städten arbeiten hart und wahrscheinlich länger und kommen weniger aus ihrem Leben heraus als die Arbeiter irgendwo sonst auf der Welt. Die so viel bewunderten Gesetze, die dem Scheine nach zu ihrem Schutze erlassen wurden, wie die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall und Alter u.s.w., sind in Wirklichkeit geschickte Massnahmen, die sie ebenso wirksam an den Boden festbinden, wie die Leibeigenen des Mittelalters an die Güter ihrer Herren gebunden waren. Ich habe Briefe erhalten von Arbeitern, die ehemals in Amerika gearbeitet hatten, worin sie mich

um einen Zwischendeck-Passagierschein nach Amerika bitten, indem sie sagen, ihre Versicherungsprämien seien so hoch, dass sie aus ihren Löhnen kein Geld beiseite legen könnten. Natürlich, wenn der Mann einige Jahre lang diese Prämien bezahlt hat, schreckt er davor zurück, auszuwandern und auf diese Weise alle die Beiträge zu verlieren, die er dem Staate bezahlt hat. In Friedenszeiten erhielt ein geübter Mechaniker weniger als zwei Dollar im Tag, ein Lohn, für den er in Deutschland wenigstens zehn Stunden arbeiten musste. Landwirtschaftliche Arbeiter sind in den Zentralstaaten armselig bezahlt. Viele Arbeit, die bei uns von Männern besorgt wird, tun dort die Frauen. Als ich mich z. B. einmal auf einem adeligen Gute in Ungarn aufhielt, bemerkte ich, dass alle Gartenarbeiten von Frauen besorgt wurden, und als ich mich danach erkundigte, welchen Lohn sie erhielten, sagte man mir, ungefähr zwanzig Cents (1 Fr.). In den landwirtschaftlichen Gebieten Deutschlands werden die Frauen rücksichtsloser ausgebeutet als das Vieh. Im Sommer sind sie um 5 oder 6 Uhr morgens draussen auf dem Felde und kehren nicht zurück bis 8 Uhr abends oder noch später. Für diese Arbeit sind sie manchmal, wenn es hoch kommt, in der Erntezeit mit bis zu 48 Cents per Tag bezahlt (2 Fr. 40). Trotzdem locken diese mageren Löhne noch viele Russen während der Ernte nach Deutschland.

Beim Ausbruch des Krieges waren vielleicht 50,000 Russen in Deutschland angestellt, Männer, Frauen und Mädchen. Diese hielten die Deutschen in einer Art Sklaverei zurück, um die Felder zu bearbeiten. Ich sprach mit einem polnischen Mädchen, das auf einem Gute bei Berlin

arbeitete, auf dem ich Jagdrecht hatte. Sie sagte mir, dass beim Beginn des Krieges sie und ihre Familie in Deutschland arbeiteten, und dass sie seit dem Kriege alle nach Polen zurückzukehren wünschten, die Deutschen es aber nicht zuliessen. Diese harte Arbeit der Frauen im Dienste der Landwirtschaft trägt dazu bei, die Landbevölkerung abzustumpfen und einzuschüchtern, und erhält sie in völliger Unterwürfigkeit vor der preussischen Kirche und dem preussischen System, und in der Bereitwilligkeit zum Kriege. Der preussische Junker sowohl wie der deutsche Fabrikant begünstigen die Beschäftigung so vieler Frauen in der Landwirtschaft; denn je grösser die Zahl der Arbeitskräfte, desto kleiner die Löhne durch das ganze Land hindurch.

Als ich zum ersten Mal nach Deutschland kam, war ich voll von den Vorstellungen, die in Amerika herrschen, wonach der deutsche Arbeiter ein schönes Leben habe. Meine Phantasie sah lauter Bilder von deutschen Arbeitern, wie sie mit ihren Familien bei Tische sitzen, Bier trinken und klassische Musik hören. Nachdem ich einige Zeit in Deutschland zugebracht hatte, fand ich, dass der Grund, warum der deutsche Arbeiter am Tisch sitzt, darin besteht, dass er zu müde ist, um überhaupt etwas anderes zu tun. Ich hoffe aufrichtig, dass nach dem Kriege die Arbeiterschaft unsres Landes Abgeordnete ihrer deutschen Brüder einladen wird, eine Rundreise in Amerika zu machen. Denn wenn die deutschen Arbeiter gesehen haben werden, wie viel besser die amerikanischen Arbeiter daran sind, werden sie nach Deutschland zurückkehren und vor allem aus kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne verlangen, und der amerikanische Arbeiter wird

in Vergleich gebracht werden mit Arbeitssklaven, wie es die deutschen Arbeiter vor dem Kriege waren. Wenn man durch die Strassen Berlins geht, wird einem kein Anzeichen von Armut erscheinen. Aber mehr als 55 % der Familien Berlins sind solche, die in *einem* Raume leben. Die Deutschen werden beaufsichtigt und erzogen ganz auf die gleiche Weise, wie unsre Behörden die Insassen eines Armenhauses oder Gefängnisses überwachen. So etwas wie ein deutscher Eisenbahnschaffner, der sich bis zum Präsidenten der Eisenbahngesellschaft aufschwingt, ist eine Unmöglichkeit in Deutschland, und das Verzeichnis der « Self-made-men » ist sehr mager, ich meine der Männer, die sich aus dem Arbeiterstande emporgearbeitet haben.

Die Sozialdemokraten, die das den Konservativen entgegengesetzte Element repräsentieren, wählen eine kleine Anzahl von Mitgliedern in das preussische Abgeordnetenhaus, und ungefähr ein Drittel der Mitglieder des Reichstages; sonst aber haben sie nicht den geringsten Anteil an der Regierung. Kein Sozialdemokrat würde auch nur die geringsten Aussichten haben, wenn er sich in den Kopf setzte, in den Dienst der Regierung zu treten mit der Absicht, Bezirksanwalt oder Richter zu werden. Israeliten haben ebenfalls wenig Aussicht im öffentlichen Dienst. Einige wenige Ausnahmen sind gemacht worden. Eine Zeit lang war Dernburg, der die Propaganda in Amerika während des ersten Kriegsjahres durchführte, und ein Jude ist, als Reichskolonialminister bestellt.

Nach meiner Meinung ist die Liberalisierung Preussens aufgehalten worden durch die Tatsache, dass es keine Protestpartei gegeben hat ausser den Sozialdemokraten,

und die Sozialisten haben sich dadurch, dass sie die Abschaffung der Monarchie und die Einsetzung einer Republik verlangten als Bestandteile ihres Programms, der Möglichkeit beraubt, irgend etwas zur Erlangung von Reformen zu tun. Bis zum Beginn des Krieges war eine grosse Unzufriedenheit vorhanden. Das Volk war gereizt durch gewisse direkte Steuern, wie die Streichholzsteuer, und weil jeder preussische Protestant gezwungen war, eine Steuer zu bezahlen für den Unterhalt der Kirche, wenn er nicht die Erklärung abgab, er sei Atheist.

Die einzige Klasse in Deutschland, die etwas weiss von der Aussenwelt, ist die Handelswelt. Preussische Adelige der herrschenden Klasse reisen nicht. Sie sind immer beschäftigt mit dem Heere und mit der Flotte, mit Staatsanstellungen, oder mit ihren Landgütern, und im allgemeinen zu arm zum Reisen. Der Arme natürlich reist auch nicht, und der Kaufmann, obwohl er auf seinen Reisen in andere Länder vieles lernt, was ihn verstimmt über die geringen Aussichten, die er in politischer Beziehung in Deutschland hat, befriedigt sich schliesslich mit dem Zustand der Dinge, wegen der enormen Gewinne, die er macht infolge der niedrigen Löhne und der langen Arbeitszeit des deutschen Arbeiters. Rechtsanwälte und Richter bringen es nicht weit in Deutschland, und wir finden dort keine Gruppe von politischen Juristen, wie sie in Republiken stets die Leitung der Geschäfte in ihre eigenen Hände zu nehmen pflegen.

---

## KAPITEL VIII.

### Die Tage vor dem Kriege.

---

Nach meiner Rückkehr von Kiel nach Berlin kam eine Zeit der Ruhe. Niemand schien den Gedanken zu haben, dass die Mordtaten von Serajewo auf die Welt die geringste Wirkung ausüben würden. Der Kaiser war auf seiner Yacht nordwärts gefahren, jedoch, wie ich glaube, nicht ohne dass vorher ein bestimmtes Vorgehen vereinbart worden war. Die meisten Diplomaten fuhren ab in ihre Ferien. Sir Edward Goschen, der britische Botschafter, wie auch der russische Botschafter, verliessen Berlin. Dies zeigt deutlich genug, wie wenig man in diplomatischen Kreisen den Krieg erwartete.

Ich ging auf zwei Besuche in deutsche Landhäuser in Schlesien, wo die reichsten Güter gelegen sind. Einer dieser Besuche galt dem Hause eines Grafen, eines der wohlhabendsten Menschen in Deutschland, Besitzers eines Vermögens von ungefähr zwanzig oder dreissig Millionen Dollars. Er hat ein grosses Gut in Schlesien, das er, wie ich bereits auseinandergesetzt habe, nicht durch Pächter, sondern durch seine eigenen Verwalter bewirtschaften lässt. Im Mittelpunkte des Gutes befindet sich ein schönes Landhaus oder Schloss. Wir waren zweiunddreissig Gäste

bei der Gesellschaft. Dieser Graf und seine reizende Gemahlin waren weit gereist und wünschten augenscheinlich ihr Landleben nach dem Vorbild desjenigen in Grossbritannien einzurichten. Unsere Vergnügungen waren Tennis, Schwimmen und Tontaubenschiessen, mit Tanz und Musik des Abends. Ein solches Leben, und besonders die ungebundene Unterhaltung so vieler Gäste, ist etwas wirklich aussergewöhnliches im preussischen Landleben, und war geradezu eines der sieben Weltwunder für die dortige Gegend.

Einige Tage nach meiner Rückkehr nach Berlin wurde das Ultimatum Oesterreichs an Serbien erlassen. Sogar dann war sehr wenig Aufregung vorhanden, und als die serbische Antwortnote veröffentlicht wurde, glaubte man allgemein, dass dies den Zwischenfall beilegen werde, und dass die Dinge durch dilatorisches Verfahren der Diplomaten in der üblichen Weise geregelt werden würden. Am 26. Juli begann die Sache zu sieden. An diesem Tage kam der Kaiser zurück und nahm vom Morgen des 27. an die Leitung in die Hand. Am 27. kehrte auch Sir Edward Goschen nach Berlin zurück. Ich hielt, soweit möglich, Fühlung mit den andern Diplomaten, da die deutschen Organe höchst unmitteilbar waren, obschon ich jeden Tag nach von Jagow fragte und versuchte, etwas aus ihm herauszukriegen. Am Abend des 29. hatten der Reichskanzler und Sir Edward ihre denkwürdige Besprechung, in welcher der Reichskanzler, ohne bezüglich der französischen Kolonien Versprechungen abgeben zu wollen, die Konzession machte, wenn Grossbritannien neutral bleibe, « Frankreich auf dem Kontinent keine territorialen Abtretungen auferlegen zu wollen ». Der Reichs-

kanzler erklärte ferner gegenüber Sir Edward, dass, so lange er Reichskanzler gewesen sei, der Gegenstand seiner Politik immer der gewesen sei, eine Verständigung mit Grossbritannien herbeizuführen, und dass ihm ein allgemeines Neutralitätsabkommen zwischen Deutschland und Grossbritannien vorschwebe.

Am 30. wies Sir Edward Grey den vorgeschlagenen Handel ab, nämlich, dass sich « Grossbritannien verpflichten sollte, neutral zu bleiben, während die französischen Kolonien gepackt und Frankreich geschlagen würde, so lange kein französisches Gebiet annektiert würde ». Sir Edward Grey sagte, dass ein solcher sogenannter Vertrag auf Kosten Frankreichs eine Schmach bedeuten würde, von der sich der gute Name Grossbritanniens nie wieder würde erholen können. Auch bezüglich der Neutralität Belgiens lehnte er eine Uebereinkunft ab. Friedliche Unterhandlungen wurden indessen am 30. und am 31. fortgesetzt, und manche Diplomaten waren immer noch optimistisch. Am 31. nahm ich den Lunch im Hotel Bristol mit Frau Gerard und Thomas H. Birch, unserm Gesandten in Portugal, nebst seiner Frau. Ich verliess den Tisch, ging hinüber und sprach mit Muktar Pascha, dem türkischen Botschafter, der mir versicherte, es bestehe keinerlei Kriegsgefahr. Aber trotz seinen Versicherungen, und indem ich mir Rechenschaft gab über die Lage, wie auch darüber, was ich von andern Diplomaten vernommen hatte, hatte ich am Morgen dieses Tages dem Staatsdepartement gekabelt in dem Sinne, dass der allgemeine europäische Krieg unvermeidlich sei.

Am 31., um 7 Uhr abends, wurde der « Kriegsgefahrzustand » erklärt, und zu gleicher Zeit an Russland die

Forderung gestellt, es solle innerhalb zwölf Stunden demobilisieren. Im Laufe des 30. hatte ich eine Unterredung gehabt mit Baron Beyens, dem Gesandten Belgiens, und Jules Cambon, dem französischen Botschafter, im Garten der französischen Botschaft (nachmittags). Sie waren beide der Meinung, dass nichts den Krieg verhüten könne als eine Intervention Amerikas. Sowohl Botschafter Cambon wie Minister Beyens waren sehr traurig und niedergeschlagen. Nachdem ich mich von ihnen getrennt hatte, begegnete ich auf der Strasse Sir Edward Goschen und hatte eine kurze Besprechung mit ihm. Auch er war sichtlich bedrückt. Auf meine eigene Verantwortung hin handelnd, schickte ich an den Reichskanzler folgenden Brief :

« Exzellenz ! — Kann mein Land nichts tun ? Kann ich nichts tun, um diesen grauenvollen Krieg aufzuhalten ? Ich bin gewiss, dass der Präsident jeden meiner Schritte im Sinne des Friedens billigen würde. — Immer der Ihrige  
(Gezeichnet) James W. GERARD ».

Auf diesen Brief erhielt ich nie eine Antwort. Am 1. August 5 Uhr nachmittags, wurde der Mobilmachungsbefehl gegeben, und um 7 Uhr 10 wurde von Deutschland der Krieg an Russland erklärt, und der Kaiser verkündigte vom Balkon des Palastes herunter, « er kenne keine Parteien mehr ».

Natürlich war während dieser Tage die Bevölkerung von Berlin aufs höchste erregt. Jede Nacht paradierten grosse Haufen Volkes in den Strassen, sangen « Deutschland über Alles » und verlangten den Krieg. Extrablätter, kostenlos verteilt, wurden in häufigen Intervallen herausgegeben von den Zeitungen, und es herrschte

das allgemeine Gefühl unter den Deutschen, dass ihre Vorbereitungsjahre nun Früchte tragen sollten, dass Deutschland die Welt erobern und allen Völkern seine « Kultur » auferlegen werde.

Am 2. August morgens meldete ich mich beim russischen Botschafter, um von ihm Abschied zu nehmen. Sein Botschaftshotel war angefüllt mit hilflosen Russen, die sich dort eingefunden hatten, um Schutz und Unterstützung zu suchen. Rechts und links Männer und Frauen, die weinten, und die ganze Atmosphäre war diejenige der Verzweiflung. An dem Tage, als der russische Botschafter abreiste, sandte ich ihm mein Automobil, das ihn an den Bahnhof bringen sollte. Der Chauffeur und der Bediente berichteten mir nachher, der polizeiliche Schutz sei ungenügend gewesen, das Automobil sei von der Menge beinahe umgestürzt worden, Männer seien während der Fahrt auf den Tritt gesprungen und hätten den Botschafter und die ihn begleitenden Damen mit Stöcken ins Gesicht geschlagen. Sein Zug war um 1 Uhr 15 fällig zur Abfahrt. Ungefähr zehn Minuten vor 1 Uhr, während ich in meinem Zimmer auf der Botschaft stand, umgeben von einer Menge von Amerikanern, kamen Frau James, Gemahlin des Senators von Kentucky, und Frau Post Wheeler, Gemahlin unsres Sekretärs bei der Botschaft in Japan, zu mir und sagten, sie wollten über Sibirien nach Japan durchreisen und wüssten jetzt nicht, was tun. Ich kritzelte sofort eine Notiz an den russischen Botschafter und ersuchte ihn, die Damen in seinem Zug mitzunehmen. Diesen Zettel, wie auch die Damen, vertraute ich einem rotköpfigen jungen Boy von der Botschaft an, der deutsch sprach. Durch

irgend ein Wunder gelang es ihm, sie zum Bahnhof zu bringen, bevor der Zug des Botschafters abfuhr; der Botschafter war so freundlich, einzuwilligen, sie in seinem Zuge mitzunehmen. Dieser wurde jedoch, statt nach Russland, nach Dänemark geführt; und von dort kreuzten die beiden Damen nach Schweden hinüber, dann nach England und auf diesem Wege nach Hause zurück, da es wohl für sie ebensogut war, dass sie keine Gelegenheit fanden, die Reise durch Sibirien zu versuchen während dieser Mobilmachungsperiode. Der russische Botschafter gab mir den Dienst zurück, indem er mir eine russische Fürstin anvertraute, welche die Absicht gehabt hatte, mit ihm fortzureisen, aber, vielleicht eingeschüchtert durch die Szenen auf der Fahrt zum Bahnhof, dort den Mut verloren hatte und sich dagegen sträubte, mit dem Botschafter abzufahren. Sie blieb eine Zeit lang in Berlin und fand erst nach einigen Wochen so viel Mut, um den Abstecher nach Dänemark zu wagen.

Am Morgen des 4. August wartete ich auf eine Einladung hin, die ich Tags zuvor erhalten hatte, im Berliner Schloss auf. In dem Saale, wo in Friedenszeiten die Hofbälle abgehalten worden waren, war eine gewisse Anzahl von Reichstagsmitgliedern versammelt. Die Diplomaten befanden sich in einer Galerie auf der Westseite des Saales. Als bald trat der Kaiser, in feldgraue Uniform gekleidet und begleitet von verschiedenen Mitgliedern seines Stabes und einigen Damen, in den Saal. Er schritt mit martialischem Gang und warf einen flüchtigen Blick gegen die Galerie, wo die Diplomaten beieinander waren, wie um zu sehen, wie viele da seien. Er stellte

sich aufrecht vor den Thron und verlas stehend eine Ansprache an die Mitglieder des Reichstages. Diese riefen ihr Hoch aus und begaben sich dann in den Reichstag, wo der Kanzler ihnen seine Rede hielt mit der berühmten Erklärung wegen Belgien und der Behauptung, « Not kennt kein Gebot », und die deutschen Truppen seien in diesem Augenblick im Begriff, die belgische Grenze zu überschreiten. Gewisse Gesetzesvorlagen, die bereits vorbereitet waren, bezüglich der Regierung des Landes, und von denen ich an anderer Stelle im Einzelnen sprechen werde, sowie die Kriegskreditvorlage, wurden vom Reichstag erledigt. Die Sozialdemokraten waren nicht dabei gewesen im Schloss, halfen aber jetzt dem Reichstag bei der Annahme der erforderlichen Kredite.

Am Nachmittag des 4. August ging ich, um bei Jagow vorzusprechen und irgend eine Neuigkeit zu vernehmen. Im Wartzimmer des Auswärtigen Amtes sass der britische Botschafter. Sir Edward sagte mir, er sei hier zu dem Zwecke, seine Pässe zu verlangen. Er sprach natürlich englisch, und ich bin sicher, dass er belauscht wurde von einem Manne, der ebenfalls im Zimmer sass, der mir aussah wie ein deutscher Zeitungsreporter, so dass ich nicht überrascht war, als später Extrablätter erschienen auf der Strasse mit der Nachricht, der britische Botschafter habe seine Pässe verlangt, und Grossbritannien habe den Krieg erklärt. Bei dieser Nachricht war die Wut der Berliner Bevölkerung unbeschreiblich. Das Auswärtige Amt hatte geglaubt — und dieser Glaube war in alle Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung durchgesickert — die Briten seien so in Anspruch

genommen durch den Ulsteraufstand und die irischen Unruhen, dass sie den Krieg nicht erklären würden.

Nach dem Diner ging ich zum Bahnhof, um mich vom französischen Botschafter, Jules Cambon, zu verabschieden. Die Strecke von der französischen Botschaft via Brandenburger Thor zum Lehrter Bahnhof war von Truppen und Polizei abgesperrt, so dass sich nicht der geringste Zwischenfall ereignete. Es war niemand am Bahnhof als ein sehr untergeordneter Beamter des Deutschen Auswärtigen Amtes. Cambon war in ausgezeichnete Verfassung und behielt seinen Mut und seine Fassung in bewunderungswürdiger Weise beisammen. Glücklicherweise war seine Familie beim Ausbruch des Krieges nicht in Berlin. Statt nach der Schweizergrenze geführt zu werden, von wo die Route nach Frankreich leicht gewesen wäre, wurde Cambon nach Dänemark spedit. Unterwegs wurde er sehr schlecht behandelt, und es wurde ihm noch die Bezahlung des Extrazuges in Gold von der deutschen Regierung abgenommen.

Dann ging ich aus zu einem Rundgang in Berlin und wurde bald verwickelt in die grosse Menschenansammlung gegenüber der britischen Botschaft an der Wilhelmstrasse. Die Menge warf Steine usw. und war damit beschäftigt, sämtliche Fenster der Botschaft zu zertrümmern. Nachträglich klagten die Deutschen, Leute in der Botschaft hätten die Menge wütend gemacht, indem sie ihr Pfennige zuwarfen. Ich habe nichts derartiges gesehen. Da die Strasse « Unter den Linden » und der Wilhelmsplatz mit Asphalt gepflastert sind, muss die Menge die Wurfgeschosse, deren sie sich bediente, mit sich gebracht

haben mit der vorgefassten Absicht, die Fenster der Botschaft zu zerschmettern. Es erschienen einige Polizisten zu Pferd, waren aber nie in genügender Zahl, um die Menge im Schach zu halten.

Etwas später kam ich wieder « Unter den Linden » vorbei, wo eine grosse Volksmasse gegenüber dem Hotel Adlon sich gestaut hatte. Ein Mann, der am äusseren Rande der Menge stand, ersuchte mich darum, nicht in das Hotel einzutreten, da, wie er sagte, die Leute nach britischen Zeitungskorrespondenten spähten. So drohend war die Haltung der Menge gegenüber den britischen Zeitungskorrespondenten, dass Wile den Portier der Botschaft aus dem Schläfe läutete, nachdem wir schon zu Bette gegangen waren, und, um uns nicht zu stören, auf der Chaiselongue im Portierzimmer übernachtete.

In der Annahme, dass möglicherweise die britische Botschaft in einer solchen Verfassung sein könnte, dass der britische Botschafter, Sir Edward Goschen, keine Lust haben könnte die Nacht dort zuzubringen, bestellte ich ein Automobil und fuhr mit Roland Harvey, dem zweiten Sekretär der britischen Botschaft, durch die Menge, die immer noch die Wilhelmstrasse versperrte, dorthin. Sir Edward und seine Sekretäre waren vollständig ruhig und lehnten höflich die Zuflucht ab, die ich ihnen in unsrer Botschaft anbot. Ich unterhielt mich eine Weile mit ihnen, und wie ich mich zum Weggehen erhob, sagte mir ein Bedienter, die Menge auf der Strasse habe mächtig zugenommen und bewache mein Automobil. Ich liess durch den Bedienten anordnen, dass das Automobil geöffnet werde, da es ein Landauer war, und dem Chauffeur sagen, wenn ich drinnen sei, solle er ganz langsam fahren.

Ich fuhr langsam durch die Menge, nur bestürmt mit dem besonderen Zischwort, dessen sich die Deutschen bedienen, wenn sie besonders aufgebracht sind, und das der Voraussetzung nach die äusserste Verachtung ausdrückt. Dieses Wort ist « Pfui » und hat eine seltsame Wirkung, wenn es aus tausenden von teutonischen Kehlen gezischt wird. Wie wir den äusseren Ring der Menge verliessen, sprang ein Mann von achtbarer Erscheinung auf das Trittbrett des Automobils, spie nach mir, indem er « Pfui » rief, und schlug Harvey mit seinem Hut ins Gesicht. Ich stoppte das Auto, sprang heraus, verfolgte den Mann die Strasse entlang und erwischte ihn. Mein deutscher Bedienter lief nach und erklärte ihm, ich sei der amerikanische Botschafter und nicht ein Brite. Der Mann, der Harvey geschlagen hatte, entschuldigte sich daraufhin und gab seine Karte. Es war ein Berliner Jurist; am nächsten Morgen kam er auf die Botschaft und entschuldigte sich noch einmal für seinen « Irrtum ».

Am folgenden Tage, 5. August, brachte ich einen Teil meiner Zeit damit zu, von Sir Edward die Vertretung der britischen Interessen zu übernehmen. Joseph C. Grew, unser erster Sekretär, und ich gingen zur britischen Botschaft, die Archive wurden versiegelt, und wir erhielten diejenigen Anweisungen und Auskünfte, die uns gegeben werden konnten, mit Bezug auf britische Untertanen in Deutschland und ihre Interessen. Die britischen Korrespondenten wurden auf der Botschaft versammelt und die Erlaubnis ausgewirkt für sie, mit dem Botschaftszuge abfahren zu dürfen.

Den Tag hindurch wurden britische Staatsangehörige ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts ergriffen,

wo man sie fand, und nach der Festung Spandau verbracht. Ich erhob Vorstellungen bei von Jagow und sagte ihm, es sei dies eine Massregel, die höchstens im Mittelalter ergriffen wurde; und ich glaube, er erhob seinerseits Vorstellungen bei den Behörden und brachte es zustande, dass die willkürlichen Verhaftungen von Frauen aufhörten.

Friedrich Wilhelm Wile, der wohlbekannte amerikanische Korrespondent der Londoner *Daily Mail*, sollte ebenfalls mit den Briten das Land verlassen, auf Grund der Tatsache, dass er Korrespondent einer britischen Zeitung gewesen war. Am Abend ging ich auf das Auswärtige Amt, um seinen Pass entgegenzunehmen, und während einer der Departements-Chefs den Pass unterzeichnete, hielt er mitten in seiner Unterschrift an, warf die Feder zu Boden und sagte, er weigere sich absolut, einen Pass für Wile zu unterzeichnen, weil er ihn so hasse, und weil er glaube, er sei in weitgehendem Masse ein Werkzeug gewesen, um den Krieg zustande zubringen. Diese letztere Behauptung war natürlich ganz lächerlich; aber ich brauchte einige Zeit, bevor ich diesen deutschen Beamten dazu überredete, seinen Hass zu beschwichtigen und seine Unterschrift zu Ende zu führen. Ich habe einige Leute sagen hören, Wile habe ohne Grund Befürchtungen gehegt darüber, was die Deutschen ihm antun könnten; aber der vorerwähnte Zwischenfall zeigt, dass seine Befürchtungen wohlbegründet waren, und da ich diesen Zwischenfall wusste, den ich ihm nicht erzählte, war ich sehr erfreut darüber, dass er die Gastfreundschaft unsrer Botschaft annahm für die Nacht vor seiner Abreise. Er

war vollständig kühl, obwohl natürlich sehr erfreut, als ich ihm mitteilte, dass seine Abreise abgemachte Sache sei.

Sir Edward und sein Stab und die britischen Korrespondenten reisten ab am folgenden Morgen früh um sechs Uhr. Im Augenblick ihrer Abfahrt ereignete sich kein widerwärtiger Zwischenfall mehr; begreiflicherweise war dieser Zeitpunkt der Berliner Bevölkerung unbekannt.

Während dieser ersten Tage war in Deutschland eine grosse Spionenhetze. Es wurden Leute auf den Strassen von der Menge gepackt, und in einigen Fällen, unter dem Vorwand, es seien französische oder russische Spione, erschossen. Fremde waren in ganz Deutschland in einer gefährlichen Situation, und viele Amerikaner waren Verhaftungen und Misshandlungen ausgesetzt. Ein sonderbares Gerücht verbreitete sich über ganz Deutschland, wonach Automobile mit französischem Gold beladen durch das Land in der Richtung nach Russland eilten. Bauern und Jagdhüter und andere Leute zogen aus auf die Strassen mit Gewehren, und das Reisen im Automobil wurde ausserordentlich gefährlich. Eine deutsche Gräfin wurde erschossen, ein Offizier verwundet, und die Herzogin von Ratibor in den Arm getroffen. Es dauerte einige Zeit, bis diese Aufregung sich gelegt hatte, und viele Artikel wurden in den Zeitungen veröffentlicht, bis diese Wahnvorstellung aus den Köpfen des Volkes vertrieben war. Es gingen auch Gerüchte, die Russen hätten den Müggelsee vergiftet, den See, aus dem Berlin einen Teil seines Wassers gewinnt. Beständige Gerüchte redeten

von der Verhaftung russischer Spione, in ganz Deutschland, als Frauen verkleidet. Viele Amerikaner wurden in ihren Hotels in einer Art von Haft gehalten. Unter ihnen befand sich Archer Huntington mit seiner Gemahlin, Charles H. Cherrill, früher unser Gesandter in Argentinien, und viele andere.

---

## KAPITEL IX.

### Die Amerikaner beim Ausbruch der Feindseligkeiten.

---

Natürlich, sobald eine Aussicht auf Krieg vorhanden war, wurde die Botschaft überstürmt von Amerikanern. Wenige Amerikaner hatten die Vorsicht gehabt, mit Pässen zu reisen, und Pässe waren eine Notwendigkeit geworden. Das ganze verstärkte Personal der Botschaft und alle die Freiwilligen, die ich zum Dienst hatte bewegen können, sogar ein Kind von elf Jahren, das sich bei uns im Hause befand, nahmen Gesuche ab von den Amerikanern, die buchstäblich zu Tausenden den Wilhelmsplatz gegenüber der Botschaft anfüllten. Die Geldfrage wurde dringlich. Reisende, die im Besitze waren von Kreditbriefen und Bankchecks für bedeutende Summen, konnten in Deutschland keinen Cent Bargeld erhalten. Die « American Express Company », glaube ich, zahlte alle Inhaber ihrer Checks aus. Als ich mit Herrn Wolf, dem Präsidenten der Amerikanischen Handelsgesellschaft in Berlin, beim Direktor der Reichsbank vorsprechen wollte und ihn ersuchte, zur Erleichterung für die amerikanischen Reisenden in Deutschland etwas zu tun, weigerte er sich, irgend etwas vorzukehren, und ich schlug ihm dann vor, Papiergeld herauszugeben, wie es in

Deutschland gerade gedruckt wurde, und es den Amerikanern für gute amerikanische Kreditbriefe und Bankchecks zu verabfolgen, wofür sie dann in Amerika einen Kredit hätten, der in der Zukunft sehr wertvoll werden könnte. Er aber lehnte es ab, dies einzusehen. Direktor Herbert Gutmann, von der Dresdener Bank, war dann der weitsichtige Bankier, der die Lage erleichterte. Gutmann vereinbarte mit mir, dass die Dresdener Bank, die zweitgrösste Bank in Deutschland, die Bankchecks und Kreditbriefe, sowie die Wechsel der « American Express Company », die internationalen Geschäfts-Checks usw. zu annehmbaren Ansätzen diskontieren werde, vorausgesetzt, dass auf die betreffenden Kreditbriefe und Checks das Siegel der Botschaft, und ausserhalb Berlins dasjenige des nächsten amerikanischen Konsulats gedrückt würde. Dies schuf auf einen Schlag eine Erleichterung der Situation.

Mit Ausnahme des Herrn Wolf, der trotzdem mit seinen eigenen Geschäften sehr emsig beschäftigt war, hatte ich keine amerikanischen Komitees, wie sie in London und in Paris organisiert waren, um mir in Berlin zu helfen. In München jedoch schlossen sich die dortigen Amerikaner zu einem wirksamen Komitee zusammen. Herr und Frau Ralph Pulitzer, die in Berlin waren, kamen sofort auf die Botschaft, um uns bei der Arbeit zu unterstützen. Herr Pulitzer befasste sich mit der Herausgabe von Pässen, und Frau Pulitzer erwies sich als sehr erfolgreiche Mitarbeiterin. Sie und Frau Ruddock, Gemahlin unsres dritten Sekretärs, sowie Frau Gherardi, die Gemahlin unsres Marineattachés, bildeten mit Frau Gerard eine Art Hilfskomitee, um für die Amerikaner zu sorgen,

die ohne Mittel und Unterstützung waren. Ich arrangierte, unter der sehr wirksamen Mithilfe von Lanier Winslow, Sonderzüge, um die Amerikaner in Deutschland nach Holland zu befördern. Solche Züge liefen aus der Schweiz, von München, von Karlsbad, u. s. w., durch Deutschland hindurch nach Holland, und von Berlin aus wurden ebenfalls eine Anzahl von Zügen nach Holland abgefertigt.

Das erste Zimmer beim Eintritt in die Botschaft war der Fahrkartenschalter; dort verkauften Herr Winslow, und nachher Kapitän Fenton, Fahrkarten. Denjenigen, die sich darüber auswiesen, dass sie mittellos waren, gemäss Bescheinigung des Komites von Frau Pulitzer und Frau Gerard, gaben sie die Fahrkarten gratis ab. Dieses Komite arbeitete im zweiten Stock der Botschaft, im Ballsaal, von dem ein Teil mit einem Seile abgesperrt wurde, um die Menge von den Damen abzuhalten. Jede Woche kaufte ich eine Anzahl Zwischendeckfahrtscheine von der Holland-Amerika-Linie, und die Damen verkauften diese wieder im Ballsaal. Wir mussten dies tun, weil die Holland-Amerika-Linie keine Konzession hatte, um in Deutschland Zwischendeckfahrtscheine zu verkaufen; aber indem ich 200 oder 300 auf einmal direkt von der Gesellschaft kaufte, war ich in der Lage, sie in unserm Ballsaal abzusetzen an diejenigen Amerikaner, die in ihrem Eifer, nach ihrem eigenen Lande zurückzureisen, bereit waren, die Unannehmlichkeiten einer Zwischendecküberfahrt auf sich zu nehmen.

Winslow begleitete einen der Sonderzüge bis nach Holland, und ich muss sagen, dass ich ihn bemitleidete,

als ich erfuhr, was er alles zu tun hatte unterwegs auf der Jagd nach verlorenen Handgepäckstücken und beim Aufstöbern von Milch für schreiende Wickelkinder. Diese Sonderzüge wurden abgefertigt vom Bahnhof Charlottenburg, in einem ruhigen Teile Berlins, so dass keine Volksmenge durch die Abfahrt der Amerikaner angezogen wurde. Der Karlsbader Zug durchlief Deutschland mit allem Erfolg und nahm die Amerikaner mit, die seit dem Kriegsbeginn in Karlsbad abgeschnitten gewesen waren.

Eine der merkwürdigsten Kundgebungen dieser Zeit war eine Sympathieversammlung für die Amerikaner, die in Deutschland gestrandet waren ; sie wurde am 11. August in der Stadthalle in Berlin abgehalten. Diese Versammlung begann in einem der Säle der Stadthalle ; aber es waren so viele Leute da, dass wir gezwungen waren, zu unterbrechen und nach dem grossen Saale überzuziehen. Dort wurden Reden gehalten vom Oberbürgermeister von Gwinner, von Professor von Harnack und von mir. Ein anderer Professor, der ausgezeichnet Englisch sprach mit englischem Akzent, griff Grossbritannien heftig an. In der Flugschrift, in welcher die Reden Harnacks und des Oberbürgermeisters veröffentlicht wurden, wurde die Rede des erwähnten Professors weggelassen. In seiner Ansprache, mit der er den Zweck der Versammlung feststellte, sagte der Oberbürgermeister :

« Seitdem wir gehört haben, dass eine grosse Zahl von amerikanischen Bürgern im Deutschen Reiche, und besonders in Berlin, sich in Schwierigkeiten befinden infolge des Fehlens aller Möglichkeiten zur Rück-

kehr in ihre eigene Heimat, erklären wir hier feierlich, dass es unsre Pflicht ist, für sie als Brüder zu sorgen, nach Massgabe unsrer Fähigkeiten, und wir appellieren an alle Bewohner Berlins und des ganzen Deutschen Reiches, mit uns zu diesem Zwecke mitzuwirken. »

Professor von Harnack, Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek in Berlin, ist einer der hervorragendsten deutschen Professoren. In seiner Ansprache gab er dem Gefühl Ausdruck, das in den ersten Tagen des Krieges vorherrschte, dass Deutschland sich verteidige gegen eine russische Invasion, welche die deutsche Kultur zu vertilgen drohte. Nachdem er auf die westliche Zivilisation Bezug genommen hatte, sagte er :

« Aber gegenüber dieser Zivilisation erhebt sich nun vor meinen Augen eine andere Zivilisation, die Zivilisation des Stammes mit ihrer patriarchalischen Organisation, die Zivilisation der Horde, die vereinigt und zusammengehalten wird von Despoten, die mongolisch-moskowitzische Zivilisation. Diese Zivilisation ertrug nicht das Licht des achtzehnten Jahrhunderts, noch weniger das Licht des neunzehnten Jahrhunderts, und jetzt, im zwanzigsten Jahrhundert, bricht sie los und bedroht uns. Diese unorganisierte asiatische Masse will wie die Wüste mit ihren Sandstürmen unsre Kornfelder überfluten. »

Es wurde jedoch von den Deutschen nichts getan für die in Deutschland gestrandeten Amerikaner mit Ausnahme der Abmachungen für die Bezahlung von Geldsummen durch die Dresdener Bank auf Kreditbriefe und die Absendung von Sonderzügen durch das Eisenbahnamt der deutschen Regierung. Tat-

sächlich hätte auch von den Deutschen nichts weiteres verlangt werden können, da es naturgemäss Pflicht der amerikanischen Regierung war, für ihre im Ausland gestrandeten Bürger zu sorgen. Sozusagen im gleichen Augenblick, als der Krieg erklärt war, kabelte ich unsrer Regierung den Vorschlag, es sollte ein Schiff mit Gold herüberschickt werden, da natürlich mit Gold, gleichviel in welchem Lande, alles Notwendige gekauft werden kann. Gerüchte von der Absendung der «Tennessee» und anderer Schiffe von Amerika drangen nach Berlin, und eine grosse Zahl von den unwissenderen Amerikanern fing an zu glauben, dass diese Schiffe herüberschickt würden, um Amerikaner nach Hause zu holen. Eines Morgens sprach eine amerikanische Frau mit mir und sagte, sie wäre einverstanden, nach Hause zu gehen auf einem dieser Schiffe, unter der Voraussetzung, dass man ihr ein Schlafzimmer gebe mit einem Baderaum und Walker-Gordon-Milch für ihre Kinder, während eine andere Frau, deutscher Herkunft, stundenlang in einer Ecke unsres Ballsaales zu sitzen pflegte und von Zeit zu Zeit laut ausrief, mit viel Gefühl: «O Gott, wollen denn diese Schiffe nie kommen?»

In diesen ersten Tagen des Krieges legten wir auch ein Verzeichnis aller Amerikaner in Berlin und, soweit möglich, in Deutschland an, um diejenigen zu streichen, die in den ersten Tagen die Pässe erhalten hatten, für den möglichen Fall, dass Leute, die dazu nicht berechtigt waren, sie in die Hände bekämen, und um die Berechtigten herauszufinden. Alle Amerikaner wurden eingeladen, sich auf der Botschaft einzufinden und einige Fragen zu beantworten, worauf, wenn alles in Ordnung

erschien, ihre Pässe mit dem Vermerk versehen wurden :  
« Empfohlen zum Transport nach Amerika. »

Ich erliess von Zeit zu Zeit Zirkulare an die Konsuln in Deutschland herum, durch die ich ihnen allgemeine Weisungen erteilte mit Bezug auf die Behandlung von Amerikanern. Das nachstehende Kreisschreiben vom 12. August ist ein Beispiel dafür :

« AMERIKANISCHE BOTSCHAFT.

» Berlin, 12. August 1914.

» An die Konsularvertreter der Vereinigten Staaten in Deutschland, und zur allgemeinen Aufklärung amerikanischer Bürger :

» Morgen wird im Berliner *Lokalanzeiger* eine Mitteilung veröffentlicht werden bezüglich der Abfertigung eines Sonderzuges an die holländische Grenze zum besonderen Transport von Amerikanern. Weitere Züge werden voraussichtlich von Zeit zu Zeit zusammengestellt werden. Es sind keine weiteren Nachrichten eingelangt bezüglich der Absendung von Transporten aus den Vereinigten Staaten ; aber Gesuche um Heim-schaffung werden von der Botschaft und von den verschiedenen Konsulaten in Deutschland berücksichtigt gemäss dem letzten Kreisschreiben der Botschaft und den im *Lokalanzeiger* erschienenen Mitteilungen.

» Alle Amerikaner, die Berlin verlassen, müssen ihre Pässe durch das Auswärtige Amt abstempeln lassen ; zu diesem Zwecke sollen sie sich wenden an den Geheimen Legationsrat Dr. Eckhardt, Wilhelmstrasse 75. Amerikaner, die ausserhalb Berlins wohnen, sollen sich bei den zuständigen Konsularvertretern darüber ver-

gewissern, welche Massnahmen sie diesbezüglich zu ergreifen haben.

» Briefe nach den Vereinigten Staaten können an die Botschaft adressiert und sollen bei erster Gelegenheit weiter befördert werden.

» Staatsangehörige des Deutschen Reiches, die mit Freunden in England, Russland, Frankreich oder Belgien zu verkehren oder Geld zu versenden wünschen, sollen ihre Begehren an das Reichsamt des Auswärtigen richten. Amerikaner haben die Bewilligung, nach Italien zu reisen. Die Dampfer der italienischen Linien verkehren gegenwärtig, sind aber für einige Zeit zum voraus besetzt. Die Botschaft hat ebenfalls Mitteilung erhalten, dass der Dampfer von Vlissingen, Holland, täglich um 11 Uhr vormittags abgeht. Der Botschafter kann jedoch Amerikanern nicht anempfehlen, den Versuch zu machen, Holland mit den gewöhnlichen fahrplanmässigen Zügen zu erreichen, da er Bericht erhalten hat von Verzögerungen unterwegs, mit Rücksicht auf die Tatsache, dass alle Zivilreisenden aus den Zügen hinausgewiesen werden, wenn Truppen Hilfszüge verlangen. Es ist besser, Sonderzüge abzuwarten, die von der Botschaft organisiert werden.

» Die Dresdener Bank und ihre Zweigniederlassungen in Deutschland diskontieren, *nur für Amerikaner*, Kreditbriefe und Checks, die von solvablen amerikanischen Banken herausgegeben wurden, in begrenzten Beträgen. Inbegriffen in dieser Kategorie sind die Checks der « Banker's Association », der « Banker's Trust Company », der « International Mercantile Marine Company », und der « American Express Company ». Alle Checks und

Kreditbriefe müssen jedoch gestempelt werden von amerikanischen Konsulaten, und die Konsuln sollen beachten, dass der Konsulatsstempel diesen Checks und Kreditbriefen nur beigelegt wird als in guten Treuen Eigentum von amerikanischen Bürgern. Die « Kommerz- und Diskontobank » macht dasselbe Anerbieten, und die « Deutsche Bank » diskontiert Checks und Kreditbriefe, die von ihren Korrespondenzfirmen ausgestellt sind.

» Amerikanische Konsularbeamte können ferner später bei der Dresdener Bank für ihre Gehälter und für die amtlichen Ausgaben ihrer Konsulate Wechsel ausstellen. Bevor sie aber auf solche Summen bei der Bank Wechsel aufnehmen, müssen alle Konsularbeamten ihre Ausgabenrechnungen mir zur Genehmigung vorlegen. Diese Ausgabenrechnungen müssen der Botschaft bei der nächsten Gelegenheit überwiesen werden.

« DER BOTSCHAFTER. »

Man wird aus dem obigen Zirkular bemerkt haben, dass alle amerikanischen Bürger aufgefordert wurden, ihre Pässe vom Auswärtigen Amt abstempeln zu lassen. Ein Amerikaner erhielt seinen Pass nicht zurück, obwohl er ihn beim Auswärtigen Amt abgegeben hatte. Das Auswärtige Amt machte geltend, es habe den Pass irgend jemand von der Botschaft ausgehändigt; wir waren aber nicht sehr überrascht davon, als genau derselbe Pass später in den Besitz von Lody überging, dem geständigen deutschen Spion, der im Londoner Tower erschossen wurde. Nach einiger Zeit kablete mir die amerikanische Regierung, ich sollte besitzlosen Amerikanern Geld vorschiesse; und die Damen im Ballsaal, mit ihren Helfern, übernahmen diesen Zweig,

schossen Geld vor, wo es nötig war, oder soviel als eine Person brauchte, um das Gleichgewicht herzustellen zur Ueberfahrt mit Zwischendeckfahrtscheinen von Holland nach den Vereinigten Staaten. Zu gleicher Zeit bauten wir nach und nach ein Banksystem auf. Leute in den Vereinigten Staaten, die in Deutschland Freunde oder Bekannte hatten, schickten ihnen Geld, indem sie es unserm Staatsdepartement bezahlten, und das Staatsdepartement seinerseits kabelte mir, ich sollte eine Zahlung machen, und diese Zahlung wurde bewerkstelligt dadurch, dass ich für den auf dem Staatsdepartement festgestellten Betrag einen Wechsel ausstellte, den der Empfänger der Deutschen Bank zu einem bestimmten Kurs verkaufte. Dieses Geschäft nahm grosse Proportionen an, und nachdem die Amerikaner, die im Fieber waren, nach Hause zurückzukehren, verschwunden waren, wurden die Zurückgebliebenen von ihren Freunden und Bekannten durch dieses Banksystem unter unsrer Leitung bei Mitteln erhalten.

Am 23. August kam Breckenridge, Adjunkt des Sekretärs beim Kriegsdepartement, der auf dem Kriegsschiff « Tennessee » von Amerika herkam, indem er Gold mit sich brachte und eine Anzahl von Offizieren der Armee, in Berlin an und übernahm unsre Hilfsorganisation insoweit, als sie mit der Heimschaffung von Amerikanern Bezug hatte, indem er sie in Räumen unterbrachte, die in einem nahegelegenen Gasthof, dem Kaiserhof, gemietet wurden. Diese Kommission setzte sich zusammen aus den Majoren J. A. Ryan, J. H. Ford und G. W. Martin, und den Hauptleuten Miller und Fenton; aber das Hilfskomitee und das Bankgeschäft

wurden im Ballsaale der Botschaft fortgeführt. Ein Bulletin wurde veröffentlicht unter den Auspizien der amerikanischen Handelsgesellschaft, und darin der Rat erteilt, es sollten alle Amerikaner, welche die Mittel hätten, abzureisen, dies thun, sobald die Gelegenheit zur Abreise mit Sonderzügen sich einstellte, und direkt nach London reisen, von wo sie die Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten ermöglichen könnten. Alle Amerikaner, die mittellos waren, wurden angewiesen, sich an die Hilfskommission zu wenden, die ermächtigt war, für den Transport und den Unterhalt gestrandeter Amerikaner zu bezahlen, um sie in die Lage zu versetzen, nach Hause zurückzukehren.

Die ungeheure Menge von Gepäck, das von Amerikanern in Deutschland zurückgelassen worden war, war eine weitere Aufgabe, die eine Lösung verlangte. Trotz dem wiederholten Rat, abzureisen, bestanden viele Amerikaner darauf, in Deutschland zu bleiben. Darunter befanden sich einige wenige Geschäftsleute, aber viele « Singvögel », Pianisten und Studenten. Mit dieser Sorte von Amerikanern hatten wir mancherlei Schereien. Eine Frau z. B. und ihre Tochter weigerten sich, abzureisen, als es ihnen angeraten wurde; sie blieben da und liessen Rechnungen auflaufen von über zehntausend Mark; da es nun in Deutschland Gefängnisstrafe gibt für Schulden, konnten sie nicht abreisen, als sie sich endlich dazu entschlossen. Alle unter uns auf der Botschaft mussten für das Geld subscribieren, um ihre dringendsten Schulden zu bezahlen, und schliesslich verliessen sie das Land, indem sie ein vermehrtes Vorurteil gegen die Amerikaner zurückliessen.

## KAPITEL X.

### Kriegsgefangene.

---

Während der Periode der ersten fünf Kriegsmonate wurde es notwendig, als Vermehrung der übrigen Arbeit, nach denjenigen andern Staatsangehörigen zu sehen, die meiner Obsorge anvertraut worden waren. Am Anfang wurde den britischen Staatsangehörigen bedeutende Freiheit eingeräumt, obwohl keiner die Erlaubnis erhielt, das Land zu verlassen. Es wurde von ihnen verlangt, sich zu festgesetzten Zeiten im Laufe des Tages bei der Polizei zu stellen, und sie durften spät abends nicht ausserhalb ihrer Wohnung bleiben. Die Japaner hatten von ihrer Botschaft Warnungen erhalten bezüglich der Wendung, welche die Ereignisse nehmen könnten, und bevor die japanische Regierung ihr Ultimatum versandt hatte, hatte sie ihre Staatsangehörigen aufmerksam gemacht, sodass eine grosse Zahl von ihnen Deutschland verlassen hatte. Nach der Kriegserklärung durch Japan wurden alle Japaner in Deutschland unverzüglich ins Gefängnis gesetzt. Es wurde behauptet, es sei dies eine Massnahme, um sie vor der Wut der Bevölkerung zu schützen, und sicherlich schien das Volk sehr aufgebracht gegen die Japaner. Als ich schliesslich die Erlaubnis erhielt für

ihre Freilassung und ihre Abreise von Deutschland, musste ich jemand mit den Gruppen von Japanern an die Schweizergrenze schicken, um sie vor Verunglimpfung zu bewahren. Sie erhielten die Erlaubnis, nur durch die Schweiz abzureisen, und mussten daher in München umsteigen. Bevor ich irgend einen von ihnen nach München spedierte, telegraphierte ich regelmässig unserm dortigen Konsul, er möge die Münchener Polizei davon benachrichtigen, sodass für geeigneten Schutz auf dem Bahnhof gesorgt werden konnte.

Bei einem bestimmten Anlass wartete eine Anzahl Japaner auf der Botschaft, um den Nachtzug nach München zu nehmen. Ich schickte einen Bedienten, um sie hinauszuführen, damit sie in einem Berliner Restaurant etwas zu essen bekämen; da aber kein Restaurant in Berlin ihnen gegen Geld Nahrung verabfolgen wollte, wurden Anordnungen getroffen, um ihnen auf der Botschaft Mahlzeiten zu verabreichen. Die Mitglieder der siamesischen Gesandtschaft, die in der äusseren Erscheinung sehr den Japanern gleichen, waren oft Beleidigungen unterworfen, und wagten es lange Zeit nicht, sich frei in Berlin herum zu bewegen oder gar ihre Häuser zu verlassen. Die Japaner waren Wunder der Höflichkeit. Nachdem ich einige von ihnen im Zivilgefangenenlager von Ruhleben besucht hatte, schrieben sie mir einen Brief, um mir für den Besuch zu danken. Sozusagen jeder Japaner, der Deutschland verlassen hatte, schrieb mir nach seiner Ankunft in der Schweiz einen Dankbrief. Als ich schliesslich selbst Deutschland verliess, und aus dem Sonderzug in Zürich ausstieg, trat eine Japanerin vor, die in Deutschland im Gefängnis gewesen

war und deren Gatten ich in einem Gefängnis besucht hatte, um mir zu danken. Ein Japaner wartete in Bern im Office eines Hotels auf mich zum gleichen Zwecke, und am nächsten Morgen früh sprach der japanische Gesandte vor und hinterliess für Frau Gerard eine schöne Uhr als Ausdruck seiner Dankbarkeit für die seinen Landsleuten bewiesene Aufmerksamkeit. Es war wirklich ein Vergnügen, Gelegenheit zu haben, etwas zu tun für diese höflichen und liebenswürdigen Menschen.

Am 20. August stattete ich meinen ersten Besuch ab in einem deutschen Gefangenlager. Es war dasjenige von Döberitz, etwa acht Meilen westlich von Berlin gelegen, eine Art Kriegslager, mit permanenten Baracken. Einzelne dieser Baracken waren vorgesehen zur Unterbringung solcher britischer Zivilpersonen, welche die Deutschen in den ersten Kriegstagen in Haft genommen hatten. Es waren nur wenige Briten unter den Gefangenen, mit einer Anzahl Russen und Franzosen. Ich hatte volle Freiheit, mich mit den Gefangenen zu unterhalten, und fand, dass sie zu keinen Klagen Anlass hatten. Im weiteren Verlaufe des Krieges aber machten die Deutschen zahlreiche britische Kriegsgefangene während des grossen Rückzuges der britischen Armee in Nordfrankreich. Da fing es an, dass Offiziere und Privatleute nach Deutschland kamen und auf verschiedene Lager verteilt wurden. Endlich, im Herbst 1914, beschloss die britische Regierung, eine grosse Zahl von Deutschen in England zu internieren, und als Repressivmassregel internierte die deutsche Regierung alle britischen Zivilpersonen, die bis zu dieser Zeit in

Berlin und andern Städten des Reiches eine verhältnismässige Freiheit genossen hatten.

Die britischen Zivilpersonen wurden eingeschlossen in einer Rennbahn ungefähr fünf Meilen von Berlin, genannt Ruhleben. Diese Rennbahn wurde in Friedenszeiten gebraucht für Wettläufe von Trappferden, und es befanden sich darauf die üblichen grossen Buden und Backsteinstallbauten, mit Pferdeställen und Heubühnen darüber, wo die Rennpferde gehalten wurden.

Am 20. August erstattete ich meinen ersten Besuch auf der Polizeipräsidentschaft in Berlin, wo politische Gefangene nach ihrer Verhaftung untergebracht wurden. Eine kleine Zahl von britischen Gefangenen, die einer besonderen Untersuchung unterworfen waren, waren dort interniert. Dieses Gefängnis, das ich in der Folge oft besuchte, war reinlich und wohlunterhalten, und ich hatte niemals eine besondere Klage von Seiten der Gefangenen dort zu vernehmen, ausgenommen natürlich, mit der Fortdauer des Krieges, bezüglich der ungenügenden Ernährung.

Unverzüglich nach dem Ausbruch des Krieges hatte ich ein besonderes Departement eingerichtet für die Interessen der Briten. Zuerst standen Mr. Boylston Beal, ein Rechtsgelehrter aus Boston, unterstützt durch Mr. Rivington Pyne von New-York, an der Spitze dieses Departements, dessen Leitung später der ehrenwerte John B. Jackson, früher unser Gesandter bei den Balkanstaaten, Griechenland und Cuba, übernahm. Er gab uns am Anfang des Krieges freiwillig seine Hülfe, und ich war froh über seine Mitwirkung, besonders da er

zwölf Jahre lang Sekretär der Berliner Botschaft gewesen war, und deshalb wohlvertraut war mit deutschen Verhältnissen nicht nur, sondern auch mit dem offiziellen Leben Deutschlands und seinen Gewohnheiten. Mr. Jackson wurde sehr geschickt verbeiständet durch Charles H. Russell junior, von New-York, und von Lithgow Osborne. Natürlich hatten auch andere Mitglieder der Botschaft viel zu tun mit diesem Departement.

Die ersten Zivil-Kriegsgefangenen kamen in das Lager von Döberitz bei Berlin. Noch am Anfang des Krieges besuchten Mr. Grew, unser erster Sekretär, und Generalkonsul Lay das Offizierslager von Torgau. Die Frage, betreffend die Besichtigung von Gefangenenlagern und die Rechte der Botschafter, die mit der Vertretung der Interessen feindlicher Staaten betraut waren, schwebte damals noch ganz in den Wolken. Soviele Berichte drangen nach Deutschland über die schlechte Behandlung von deutschen Kriegsgefangenen in England, dass ich schliesslich anordnete, Mr. Jackson sollte England besuchen und darüber Bericht erstatten. Dies wurde verabredet durch meinen Kollegen, unsern Botschafter bei Grossbritannien, und im ersten Winter bewerkstelligte Mr. Jackson seinen Abstecher nach England. Sein Bericht über die dortigen Verhältnisse trug viel dazu bei, den Glauben über die schlechte Behandlung ihrer Angehörigen, die in England gefangen waren, bei den Deutschen zu zerstreuen, und half mir wesentlich dabei, in Deutschland bessere Verhältnisse zustandezubringen. Nachdem ich vergeblich versucht hatte, die deutsche Regierung dahin zu bringen, ein endgültiges Projekt über die Inspektion der Gefangenen

zu genehmigen, nachdem meine Noten an das Auswärtige Amt, während einer langen Zeitdauer unbeantwortet geblieben waren, und nachdem ich an von Jagow einen persönlichen Brief gerichtet hatte, durch welchen ich seine Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenkte, dass die Verzögerung Nachteile für die deutschen Gefangenen in andern Ländern zur Folge habe, wandte ich mich schliesslich an den Reichskanzler und legte ihm dar, dass meine Noten, betreffend die Kriegsgefangenen, durch das Auswärtige Amt an die Militärbehörden geleitet würden ; dass, während ich mit den Beamten des Auswärtigen Amtes verkehren könne, ich niemals in Berührung kam mit den Leuten, die in Wirklichkeit über die von mir abgesandten Noten entschieden, und die Verfügungen trafen bezüglich der Behandlung der Kriegsgefangenen und die Besichtigung der Lager, und ich ersuchte den Reichskanzler darum, über diplomatische Präzedenz hinwegzugehen und mir Gelegenheit zu geben, um mit den militärischen Stellen Rücksprache nehmen zu können, die diese Fragen erledigten. Ich sagte : « Wenn ich keine Antwort bekommen kann auf meinen Vorschlag betreffend die Kriegsgefangenen, werde ich einen Stuhl nehmen und gegenüber Ihrem Palais auf der Strasse sitzen bleiben, bis ich eine Antwort bekomme. » Das Ergebnis war eine Zusammenkunft auf meinem Bureau.

Ich besprach die fragliche Angelegenheit mit zwei Vertretern vom Auswärtigen Amt, zwei vom Generalstab, zwei vom Kriegsministerium, und dem Grafen Schwerin, der das Zivillager in der Rennbahn von Ruhleben befahlte. In zwanzig Minuten brachten wir es dahin, eine

Vereinbarung zustandezubringen, die ich *stante pede* entwarf; ihr Inhalt bestand darin, soweit sie das Verhältnis zwischen Grossbritannien und Deutschland betraf, dass der amerikanische Botschafter und seine Vertreter hier wie in Grossbritannien das Recht haben sollten, die Gefangenlager zu besuchen auf vorherige angemessene Anzeige hin, die womöglich vierundzwanzig Stunden betragen sollte, ferner das Recht haben sollten, sich mit den Gefangenen zu unterhalten innerhalb Sehweite, aber ausserhalb Hörweite der Offiziere des Lagers, dass Anstrengungen gemacht werden sollten, um allfällige Klagen mit den Behörden des Lagers zu erledigen, bevor sie den höheren Behörden zur Kenntnis gebracht würden, dass durch unsern Botschafter zehn Vertreter bezeichnet werden sollten, denen Pässe zu verabfolgen seien, die ihnen die Ermächtigung gäben, die Lager unter den obigen Bedingungen zu besichtigen.

Dieses Abkommen wurde bestätigt durch die Regierungen Grossbritanniens und Deutschlands, und in Folge davon arbeiteten wir lange Zeit unter diesen Bestimmungen und verhandelten in den meisten Fragen direkt mit dem Kriegsministerium. Natürlich hatte ich schon vor dieser Besprechung Vorsorge getroffen, um die Erlaubnis zu erhalten, die Lager von Döberitz und Ruhleben bei Berlin zu besuchen, und Mr. Michaelson, unser Konsul in Köln, wie auch Mr. Jackson und andere von der Botschaft hatten die Erlaubnis ausgewirkt, gewisse Lager zu besichtigen. Aber unmittelbar vor jener Besprechung vom 4. März, und noch während der Besprechungen, waren wir bis zu einem gewissen Grade gezwungen gewesen, unsre Besichtigungen einzustellen.

In den ersten Tagen des Krieges war es zweifellos und bedauerlicherweise Tatsache, dass von den Deutschen gemachte Kriegsgefangene, sowohl zur Zeit ihrer Gefangennahme wie beim Transport in die Gefangenenlager oft von den Soldaten, Wachen oder der Zivilbevölkerung, misshandelt wurden.

Die Fälle waren zu zahlreich, die Beweise zu unwiderleglich, als dass die Vorfälle hätten bestritten werden können. In den Gefangenenlagern selbst war die Behandlung der Kriegsgefangenen, dank dem besonderen System der deutschen Militärverwaltung, sehr verschieden. Wie ich, meines Wissens, an anderer Stelle auseinandergesetzt habe, ist Deutschland in Armeekorpsbezirke eingeteilt. Ueber jeden dieser Bezirke ist in Kriegszeit ein Armeekorpskommandant eingesetzt, der in seinem Bezirk mit absoluter Machtvollkommenheit ausgestattet ist, indem seine Befehle denjenigen aller Zivilstellen vorangehen. Diese Korpskommandanten sind nicht dem Kriegsministerium unterstellt, sondern in gewissem Masse unabhängig und sehr eifersüchtig auf ihre Rechte.

Ein Beispiel, um zu zeigen, wie schwierig es ist mit diesen Korpskommandanten umzugehen, mag hier folgen: Nachdem meine Vereinbarungen, betreffend die Inspektion der Kriegsgefangenen, sowohl von der britischen wie von der kaiserlichen Regierung ratifiziert worden waren, ging ich nach Halle, um die dortige Offiziersgefangenenstelle zu besichtigen. Halle ist einige Stunden von Berlin entfernt, und als ich mich zum Lager hinaus begeben hatte, begegnete mir der Kommandant und sagte mir, ich möge das Lager besichtigen, dürfe aber nicht ausser Hörweite mit den Gefangenen sprechen. Ich erklärte ihm,

unsre Verabredung laute anders ; da er aber standhaft blieb, kehrte ich nach Berlin zurück. Ich beklagte mich beim Auswärtigen Amt und wurde dort belehrt, die Angelegenheit werde geregelt werden, und so ging ich einige Tage später wieder nach Halle. Meine Erfahrungen bei meinem zweiten Besuch waren genau dieselben wie beim ersten. Ich sprach wieder mit von Jagow darüber, der mir die Situation erklärte und mir den Rat gab, zuerst dem Korpskommandanten in Magdeburg einen Besuch abzustatten und den Versuch zu machen, die Sache mit ihm ins Reine zu bringen. Das tat ich auch und erhielt endlich die Erlaubnis, dieses Lager zu besichtigen und mit den Offizieren zu sprechen ausserhalb Hörweite. Dieses Lager von Halle wurde während des Krieges beibehalten, obwohl es keineswegs ein geeigneter Ort ist für die Unterbringung von Offizieren, die in den alten Fabrikgebäuden einquartiert waren, umgeben von einer Art Hofraum, der mit Schlacken bedeckt ist. Dies Gebäude befand sich im Industriequartier der Stadt Halle. Es war keine Gelegenheit vorhanden für Erholung oder Spiele, obschon verschiedene unternehmungslustige Offiziere versucht hatten, einen Platz herzurichten, wo sie einen Tennisball gegen die Mauer schlagen konnten.

Es war eine List der Deutschen, einige Gefangene jeder Nation in jedem Lager unterzubringen. Es geschah dies wahrscheinlich, damit nicht behauptet werden könnte, dass die Gefangenen einer Nation unter den Alliierten besser oder schlechter behandelt würden als diejenigen einer andern Nation. Am Anfang des Krieges waren die Deutschen überrascht von der grossen Zahl von Gefangenen, die sie machten, und hatten keine angemessenen

Vorbereitungen getroffen zu ihrer Unterbringung. An Kleidern und Bettzeug fehlte es jämmerlich; deshalb kaufte ich unverzüglich soviel ich konnte an Unterkleidern und Bettdecken bei den grossen Warenhäusern Berlins und Engroshändlern, und schickte sie in die Lager, wo die britischen Gefangenen untergebracht waren. Ferner sandte ich nach dem Döberitzer Lager Artikel wie Stöcke für Verwundete während ihrer Rekonvaleszenz, Krücken, sogar Eier und andere Nahrungsdelikatessen für die Kranken.

Anfänglich wurden die Gefangenen in keiner Weise zur Arbeit gezwungen; zu der Zeit aber, wo ich Deutschland verliess, waren die zwei Millionen von Kriegsgefangenen tatsächlich dabei, die Landwirtschaft und die Industrien des Reiches weiterzuführen.

Da die « League of Mercy » von New-York mich im Jahre 1914 telegraphisch angefragt hatte, auf welchem Wege Geldmittel am besten verwendet werden könnten während des Krieges, antwortete ich, dass Geldmittel für die Kriegsgefangenen dringend nötig seien. Manche Zeitungen machten sich über mich lustig wegen dieses Vorschlages, und ein berühmter Herausgeber sagte, wenn die Deutschen ihre Gefangenen nicht anständig behandelten, sollten sie eben dazu verhalten werden. Nun allerdings, wenn dieser besondere Herausgeber nicht selbst in einem Kanoe die Spree hinauf segelte und das königliche Schloss bombardierte, so weiss ich keinen andern Weg, wie man die Deutschen zu irgend etwas hätte « verhalten » können. Der Gedanke jedoch, irgend etwas zu unternehmen zu Gunsten der Kriegsgefangenen, wurde aufgegriffen von der Y.M.C.A.

(Young Men's Christian Association). Dr. John R. Mott stand an der Spitze dieses Werkes, und wurde in höchst geschickter und aufopfernder Weise unterstützt durch Reverend Archibald C. Harte. Ich werde von ihrem glänzenden Unternehmen in einem besonderen, den Kriegsliebeswerken gewidmeten Kapitel berichten.

In einer einzigen Stadt Deutschlands war einiges Interesse zu finden am Schicksal der Kriegsgefangenen. Dies war — es freut mich, dies sagen zu können — in der altväterischen Universitätsstadt Göttingen. Ich besuchte dieses Lager mit Mr. Harte im April 1915, um an der Eröffnung der ersten Lagerbaracke der Y. M. C. A. in Deutschland teilzunehmen. Das Lager stand unter dem Befehl des Obersten Bogen, eines Offiziers, der die Disziplin unerbittlich handhabte, aber auch, wie alle die Gefangenen zugaben, in seinem Verkehr mit ihnen gerecht war. Es waren, wenn ich mich recht erinnere, 7000 Gefangene in diesem Lager, Russen, Franzosen, Belgier und Briten.

Es ist bedauerlich, dass die Methoden des Obersten Bogen und seine Anordnungen für den Bau der Lagerbaracken usw. nicht in andern Gefangenlagern Deutschlands nachgeahmt wurden. Hier nahm, wie ich gesagt habe, die Zivilbevölkerung einigen Anteil am Schicksal der unglücklichen Gefangenen innerhalb ihrer Tore, und wurde dabei angeführt von verschiedenen Professoren der Universität. Der tätigste dieser Professoren war Herr Professor Stange, der in gemeinsamer Arbeit mit einem französischen Juristen, welcher im Dienste des Roten Kreuzes bei Arras gefangen genommen worden war, für die Gefangenen eine Bibliothek einrichtete und

ihnen auch auf andere Weise half. Natürlich fanden diese menschenfreundlichen Handlungen des Professors Stange die Gunst mancher seiner Mitbürger von Göttingen nicht, und er war nicht überrascht davon, als er eines Morgens beim Erwachen entdeckte, dass während der Nacht sein Haus rot, weiss, blau, in den Farben Frankreichs, Grossbritanniens und Amerikas, bemalt worden war.

Ich hörte von so vielen Klagen über Belästigungen der Gefangenen durch die Zivilbevölkerung, dass ich sehr erfreut war, als ich eines Tages in der offiziellen Zeitung, der « Norddeutschen Allgemeinen », einen Artikel las, der ungefähr folgendermassen lautete :

« Die nachbenannten Bewohner von (folgt der Name einer kleinen Stadt nahe der dänischen Grenze), die des ungebührlichen Verhaltens gegenüber Kriegsgefangenen sich schuldig gemacht haben, wurden zu den nachstehend aufgeführten Gefängnisstrafen und Bussen verurteilt, und ihre Namen werden hier abgedruckt, damit sie der Verachtung aller künftigen Geschlechter in Deutschland preisgegeben werden sollen. »

Dann folgte ein Verzeichnis von Namen und Urteilen zu Gefängnis und Bussen. Ich dachte, dies sei einmal splendid, dass die deutsche Regierung endlich sich erhoben habe, um die Notwendigkeit anzuerkennen, ihre Kriegsgefangenen vor den Belästigungen der Zivilbevölkerung zu beschützen, und ich schrieb an unsern Konsul in Kiel, um ihn zu bitten, den Fall zu untersuchen. Von ihm erfuhr ich, dass einige unglückliche Kriegsgefangene, die durch eine Stadt in dem von Skandinavien bewohnten Teile Deutschlands zogen, Zeichen gegeben hatten, sie litten Hunger und Durst : einige weicher-

zige Leute unter der skandinavischen Bevölkerung hätten ihnen etwas zu essen und zu trinken gegeben, und dafür wurden sie verurteilt zu Bussen, zu Gefängnis und zur öffentlichen Brandmarkung ihrer Namen für alle Zeiten in Deutschland. Ich weiss nichts, das einen besseren Begriff geben könnte von dem offiziellen Hass gegenüber den Nationen, mit welchen Deutschland im Kriege stand, als dies.

Am Tage nach meinem Besuche im Göttinger Lager besuchte ich auch das Offizierslager bei der hannoveranischen Stadt Münden. Hier waren ungefähr 800 Offiziere, unter ihnen nur dreizehn Briten, in einem alten Fabrikgebäude untergebracht, das am Ufer des Flusses unterhalb der Stadt gelegen war. Die russischen Offiziere übergaben mir mit Nägeln gespickte Pfeile, die ihnen nachgeschleudert worden waren von den lebenswürdigen kleinen Stadtbuben, und die Briten machten mich aufmerksam auf die schmutzigen Verhältnisse in diesem Lager. In diesem, wie auch leider in andern Offizierslagern, schien eine Neigung dazu vorhanden zu sein, die Offiziere nicht als gefangene Offiziere und Gentlemen zu behandeln, sondern als Sträflinge. Ich hatte eine sehr scharfe Auseinandersetzung mit dem Kommandanten dieses Lagers, bevor ich es verliess, und er nahm mir später den Bericht, den ich über sein Lager abgegeben hatte, heftig übel. Es freut mich indessen zu sagen, dass er in sich ging, als ob es so war, und es wurde mir von meinen Inspektoren mitgeteilt, dass er zuletzt aus seinem Lager eines der besten in Deutschland gemacht hatte.

Ich konnte jedoch, so gerne ich es getan hätte, nicht viel Zeit darauf verwenden, die Gefangenenlager selbst

zu besuchen ; mancherlei Pflichten und häufige Krisen hielten mich in Berlin zurück ; es waren aber immer Mitglieder der Botschaft unterwegs an diesem Werke der Inspektion der Gefangenlager.

Eine Zeit lang wurden meine Berichte veröffentlicht in den Weissbüchern des britischen Parlaments ; schliesslich fand aber unsre Regierung, dass die Veröffentlichung dieser Berichte die Deutschen in einem solchen Grade aufreizte, dass die britische Regierung ersucht wurde, sie überhaupt nicht mehr zu veröffentlichen. Abschriften von den Berichten wurden aber nach wie vor von mir sowohl nach Washington wie nach London versandt und dem Auswärtigen Amt in Berlin ausgehändigt.

Während Winston Churchill an der Spitze der britischen Admiralität stand, wurde bekannt, dass die Kriegsgefangenen der deutschen Unterseeboote nicht als ordentliche Kriegsgefangene behandelt, sondern miteinander anderswo gesondert untergebracht wurden, auf Grund der Annahme, dass sie Seeräuber und Mörder seien, die keinen Anspruch hätten auf die Behandlung, die im allgemeinen den Kriegsgefangenen zuteil wurde. Darüber grosse Entrüstung in Deutschland ; die deutsche Regierung ergriff unverzüglich 37 Offiziere, indem sie diejenigen auslas, von denen sie voraussetzte, dass sie mit den bekanntesten Familien in Grossbritannien verwandt seien, und setzte sie in Einzelhaft. Einige wenige wurden auf diese Weise in Köln inhaftiert, die Mehrzahl aber wurden in die gewöhnlichen Gefängnisse von Magdeburg und Burg gesteckt.

Sobald ich davon gehört hatte, ging ich, begleitet von Mr. Charles H. Russell junior, Mitglied meines Stabes,

nach Magdeburg und brauchte dazu meinen ordentlichen Pass zum Besuche der Gefangenen. Die deutschen Behörden liessen mich nachträglich verstehen, dass, wenn sie gewusst hätten, dass ich zum Zwecke dieses Besuches gegangen sei, sie ihn nicht gestattet hätten; aber bei dieser Gelegenheit wirkte das Korpskommandantensystem zu meinen Gunsten. Begleitet von einem Adjutanten — in Friedenszeiten ein Jurist der Ortsverwaltung — von der Armeekorpskommandostelle in Magdeburg und von andern Offizieren besuchte ich diese britischen Offiziere in ihren Zellen des gewöhnlichen Magdeburger Gefängnisses. Sie waren in totaler Einzelzellenhaft, jeder in einem kleinen Zellenraum von ungefähr elf Fuss Länge und vier Fuss Breite. Einige Zellen waren etwas grösser, und die Gefangenen hatten nur die Bewilligung für eine Stunde täglicher körperlicher Uebung im Hofraume des Gefängnisses. Die Nahrung, die ihnen verabreicht wurde, war nicht schlecht; aber die enge Haft war wirklich peinlich, ganz besonders für den Leutnant Goschen, Sohn des früheren Botschafters in Berlin, der im Spital von Douai verwundet gewesen war. Unter ihnen fand ich einen alten Bekannten, Hauptmann Robin Grey, der oft in New-York gewesen war. Die deutschen Behörden liessen sich dazu herbei, einiges zu verbessern, worüber die Offiziere sich beklagt hatten, und dann gingen wir nach der benachbarten Stadt Burg, wo andere Offiziere in der gleichen Weise in Haft waren und sich in den gleichen Umständen befanden im ordentlichen Gefängnis. Nachdem wir diese Offiziere besucht und zu ihren Gunsten von den Behörden einige Verbesserungen

der festgesetzten Regeln erreicht hatten, besuchten wir das gewöhnliche Offiziersgefangenlager bei Burg.

Dieses Lager war zu jener Zeit in einem Zustande, den ich als schlecht bezeichnen musste, überfüllt und ohne jede Gelegenheit zur Erholung. Später wurden die Verhältnisse verbessert und den Gefangenen mehr Platz zur Verfügung gestellt für Spiele usw. Zur Zeit meines ersten Besuches machte ich die Entdeckung, dass der Kommandant, ein höflicher, aber giftiger Offizier, im Zivilleben Mitglied des Reichsgerichts in Leipzig, des höchsten Gerichtshofs in Deutschland, war. Da ich im Staate New-York Richter gewesen war, waren wir einander bald angenähert und blieben zum Lunch beisammen mit seinem Stabe im Hotel von Burg. Nachdem Churchill die britische Admiralität verlassen hatte, widerrief sein Nachfolger diese Anordnung und die Kriegsgefangenen der Unterseeboote wurden unter die gewöhnliche Haft von Kriegsgefangenen gestellt. Als die Deutschen sich dieser Tatsache vergewissert hatten, wurden die 37 Offiziere, die als Gegenmassregel in Einzelhaft gesetzt worden waren, in die ordentlichen Kriegsgefangenlager zurückgeschickt. Tatsächlich brachte ich es in den meisten Fällen zustande, dass die Deutschen einwilligten, sie in die sogenannten « guten » Lager zu senden.

Leutnant Goschen jedoch wurde schwer krank und in das Spital von Magdeburg verbracht. Zur Zeit seiner Gefangennahme hatten die Deutschen mir erklärt als Antwort auf meine Nachforschungen, er leide von einem Schläge auf den Kopf mit dem Kolben eines Gewehrs ; eine Röntgen-Untersuchung in Magdeburg ergab jedoch,

dass Splitter einer Granate in sein Gehirn gedrungen waren, und dass er in folgedessen kaum in Betracht kam als auserwähltes Opfer für die Repressivbehandlung. Ich machte von Jagow begreiflich, dass vor allem aus nach meinem Gefühl es eine Verletzung alles diplomatischen Anstandes sei, den Sohn des früheren Botschafters auszuersuchen als Opfer von Repressalien, und dass sie zweitens, indem sie ihn ausersahen, einen Verwundeten ergriffen hätten, dass drittens die Tatsache, dass sie nicht wussten, dass er Splitter eines Geschosses im Gehirn hatte, die Sache nur noch schlimmer mache, weil dieses Nichtwissen das Ergebnis des Fehlens geeigneter ärztlicher Untersuchung in den deutschen Spitalern sei; und ich bestand darauf, dass mit Rücksicht auf diese offensichtlich unloyale Behandlung, die zweifelsohne den sehr ernsthaften Zustand des Leutnants Goschen verursacht habe, er nach England entlassen werde im Austausch mit deutschen Schwerverwundeten. Es freut mich, sagen zu können, dass von Jagow meinen Standpunkt einsah und schliesslich für Leutnant Goschen die Bewilligung zur Entlassung nach England auswirkte. Dr. Ohnesorg, einer unsrer stellvertretenden Marineattachés, ging in Anbetracht seines bedenklichen Zustandes mit ihm nach England, und ich war wirklich froh, von seinem Vater zu vernehmen, dass er unversehrt in London angekommen sei.

Das schlimmste Lager, das ich in Deutschland besuchte, war unstreitig dasjenige von Wittenberg. Wittenberg ist die alte Stadt, in welcher Luther gelebt hat und seine Thesen an die Kirchentüre nagelte. Das Lager befand sich gerade ausserhalb der Stadt, an einer sehr

unerfreulichen Stelle, zunächst an der Bahnlinie. Der Ausbruch einer Typhusepidemie hielt uns vom Besuche des Lagers ab, obwohl Mr. Jackson mit einigen von den Gefangenen von aussen her durch den Stacheldrahtzaun sprechen konnte. Als die Typhusepidemie endlich unterdrückt worden war, besuchte Mr. Lithgow Osborne das Lager, und sein Bericht über die Zustände in demselben lautete derart, dass ich es selber besuchte und inzwischen seinen Bericht zurückbehielt, bis ich ihn selbst bestätigt hätte. Mit Mr. Charles H. Russell junior machte ich also meinen Besuch. Das Typhusfieber scheint in Russland beständig vorhanden zu sein. Es wird verschleppt durch die Körperlaus und von einer Person auf die andere übertragen. Russische Soldaten scheinen diese Krankheit mit sich herumzutragen, ohne selbst anscheinend viel darunter zu leiden. Die russischen Soldaten wurden bei ihrer Ankunft in Wittenberg nicht regelrecht desinfiziert, und als Folge davon brach im Lager eine Typhusepidemie aus.

Eine Anzahl britischer Sanitätsoffiziere waren mit ihren gefangenen Landsleuten beisammen, weil nach den Bestimmungen der Haager Uebereinkunft gefangene Sanitätsoffiziere bei den Truppen ihrer eigenen Nation behalten werden können, wenn sie in der Gefangenschaft ihrer Dienste bedürfen. Diese Sanitätsoffiziere protestierten beim Lagerkommandanten dagegen, dass die französischen und britischen Gefangenen zusammen mit den russischen eingepfercht wurden, die, wie ich gesagt habe, am Typhus litten. Aber der Kommandant des Lagers sagte: « Ihr sollt eure Verbündeten kennen lernen » und behielt alle seine Gefangenen durcheinander und verur-

theilte so eine Anzahl französischer und britischer Gefangener zum ebenso sicheren Tode, als wenn er sie gegen eine Mauer gestellt und durch ein Exekutionspeloton hätte erschiessen lassen.

Der Zustand des Lagers während der Dauer dieser Epidemie war schrecklich. Das Lager wurde tatsächlich von den Deutschen geflohen, und ich begreife, dass der deutsche Arzt nicht so viele Besuche im Lager machte, als die Lage erheischte. Zu der Zeit freilich als ich das Lager besuchte, war die Typhusepidemie ausgerottet. Die Deutschen verwandten in diesem Lager eine grosse Zahl von Polizeihunden, und diese Hunde wurden dazu gebraucht, die Aussenseite des Lagers zu bewachen, um das Entweichen von Gefangenen zu verhüten, aber auch innerhalb des Lagers. Manche Klagen wurden mir von Gefangenen wegen dieser Hunde vorgebracht, wonach Leute von ihnen gebissen worden seien. Es erschien als unzweifelhaft wahr, dass die dortigen Gefangenen von ihren Wachen auf schreckliche Weise gestossen und geschlagen worden waren, und ein Wächter ging soweit, einen der britischen Sanitätsoffiziere zu schlagen. Es befanden sich 37 Zivilgefangene in dem Lager, die während der ganzen Typhusepidemie dort gewesen waren. Ich erwirkte die Entfernung dieser Zivilgefangenen und ihre Versetzung in das allgemeine Zivilgefangenenlager zu Ruhleben, und die Verhältnisse in Wittenberg mögen beurteilt werden aus der Tatsache, dass, als diesen Zivilgefangenen mitgeteilt wurde, sie würden von Wittenberg in ein anderes Lager versetzt werden, einer von ihnen durch die Nachricht von der bevorstehenden Entlassung so erschüttert wurde, dass er auf der Stelle tot zu Boden

fiel. Als ich über die Verhältnisse in Wittenberg mit Jagow sprach, sagte ich ihm : « Angenommen, ich würde nach Wittenberg zurückgehen und einen dieser Hunde niederschliessen, was könnten Sie mit mir anfangen ? » Bald verschwanden die Hunde von dem Lager.

Die Nahrung in allen diesen Lagern für Zivilisten und für Soldaten war ungefähr dieselbe. Sie bestand in einem Quantum Brot vom gleichen Gewicht wie dasjenige, das der Zivilbevölkerung abgegeben wurde. Dieses wurde am Morgen ausgeteilt, gleichzeitig mit einer Tasse von so etwas wie Kaffee, was aber in Wirklichkeit ein Extrakt von Eicheln war, ohne Milch und ohne Zucker ; am Mittag eine Schüssel dicker Suppe, in welcher die Fleischration im Verlaufe des Krieges nach und nach immer kleiner wurde, wie auch die Kartoffelration, statt welcher in späterer Zeit Rüben und Karotten in weitgehendem Masse unterschoben wurden ; und am Abend wurde in « guten » Lagern wieder eine Art dicker Suppe verabfolgt, oder ein Apfel, oder ein sozusagen infinitesimales Stück Käse oder Wurst.

Auf dem Kriegsministerium in Berlin bestand eine Abteilung für Kriegsgefangene, die dem Oberst (später General) Friedrich übertragen war. Dieses Departement schien indessen nicht in der Lage zu sein, an die Korpskommandanten der Armeekommandobezirke, die ausschliesslich die Aufsicht über die Gefangenlager innerhalb ihrer Bezirke hatten, Befehle auszugeben. Oberst Friedrich jedoch und seine Mitarbeiter bemühten sich, die Behandlung der Kriegsgefangenen in den verschiedenen Korpsbezirken einheitlich zu regeln, und brachten es dazu, bis zu einem gewissen Grade einen Druck auf

die Korpskommandanten auszuüben. Sie bestimmten über die allgemeinen Repressivmassregeln, die im Zusammenhang mit den Kriegsgefangenen getroffen werden sollten. Wenn beispielsweise einige von den Deutschen, die von den Briten gefangen gesetzt worden waren und sich in England befanden, von den Briten zur Arbeit im Hafen von Havre verschickt wurden, antworteten die Deutschen darauf, indem sie unter vier Malen eine Anzahl britischer Gefangener zur Arbeit nach Libau verschickten, in dem Teile Russlands, der damals von den Deutschen besetzt war. Während aber die Briten gestatteten, dass unsre Botschaft in Paris die Kriegsgefangenen in Havre inspizierte, weigerten sich die Deutschen monatelang, mir die Bewilligung zu geben, irgend jemand abzuordnen, um die britischen Gefangenen in Libau zu besuchen.

Ich wurde auf Fälle aufmerksam gemacht, wo einzelne Korpskommandanten aus eigener Initiative Strafmassnahmen gegen die Kriegsgefangenen in ihren Bezirken richteten auf Grund von Gerüchten über die schlechte Behandlung deutscher Untertanen in England. So veröffentlichte der Bezirkskommandant, in dessen Kommandobereich das Lager von Döberitz sich befand, einen Befehl zur Veranlassung von Repressalien gegen unter seinem Kommando stehende Kriegsgefangene auf Grund von angeblich schlechter Behandlung deutscher Frauen in England. Es erforderte beständige Wachsamkeit, Klagen dieser Art ausfindig zu machen, und dafür zu sorgen, dass ihnen abgeholfen wurde.

Ich fand, dass die Deutschen in keiner Weise dazu geeignet waren, Kriegsgefangene zu behandeln. Die

Machtbefugnisse waren so zerteilt, dass kaum herauszufinden war, wer für irgendwelche schlechten Zustände verantwortlich sein sollte. So stritt ich zum Beispiel während langer Zeit mit den deutschen Behörden um bessere Lebensbedingungen im Zivilgefangenenlager von Ruhleben. Immer und immer wieder erhielt ich von Oberst Friedrich das Versprechen, wie auch vom Lagerkommandanten und vom Auswärtigen Amt, dass diese Verhältnisse verbessert würden. In diesem Lager wurden Menschen von Bildung, Menschen von zarter Gesundheit, gezwungen, zu sechsen in einem Pferdestall zu leben und zu schlafen, oder so eng beieinander, dass die Betten in den Heubühnen sich berührten, deren Mauern, auf der Aussenseite gemessen, nur vier Fuss hoch waren. Endlich, fast in Verzweiflung, schrieb ich persönliche gleichlautende Briefe, nachdem ich alle ordentlichen diplomatischen Mittel erschöpft hatte, an General von Kessel, Kommandant der Mark Brandenburg, an den Kommandanten des Korpsbezirkes, in welchem das Lager von Ruhleben gelegen war, und an den Kriegsminister : das einzige Ergebnis war, dass jeder von den Beamten und Offizieren, an die ich mich gewandt hatte, behauptete, er sei von mir persönlich beleidigt worden, da ich mir angemasst hätte, seine Aufmerksamkeit auf die unmenschlichen Verhältnisse zu lenken, unter welchen die Gefangenen im Lager von Ruhleben zu leben gezwungen waren.

Der Kommandant dieses Zivilgefangenenlagers von Ruhleben war ein sehr schöner alter Herr namens Graf Schwerin. Sein Unterbefehlshaber während langer Zeit war ein Freiherr Taube. Diese beiden Offiziere waren

schon lange aus der Armee ausgetreten und hatten zu Beginn des Krieges ihre Kommandostellen im Gefangenlager erhalten. Beide waren von Natur freundlich gesinnt, aber merkwürdig empfindlich und nicht immer gleichmässigen Temperaments. Im grossen und ganzen, denke ich, hatten sie Mitgefühl für die Gefangenen und taten ihr Bestes, um eine Verbesserung der Verhältnisse in ihrer Haft zu erreichen. Die Gefangenen organisierten sich selbst in ihren verschiedenen Baracken, sodass jede Baracke ihren Barackenhauptmann hatte und die Hauptleute einen unter ihnen als Hauptmann des ganzen Lagers oder « Obmann » erwählten.

Der Mann, der schliesslich als Obmann des Lagers hervorging, war ein gewesener Kinematographenbesitzer namens Powell. Nach meinem Sinne führte er die Angelegenheiten, gemeinschaftlich mit Beaumont und andern Hauptleuten, so gut als nur möglich in Anbetracht der Schwierigkeit, auf der einen Seite mit den Gefangenen, auf der andern mit den Aufsichtsorganen zu verkehren. Natürlich stand ihm auch von seiten mancher Gefangener Opposition gegenüber ; unter ihnen solche, die in aristokratischem Selbstbewusstsein sich dagegen sträubten, unter dem Befehl eines Menschen zu stehen, der in Grossbritannien nicht zur besten Gesellschaft gehörte, und es gab andere, die ihn um seine Stellung beneideten, oder sie für sich selbst beehrten. Die Aufsichtsorgane des Lagers gaben Powell die Erlaubnis, wenigstens einmal in der Woche die Botschaft zu besuchen, und auf diese Weise war ich in der Lage, in direkter Berührung mit dem Lager zu bleiben. Zu zwei Malen während meines Aufenthaltes in Berlin brachte ich so viele Tage in diesem

Lager zu, als nötig waren, damit jeder Gefangene, der irgend eine Klage anzubringen hatte, sie mir persönlich vorbringen konnte. Die Organisation dieses Lagers war wirklich ausserordentlich. Ich fand es unmöglich, britische Gefangene dazu zu veranlassen, die gewöhnliche Arbeit der Reinigung des Lagers zu besorgen, und so weiter, wie sie immer von den Gefangenen selbst erwartet wird; und so war der Lagerhauptmann gezwungen, aus den Mitteln, die mir von der britischen Regierung zur Verfügung gestellt wurden, eine Anzahl ärmerer Gefangener dafür zu bezahlen, um diese Arbeit zu verrichten. Die Sekretäre Ruddock und Kirk von unsrer Botschaft unterzogen sich der wenig anziehenden und schwierigen Aufgabe, diese Zahlungen zu überwachen, wie auch unsre übrigen finanziellen Geschäfte. Diese Arbeit war sehr widerwärtig, und sie verdienen grosse Anerkennung für ihre Selbstverleugnung.

Durch Vereinbarung mit der britischen Regierung wurde ich auch in die Lage versetzt, den ärmeren Gefangenen eine Zulage von wöchentlich fünf Mark auszubezahlen, wodurch sie es sich gestatten konnten, kleinere Luxusartikel, Bedürfnisse und vermehrte Nahrungsmittel aus der Lagerkantine zu beziehen, die beizeiten im Lager eingerichtet wurde. Auch für diese Lagerkantine lieferte ich das Kapital, sodass sie imstande war, ihre Einkäufe zu machen und ihre Geschäfte zu versehen. In diesem Etablissement konnte alles gekauft werden, was in Deutschland zu kaufen war, und monatelang nach dem Beginn des Krieges wurden Luxusartikel mit Gewinn, Nahrungsmittel aber mit Verlust verkauft zu Gunsten derjenigen, die eine Ergänzung der Lagerdiät

verlangten. Im Lager gab es eine Strasse von kleinen Baracken oder Buden, welche die Gefangenen « Bond Street » taufte, und wo mancherlei Werkstätten im Betrieb waren, so eine Schneiderei, eine Schuhmacherei, eine Uhrmacherei, usw. Im Einvernehmen mit Powell brachte ich es zustande, dass die deutschen Behörden einwilligten, die Küchen den Gefangenen zum Betriebe zu übergeben. Vier von den Gefangenen, die in diesen Küchen eine über die Massen vorzügliche und selbstlose Arbeit leisteten, verdienen besondere Erwähnung. Es waren dies Ernest L. Pyke, Herbert Kastner, Richard H. Carrad und George Fergusson. Die Männer in diesem Lager lebten in weitgehendem Masse von den Nahrungsmittelsendungen aus England. Es muss anerkannt werden, dass die deutschen Behörden diese Nahrungsmittelsendungen in loyaler, rascher und wirksamer Weise lieferten, wie sie von England, Dänemark und der Schweiz für die Kriegsgefangenen in allen Lagern verschickt wurden.

In Ruhleben gaben die Gebildeten unter den Gefangenen den Ungebildeten freiwillig Unterricht; zweihundertsiebenundneunzig verschiedene Unterrichtskurse wurden denjenigen geboten, die den Wunsch hatten, ihr Wissen auszubilden. Ein glänzendes Orchester wurde organisiert; eine dramatische Gesellschaft, die französische, eine solche, die englische Vorstellungen gab, und eine dritte, die Opern vortrug. Am Neujahrstag 1916 sah ich in Ruhleben eine wirklich wundervolle Darstellung der Pantomime vom Aschenbrödel, und im Januar 1917 eine Wiedergabe des « Mikado » in einem Theater unter einem der grossen Stände. Bei diesen

Vorstellungen wurden natürlich die weiblichen Rollen von jungen Männern gegeben, und die Szenerien, Kostüme und Zubehörden, alles wurde von den Gefangenen selbst hergestellt. Es bestand eine Lagerbibliothek von über fünftausend Bänden, die von der britischen Regierung herübergeschickt worden war, und eine Lese- und Versammlungshalle, errichtet von der amerikanischen christlichen Vereinigung junger Männer. Sogar eine Art Postdienst war organisiert, mit besonderen Stempeln, sodass die Gefangenen in einer Baracke einem Freunde in einer andern schreiben konnten und Briefe empfangen, die von den Postbeamten des Lagers befördert wurden. Die deutschen Behörden hatten von der Rennbahngesellschaft nicht das ganze Rennfeld gemietet, sodass ich einen besonderen Vertrag mit der Gesellschaft als Besitzerin abschloss und von ihr noch den inneren Kreis und weitere Teile des Feldes mietete, welche die deutschen Behörden nicht übernommen hatten. Hier hatten die Gefangenen ihre Tennisplätze, spielten Hockey, Fussball, Cricket, und veranstalteten athletische Sportanlässe. Erfahrene Zahnärzte behandelten die ärmeren Gefangenen, wie auch ein Augenarzt, die ich aus britischen Fonds angestellt hatte, und es wurden ihnen aus den gleichen Mitteln Augengläser verabfolgt.

Die Gefangenen, die einer etwas besseren Ernährung bedurften als derjenigen, wie sie die Lagerdiät bot und ihre Pakete aus England, konnten Karten erhalten, die ihnen das Recht gaben, im Kasino zu essen oder im offiziellen Lager-Restaurant, wo sie ein gewisses bemessenes Quantum Wein oder Bier zu ihren Mahlzeiten nehmen durften, und schliesslich wurden Vereinbarungen zu-

standegebracht, nach welchen die deutschen Wachtposten das Lager räumten und es nur noch von aussen bewachten, und die Polizeiaufsicht wurde von der Lagerpolizeiabteilung übernommen unter der Leitung des Obmanns und eines Ausschusses. Das Schlimmste war natürlich die Nahrung und die Unterkunftsverhältnisse. Die menschliche Natur scheint immer dieselbe zu sein. Die Einrichtung von Klubs scheint der angelsächsischen Rasse im Blute zu sitzen. Zehn oder mehr Personen schliessen sich zusammen und errichten eine Art von Schutzhütte gegen die Backsteinmauern einer Baracke, stellen irgend einen ärmeren Menschen an, um eine weisse Jacke anzuziehen und sich als « Steward » bezeichnen zu lassen, möblieren die Hütte mit einigen Schiffsstühlen und einem Tisch und geniessen die Wohltat der Abgeschlossenheit und des damit gewonnenen Klublebens.

Da es während langer Zeit nicht gelang, zwischen Deutschland und Grossbritannien eine Uebereinkunft herbeizuführen betreffend die Entlassung gefangener Schiffsmannschaften, gab es in Ruhleben Männer im Alter von bis zu 75 Jahren und fünfzehn Jahre alte Knaben. Es waren im ganzen zwischen fünfzig und sechzig von diesen Schiffsjungen. Sie lebten miteinander in einer Baracke unter der Aufsicht eines Schiffsoffiziers, der freiwillig es übernommen hatte, als eine Art Mentor nach ihnen zu sehen. Sie erhielten von den älteren Gefangenen Schiffahrtsunterricht, und ich stelle mir vor, dass sie von ihrem Aufenthalt im Lager eher Nutzen zogen. Schliesslich brachte ich Vereinbarungen zustande, durch welche diese Knaben sowohl in England als in Deutsch-

land freigelassen wurden. Mit Ausnahme der Offiziere und Schiffsmannschaften wurden Gefangene, die über 55 Jahre alt waren, nicht interniert. Die britische Regierung war freigebig in der Bewilligung von Geldmitteln für die Gefangenen in Ruheleben.

Der Betrag, der von der deutschen Regierung den Lagerkommandanten bewilligt wurde für die Ernährung der Gefangenen, war äusserst gering, nur sechzig Pfennige im Tag. Am Anfang machten manche von den Lagerkommandanten Verträge mit Lieferanten für die Beschaffung der Nahrungsmittel, und da die Gewinne der Lieferanten aus dieser wirklich minimen Summe herausgeschlagen werden mussten, war die Quantität der Nahrung, die aus dem Rest für die Gefangenen gekauft wurde, tatsächlich sehr klein. Als der Krieg fort dauerte, versuchte das Gefangenendepartement des Kriegsministeriums die Lagerkommandanten zu veranlassen, das Lieferantensystem aufzugeben und selbst die Einkäufe zu besorgen. Es wurde in Berlin eine Art Konferenz von Lagerkommandanten abgehalten, an der ich teilnahm. Es wurden Vorträge gehalten über die Nahrungsmittel und die Art und Weise des Einkaufes, über die Methoden der Desinfektion von Kriegsgefangenen zur Verhütung des Typhus, über die Einrichtung der Wohnungen und andere Gegenstände. Täglich wurde ein Lunch verabfolgt, angeblich bestehend aus den genauen Rationen, die in den Gefangenlagern verabreicht wurden. Die Ernährungsvorschriften usw., die von den Lagerkommandanten erlassen und fremden Korrespondenten zur Verfügung gestellt wurden, wurden in der Praxis oft nicht befolgt. Ich weiss, dass bei einem Anlass, wo ich im

Lager von Döberitz war, der Lagerkommandant mir seinen Speisezeddel für die Woche aushändigte. Darin war vorgesehen, dass an dem Tage meines Besuches Suppe mit Fleischstücken verabreicht werden sollte ; als ich aber die Lagerküche inspizierte, fand ich heraus, dass der Regieinhaber Fisch statt Fleisch aufstellte. Einige von den Lagerkommandanten behandelten nicht nur ihre Gefangenen freundlich, sondern führten auch gewisse Gewerbe ein, um den Gefangenen zu helfen, ihre Zeit zu vertreiben. Die Lager von Krossen und von Göttingen verdienen besondere Erwähnung. In Giessen hatte der Lagerkommandant die Errichtung einer Baracke gestattet, in welcher gewisse Gefangene, Fachleute in Elektrizität, ihren Mitgefangenen Unterricht gaben in elektrischen Apparaten, usw. In diesem Lager war auch ein Atelier, wo Gefangene mit künstlerischem Talent Farben erhielten und arbeiten konnten.

Als in Deutschland mehr und mehr Leute an die Front berufen wurden, wurden die Gefangenen in grösserem Masstabe ausgenützt, und im Sommer 1916 waren *in praxi* alle Gefangenen gezwungen, ausserhalb der Lager zu arbeiten. Dafür wurde ihnen eine kleine Extraentschädigung ausbezahlt, wenige Cents im Tag, und im allgemeinen erschien ihnen der Wechsel der Umgebung und der Beschäftigung als ein Vorteil. Besonders die Russen wurden den Deutschen sehr wertvoll als landwirtschaftliche Arbeiter.

Im Jahre 1916 traten Professor Alonzo E. Taylor, ein Fachmann in Ernährungsfragen, und Dr. D. J. M. Carthy in meinen Stab ein und erwiesen sich als höchst wirksame und unerschrockene Inspektoren der Gefangenen-

lager. Dr. Taylor bediente sich der Ausdrücke « Calorien », « Protein » usw. ebenso geschickt wie deutsche Gelehrte und mit noch grösserer Geläufigkeit. Sein Bericht, der nachwies, dass die amtliche Diät der Gefangenen in Ruhleben eine Aushungerungsdiät war, entflammte die deutschen Behörden zu solcher Wut, dass sie ihm verboten, Ruhleben wieder zu besuchen. Professor Buckhaus, der deutsche Experte, war in einigen seiner Ergebnisse mit ihm einverstanden. Ich weiss nicht, was dem Professor noch begegnen wird, der den besten Willen an den Tag zu legen schien, für die Gefangenen sein Bestes zu tun. Er schrieb ein Büchlein über die Gefangenenlager, für das er um die Erlaubnis fragte, es mir widmen zu dürfen; aber das Kriegsministerium, das die Veröffentlichung besorgte, verweigerte ihm die Bewilligung, diese Widmung anzubringen. Es war wirklich ein Vergnügen, zuzusehen, wie Dr. Taylor sein Werk der Nahrungsinspektion durchführte, und seine Arbeit wie auch diejenige der andern von Amerika herübergeschickten Gelehrten in meinem Stabe, der Doktoren Furbush, McCarthy, Roler, Harns, Webster und Luginbühl, trugen viel dazu bei, die Verhältnisse in den Lagern zu bessern.

Dr. Caldwell, der ärztliche Experte, bekannt für sein grosses Werk in Serbien, heute, wie ich glaube, Leiter des Spitals von Pittsburgh, berichtete hinsichtlich der Gefangendeniät folgendes: « Obschon von guter Qualität und vielleicht auch genügend an Quantität nach dem Gewicht, fehlt es ihr an den wesentlichen Elementen, die dazu beitragen, eine wohlausgegliche und ausreichende Diät zu bewirken. Es fehlt ihr hauptsächlich an Fett-

und Proteingehalt, der besonders wünschenswert ist während der kälteren Monate des Jahres... Es darf mächtig bezweifelt werden, ob diese Diät allein, ohne die Ergänzungen an Nahrungsmitteln, welche die Gefangenen von zu Hause erhalten, überhaupt genügen würde, um die Gefangenen bei Gesundheit und Kräften zu erhalten. » Dr. Caldwell besuchte auch Wittenberg und fand den Kommandanten durch sein Temperament u. s. w. ungeeignet für eine solche Stellung. Wie Dr. Taylor hervorgehoben hat, versuchten die Deutschen, die Gefangenen wie Pferde schematisch zu füttern. Es ist aber, soweit es den Menschen betrifft, ein wesentlicher Unterschied beim Essen, und eine Diät, die wissenschaftlich geeignet sein mag, ihn beim Leben zu erhalten, kann durch ihre blosse Einförmigkeit versagen. Man denke sich nun ein Leben, wie es die Kriegsgefangenen in Deutschland haben, ein Leben ohne jemals etwas anderes zu essen, als was mit einem Löffel gegessen werden kann (schwarzes Brot ausgenommen).

Gefangene Offiziere wurden, nachdem die Anstände erledigt waren und nach verschiedenen bitteren Auseinandersetzungen, die ich mit den deutschen Behörden hatte, ziemlich gut behandelt. Es bestand, wie bei den Zivilistenlagern, ein grosser Unterschied zwischen den Lagern und ein grosser Unterschied zwischen den Lagerkommandanten. M. Jackson tat das meiste bei der Inspektion der Offizierslager. In manchen Lagern wurde den Offizieren ein Tennisplatz bewilligt und andere Vergnügungsgelegenheiten, wie auch leichter Wein oder Bier bei den Mahlzeiten ; aber die lange Dauer des Krieges hatte

eine schlimme Wirkung auf die geistige Verfassung manches dieser Offiziere.

Ein grosser Schritt vorwärts wurde getan, als zwischen Deutschland und Grossbritannien Vereinbarungen eingegangen wurden, wonach verwundete und kranke Offiziere und Soldaten nach erfolgter Untersuchung durch die schweizerische Kommission, die beide Länder besuchte, nach der Schweiz gesandt wurden, gesandt immerhin noch als Kriegsgefangene, der Rücksendung nach Deutschland, bezw. Grossbritannien, ausgesetzt. Aber die Aussicht auf Wechsel der Nahrung und der Umgebung, nebst der Möglichkeit der Vereinigung mit der Familie, rettete manch einem das Leben. Ferner wurden durch Uebereinkünfte zwischen den beiden Ländern die Schwerverwundeten in Freiheit gesetzt. Ich glaube, dass dieser Austausch von Schwerverwundeten zwischen Deutschland und Russland der Faktor war, der Schweden vom Eintreten in den Krieg abhielt. Diese Verwundeten durchfuhren Schweden der ganzen Länge nach in der Eisenbahn, und das der schwedischen Bevölkerung dargebotene Schauspiel dieser armen Bruchstücke von Menschen, Opfer des Krieges, hat in sehr wirksamer Weise die schwedische Bevölkerung von einem Anfall überflüssigen Kriegsfiebers bewahrt.

Offiziere und Soldaten, die einen Fluchtversuch gemacht hatten, wurden in Deutschland nicht sehr streng bestraft, es sei denn, dass sie bei ihrem Versuche etwas beschädigt oder gestohlen hatten. Offiziere wurden gewöhnlich für einige Zeit einer Gefängnishaft unterworfen, und dann oft in eine Art Straflager verschickt.

Ein solches Lager befand sich in einem der Ringforts, welche die Stadt Küstrin umgeben ; dieses besuchte ich im September 1916. Hier hatten die Offiziere keine Gelegenheit zu körperlicher Uebung, ausgenommen in einem sehr kleinen Hofe oder auf dem mit Gras bedeckten Dache des Gebäudes, in welchem sie inhaftiert waren. Ich sorgte jedoch bei Anlass meines Besuches dafür, dass ein Tennisplatz ausserhalb des Gebäudes errichtet wurde. Die britischen Offiziere in Deutschland lebten tatsächlich von ihren Rationen, die sie von zu Hause erhielten, und gegen das Ende meines Aufenthaltes konnte man bei den gefangenen Offizieren einen viel besseren Thee haben als bei dem Lagerkommandanten. Die Gefangenen hatten wirklichen Thee, Marmelade und weisses Brot anzubieten, ein Luxus, der schon lange von allen Tafeln in Deutschland verschwunden war. Im ganzen waren die Rationen, die den gefangenen Offizieren in Deutschland verabfolgt wurden, ungenügend und von einer Qualität, wie sie Offizieren als Kriegsgefangenen nicht hätte zugemutet werden sollen.

Zu der Zeit, als ich Deutschland verliess, gab es im Reiche nahezu zwei Millionen Kriegsgefangene, unter ihnen ungefähr 10,000 russische, 9000 französische und 1000 britische Offiziere. Im allgemeinen fanden unsre Inspektoren die Spitäler, in welchen die Kriegsgefangenen waren, in so gutem Zustande, als erwartet werden konnte. Ich denke, dies war in weitgehendem Masse der Tatsache zuzuschreiben, dass so viele Aerzte in Deutschland Juden sind. Die Angehörigen der jüdischen Rasse sind humanen Sinnes. In diesen Spitälern wurde den Gefangenen eine bessere Diät gegeben. Natürlich gab es ausser den ordent-

lichen Spitalern noch solche, wo die Schwerverwundeten gepflegt wurden. Sozusagen allgemein waren diese Spitäler reinlich, und es wurde den Gefangenen ausreichende Sorge zuteil.

In Ruhleben war ein Spital, das trotz vielfachen Vorstellungen niemals in geeignetem Zustande war. Als Ergänzung dazu befand sich im Lager eine besondere Baracke, die von den Gefangenen selbst errichtet worden war zur Verpflegung derjenigen, die so krank oder so schwach waren, dass sie besondere Fürsorge erheischten, aber nicht krank genug als dass sie in das Spital hätten geschickt werden können. Diese Baracke befand sich lange Zeit unter der Obhut eines aufopfernden Mannes, eines Gefangenen, dessen Namen ich unglücklicherweise vergessen habe, dessen Aufopferung aber besondere Erwähnung verdient. Ich erhielt von den Lagerbehörden und der deutschen Regierung die Erlaubnis, mit Herrn Dr. Weiler einen Vertrag abzuschliessen. Gemäss diesem Vertrage nahm Dr. Weiler, der im Westen von Berlin ein Sanatorium hatte, Patienten von Ruhleben auf. Diejenigen, die es konnten, zahlten ihre Kosten selbst; für die ärmeren zahlte die britische Regierung. Dieses Sanatorium verteilte sich auf verschiedene Villen. Ich hatte manche Auseinandersetzungen mit Dr. Weiler; schliesslich aber brachte ich es dazu, dass das Sanatorium in einen solchen Zustand gesetzt wurde, dass die Gefangenen, die dort untergebracht wurden, sehr gut aufgehoben waren.

Zwischen Grossbritannien und Deutschland wurde ein Abkommen getroffen, wonach Zivilisten, die für den Militärdienst untauglich waren, in ihre Heimat zurück-

gesandt wurden, und gerade bevor ich wegging, hatte ich eine Verständigung zuwege gebracht, nach welcher alle Zivilgefangenen, die über 45 Jahre alt waren, freigelassen werden sollten, mit Ausnahme von je zwanzig, die aus militärischen Gründen von jedem Lande zurückgehalten werden konnten. Ich weiss nicht, ob diese Verständigung tatsächlich voll in Wirkung trat. Im Laufe der Zeit war die Gemütsverfassung der älteren Gefangenen in Ruhleben sehr beunruhigend geworden. Gefangene Soldaten sind, wenn sie in das Heer eintreten, immer in guter körperlicher Verfassung, und sie treten ein mit der Erwartung, entweder getötet oder verwundet oder gefangen genommen zu werden, und haben sich demgemäss eingerichtet. Aber diese unglücklichen Zivilgefangenen waren vielfach Leute von zarter Gesundheit, und alle befanden sich in einem dauernden Zustande grosser geistiger Beunruhigung über das Schicksal ihrer Geschäftsunternehmungen und ihrer Familien. Im Jahre 1916 nahmen sich nicht nur Mr. Grafton Minot, der eine Zeit lang sich ausschliesslich den Gefangenen in Ruhleben gewidmet hatte, sondern auch Mr. Ellis Dresel, ein hervorragender Rechtsgelehrter von Boston, der als Freiwilliger sich der Botschaft zur Verfügung gestellt hatte, dieses Werkes an. Mr. Dresel besuchte Ruhleben fast täglich, und indem er auf die Schilderungen und Klagen der Gefangenen hörte, half er ihrer Gemütsverfassung wirksam zurecht.

Die Deutschen vereinigten alle gefangenen Soldaten irischer Nationalität in einem Lager zu Limburg, nicht weit von Frankfurt am Main. Diese Bemühungen hatten den Zweck, sie zu veranlassen, dem deutschen Heere

beizutreten. Die Leute wurden gut behandelt und öfters besucht von Sir Roger Casement, der gemeinsam mit den deutschen Behörden versuchte, diese Irländer zu veranlassen, ihrer Fahne untreu zu werden und sich auf die Seite der Deutschen zu stellen. Ein paar Schwächlinge wurden von Sir Roger überredet. Dieser stellte zuletzt seine Besuche ein, nachdem er etwa dreissig Rekruten gewonnen hatte, weil die übrigen Irländer ihn aus dem Lager verjagten. Ich wurde davon benachrichtigt, dass einer von den Gefangenen erschossen worden war, und obwohl die Lagerbehörden Dr. McCarthy gesagt hatten, dass die Untersuchung abgeschlossen sei und die Wache, die den Schuss abgegeben hatte, freigesprochen wurde, wurde mir dennoch, als ich zum Zwecke der Untersuchung das Lager besuchte, erklärt, ich könne dies nicht tun, weil die Erschiessungsangelegenheit sich noch in Untersuchung befände. Es wurde mir auch nicht gestattet, mit denjenigen Gefangenen zu sprechen, die Zeugen der Erschiessung gewesen waren. Ich erfuhr später, dass am Tage vor meinem Besuche ein zweiter Irländer erschossen worden sei von einer Wache, und gegen die Untersuchung dieses Falles wurden mir die gleichen Hindernisse in den Weg gelegt. Die Irländer ertrugen die Haft nicht gut, und zur Zeit meines Besuches waren manche von ihnen im Lagerspital an Tuberkulose krank. Sie erschienen ferner besonders dem Gemütszusammenbruch unterworfen. Zwei aufopfernde Priester, Pater Crotty und ein Bruder Warren aus einem Kloster in Belgien, taten unter diesen Gefangenen ein bewunderungswürdiges Werk.

Die Aussendung der Kriegsgefangenen zur Arbeit in

ganz Deutschland hatte eine sehr schlimme Wirkung. Sie bewirkte, dass es gewissen Grundeigentümern und Fabrikanten zum finanziellen Vorteil gereichte, wenn der Krieg sich verlängerte. Die preussischen Grundbesitzer oder Junker erlangten vier oder fünfmal mehr für ihre Ackerbauerzeugnisse als vor dem Kriege, und die Arbeit auf ihren Gütern und in ihren Fabriken wurde von Kriegsgefangenen besorgt, denen sie nur 6 Cents im Tage bezahlen mussten. Als das Tageblatt die Aufmerksamkeit darauf lenkte, wurde es für einige Tage suspendiert. Bei vielen dieser sogenannten Arbeitslager wurde unsern Inspektoren der Zutritt verweigert mit der Begründung, sie könnten Handels- oder militärische Geheimnisse erfahren. Sie brachten es indessen zustande, dass die Leute herausgelassen wurden, sodass sie die Inspektion vornehmen und die Klagen anhören konnten. Es gab in Deutschland im ganzen Lande etwa hundert Hauptlager und vielleicht zehntausend oder mehr sogenannte Arbeitslager im Sommer. Einige von den britischen Gefangenen wurden zur Arbeit in der Sämereianstalt von Berlin angehalten ; wir brachten es jedoch dazu, dass sie in ihr Hauptlager zurückgesandt wurden. Die Kriegsgefangenen wurden oft der Disziplinlosigkeit und verschiedener Verbrechen angeschuldigt. Mitglieder der Botschaft wollten an den Untersuchungen teilnehmen, und wir versuchten, dahin zu wirken, dass die Gefangenen in richtiger Weise verteidigt wurden. Die Deutschen aber verwehrten uns oft die Gelegenheit, die Gefangenen vor ihrer Untersuchung oder gar vor ihrer Verurteilung und Hinrichtung zu sehen. Der Fall des Kapitäns Fryatt ist dafür kennzeichnend.

Kapitän Fryatt, der ein britisches Handelsschiff befeh-

ligte, wurde gefangen genommen und in das Zivilgefangenenlager von Ruhleben verbracht. Indem sie ihn heraussuchten, machten die Deutschen geltend, er habe eine Uhr bei sich getragen, die ihm geschenkt worden sei als Belohnung für einen Versuch, ein deutsches Unterseeboot zu rammen. Deshalb entfernten sie Fryatt vom Lager von Ruhleben und sandten ihn nach Brügge zur Gerichtsverhandlung. Als ich davon erfuhr, sandte ich unverzüglich zwei offizielle Noten an das deutsche Auswärtige Amt, worin ich um die Berechtigung ersuchte, Fryatt zu sehen und ihm einen Rechtsbeistand für seine Verteidigung zu verschaffen ; auch fragte ich an, welcher Art der Rechtsbeistand sein müsse, um die Erlaubnis zu erhalten, der Gerichtsverhandlung beizuwohnen, und bat um Verschiebung der Verhandlung bis zur Erledigung dieser Angelegenheit. Das deutsche Auswärtige Amt hatte mir mitgeteilt, es habe diese Gesuche weitergeleitet, und ich glaube es ihm ; die Antwort der deutschen Admiralität auf meine Noten bestand jedoch darin, dass die Gerichtsverhandlung auf den folgenden Morgen nach der Einreichung meiner Noten angesetzt und Fryatt noch am Vormittag desselben Tages erschossen wurde. Was den Beweis anbelangt bezüglich der Uhr, vernahm das britische Auswärtige Amt, dass Kapitän Fryatt bei seiner Gefangennahme weder eine Uhr noch irgend einen Brief hatte als Anzeichen dafür, dass er versucht habe, ein Unterseeboot zu rammen !

Diese grausame und handgreifliche Rechtsverletzung verursachte grosse Entrüstung in England und sogar in gewissen Kreisen Deutschlands, und die Art und Weise, wie mein Begehren behandelt wurde, war gewiss eine

direkte Beleidigung gegenüber dem Lande, dessen Vertreter ich war. Im Gespräch mit mir drückten Zimmermann, der Reichskanzler und von Jagow übereinstimmend ihr grösstes Bedauern aus über diesen Vorfall, der zeigt, wie wenig Einfluss der zivile Teil der Reichsregierung auf den militärischen in Kriegszeiten hat. Späterhin, als gegen einen andern britischen Schiffskapitän ähnliche Anschuldigungen erhoben wurden, gelang es dem Auswärtigen Amte — ich nehme an durch Vermittlung des Kaisers — eine Wiederholung des gleichen Verbrechens zu verhindern. Wie ich gesagt habe, waren manche von den Lagerkommandanten in Deutschland ausgezeichnete, tüchtige und wohlgesinnte Leute, die alles für die Gefangenen taten, was sie konnten. Es ist zu bedauern, dass diese Männer für ganz Deutschland das Odium tragen müssen für die im allgemeinen schlechte Behandlung der Kriegsgefangenen in den ersten Tagen des Krieges, und weil gewisse Kommandanten von Gefangenenlagern für ihre Stellungen nicht geeignet waren.

Der Kommandant des Lagers von Wittenberg wurde versetzt ; die Deutschen haben jedoch niemals zugegeben, dass in diesem Lager schlechte Zustände geherrscht hätten. Kurz bevor wir Deutschland verliessen, schien das Kriegsministerium mehr Einfluss gewonnen zu haben auf die Lage der Kriegsgefangenen, und auf unsre Vorstellungen hin wurde wenigstens ein Lagerkommandant endgültig abgesetzt. Wenn am Anfang des Krieges an Lagerkommandanten, die für ihren Dienst nicht geeignet waren, oder auf irgend eine Weise Kriegsgefangene misshandelt hatten, Exempel statuirt worden wären, so müsste jetzt nicht das deutsche Volk als Gesamtheit die

ganze Last dieses Odiums tragen. Die vielen Kriegsgefangenen werden nach Hause zurückkehren mit einem tiefen, bitteren Hass gegen alles, was deutsch ist.

Die britische Regierung nahm grosses Interesse an den britischen Kriegsgefangenen in Deutschland. Nichts wurde unterlassen, und jeder von mir gemachte Vorschlag wurde unverzüglich ausgeführt und andererseits wurden mir von London viele höchst wertvolle Winke gegeben in Sachen der Kriegsgefangenen. Ihre Majestäten der König und die Königin zeigten eine tiefe persönliche Teilnahme am Ergehen der unglücklichen Briten in deutschen Händen, und diese Teilnahme versagte nie während meines ganzen Aufenthaltes in Berlin. Lord Robert Cecil und Lord Newton arbeiteten unausgesetzt zum Wohle der britischen Gefangenen. Zu einer Zeit, als die britischen Gefangenen an geeigneter Kleidung Mangel hatten, sandte mir die britische Regierung Uniformen, Mäntel usw. und ich mietete in Berlin ein Warenhaus als Verteilungsstelle; aber nach einigen Monaten verweigerten mir die deutschen Behörden die Erlaubnis, dieses Verteilungssystem fortzusetzen unter dem Vorwand, es sei die Pflicht Deutschlands, die Gefangenen mit Kleidung zu versehen. Aber Deutschland erfüllte seine Pflicht nicht, und die britischen Gefangenen mussten unter dieser offiziellen deutschen Holzköpfigkeit leiden.

Im Sommer 1916 brachen auf sehr charakteristische Weise die Deutschen ihren « Vertrag » betreffend die Inspektion der Gefangenen und versagten uns die Erlaubnis, mit Gefangenen ausserhalb der Hörweite zu sprechen. Von Jagow sagte mir, es geschehe dies mit Rücksicht auf die Wirren unter den russischen Gefan-

genen, hervorgerufen durch die Besuche von Madame Sazonow; dies hatte aber nichts zu tun mit dem Abkommen zwischen Grossbritannien und Deutschland. Ich denke, die Deutschen argwöhnten, dass ich von Mitgefangenen unterrichtet worden sei über die grausame und unnötige Erschiessung von zwei gefangenen Irländern zu Limburg. Und doch war es nicht von Gefangenen, sondern von Deutschen, die mir geschrieben hatten, dass ich diese Mitteilung erhalten hatte.

Ausser der Vertretung der britischen und japanischen Interessen war mir auch der Schutz der serbischen und rumänischen Staatsangehörigen übertragen, sowie derjenige der Interessen eines sehr kleinen Staates, der Republik San Marino. Bald nachdem die Serben und Rumänen in den Gefangenlagern Deutschlands erschienen waren, berichteten wir über die Verhältnisse und die Behandlung dieser Gefangenen, gleichzeitig mit den Berichten bezüglich der Briten. Ich war in der Lage, mich mit einigen Serben in den ersten Tagen des Krieges zu unterhalten, und zwar in ihrer Muttersprache, nämlich, merkwürdig genug, der spanischen. Unmittelbar nach der Verfolgung der Juden in Spanien durch Ferdinand und Isabella und andere Monarchen wanderte eine Anzahl spanischer Juden nach Serbien aus, wo sie seither immer geblieben sind und ihre alten Sitten wie auch die alte spanische Sprache der Zeit Cervantes' beibehielten.

Die deutschen Behörden verhehlten mir oft auf die kleinlichste Weise die Anwesenheit britischer Gefangener, besonders Zivilgefangener, in den Gefangenlagern. Während langer Zeit wurde ich nicht unter-

richtet von der Anwesenheit britischer Zivilgefangener in Sennelager, und nur durch Abstattung eines unvermuteten Besuches per Auto in dem Lager von Brandenburg entdeckte ich einige Briten, die Mannschaft eines Schleppers, daselbst. Auf Information hin durch einen anonymen Brief, augenscheinlich von der Gattin irgend eines deutschen Offiziers, hatte ich dieses Lager in Brandenburg besucht, wo die Mannschaft dieses Schleppers sich ohne Geldmittel vorfand und ohne irgend etwas von den kleinen Annehmlichkeiten oder Paketen, die das Leben in einem deutschen Gefangenenlager erträglicher machten.

---

## KAPITEL XI.

### Erste Kriegstage:

### Politisches und Diplomatisches.

Beim Beginn des Krieges war ich für einige Tage von der Verbindung mit den Vereinigten Staaten abgeschnitten; aber bald stellten wir eine Verbindungskette wieder her, zuerst über Italien, und später via Dänemark. Zu jeder Zeit brauchten Kabeltelegramme von Washington nach Berlin, oder umgekehrt, im Durchschnitt zwei Tage für die Ueberleitung. Nach dem Falle Lüttichs liess mich von Jagow rufen und fragte mich, ob ich bereit sei, durch die amerikanische Gesandtschaft in Brüssel Belgien einen Friedensvorschlag zu übermitteln mit einem Entschädigungsangebot, sofern dem Durchmarsch deutscher Truppen durch Belgien kein Hindernis mehr in den Weg gelegt würde. Da es sich um einen Friedensvorschlag handelte, nahm ich die Verantwortung auf mich, ihn weiterzuleiten, und übersandte eine Note der deutschen Regierung an unsern Gesandten im Haag zur Uebermittlung an unsern Gesandten in Belgien. Dr. Van Dycke, unser Gesandter im Haag, lehnte es ab, mit der Ueberleitung dieses Vorschlages sich zu befassen, und brachte ihn dem holländi-

schen Minister des Auswärtigen zur Kenntnis; durch diesen Kanal erreichte das Angebot die belgische Regierung. Das Staatsdepartement kablete mir eine Botschaft des Präsidenten an den Kaiser des Inhalts, die Vereinigten Staaten seien jederzeit bereit, zwischen den kriegführenden Mächten zu vermitteln, und wies mich an, diesen Vorschlag direkt dem Kaiser vorzubringen. Ich verlangte deshalb eine Audienz beim Kaiser und erhielt die Antwort vom Oberhofmarschall, der Kaiser werde mich im Berliner Schloss am Morgen des 10. August empfangen. Ich fuhr per Auto in den Hof des Schlosses und wurde von dort zu einer Türe geleitet, die sich gegen eine Treppenflucht öffnete, welche in einen kleinen Garten von ungefähr 50 Yards im Geviert führte, unmittelbar am Ufer des Spreeflusses, der am Königlichen Schloss vorbeifliesst. Wie ich die Treppe hinunterstieg, kamen die Kaiserin und ihre einzige Tochter, die Herzogin von Braunschweig, dieselbe herauf. Beide hielten an und schüttelten mir die Hand, indem sie einige Worte mit mir wechselten.

Ich fand den Kaiser an einem grügestrichenen Eisentisch sitzend, unter einem grossen Gartenschirm aus Segeltuch. Depeschenformulare lagen auf dem Tische zerstreut vor ihm, und auf dem Kies sonnten sich zwei kleine Dachshunde. Ich setzte dem Kaiser den Zweck meines Besuches auseinander, und wir führten eine allgemeine Unterhaltung über den Krieg und über den Stand der Dinge. Der Kaiser ergriff einige der unbeschriebenen grossen Depeschenformulare und setzte mit Bleistift seine Antwort auf das Anerbieten des Präsidenten auf. Diese

Antwort kabelaete ich natürlich unverzüglich an das Staatsdepartement<sup>1</sup>:

*Für den Präsidenten der Vereinigten Staaten, persönlich.*

10. August 1914.

1. Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich wurde von Seiner Majestät König Georg V. in London empfangen, der ihn ermächtigte, mir mündlich zu übermitteln, dass England neutral bleiben würde, wenn auf dem Kontinent ein Krieg ausbrechen würde, an dem beteiligt wären Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Russland. Diese Botschaft wurde mir durch meinen Bruder telegraphiert von London aus nach seiner Unterredung mit Seiner Majestät dem König, und mündlich wiederholt am 29. Juli.

2. Mein Botschafter in London überwies eine Botschaft von Sir Edward Grey nach Berlin, des Inhalts, dass nur in dem Falle England dazwischentreten würde, wenn Frankreich erdrückt zu werden scheinen sollte.

3. Am 30. berichtete mein Botschafter in London, dass Sir Edward Grey im Verlauf einer « privaten » Unterhaltung ihm gesagt habe, England würde sich nicht rühren, wenn der Konflikt zwischen RUSSLAND — nicht Serbien — und OESTERREICH lokalisiert bliebe, dass es aber, wenn wir uns in den Kampf « mischten », rasche und schwere Entscheidungen treffen würde: d. h. wenn ich Oesterreich, meinen Verbündeten, im Kampfe im Stich liesse, so würde sich England nicht rühren.

<sup>1</sup> *Note der englischen Verleger:* Diese Depesche erschien zum ersten Mal in England, im *Daily Telegraph* in London. Der Direktor der englischen Zeitung begleitete die Bekanntmachung mit folgender Erklärung: « Wir haben die höchste Autorität zu bestätigen, dass die Behauptung, diese Erklärungen darstellend, als wenn sie dem Prinzen Heinrich durch Seine Majestät dem König gemacht worden wären, durchaus ohne jede Begründung ist. »

4. Da diese Mitteilung der Botschaft des Königs an mich direkt widersprach, telegraphierte ich Seiner Majestät am 29. oder 30., um ihm zu danken für seine freundlichen Botschaften durch meinen Bruder und ihn zu bitten, alle seine Macht zu gebrauchen, um Frankreich und Russland — seine Verbündeten — von kriegerischen Vorbereitungen abzuhalten, die dazu angetan wären, mein Vermittlungswerk zu stören, indem ich ihm mitteilte, dass ich in beständiger Verbindung sei mit Seiner Majestät dem Zaren. Am Abend antwortete der König freundschaftlich, er habe seiner Regierung anbefohlen, jeden nur möglichen Einfluss auf ihre Verbündeten daran zu wenden, sie von der Ergreifung irgendwelcher herausfordernden militärischen Massnahmen zurückzuhalten. Zur gleichen Zeit fragte mich seine Majestät an, ob ich nach Wien den britischen Vorschlag weiterleiten wolle, dass Oesterreich Belgrad und einige andere serbische Städte einnehmen sollte, nebst einem Streifen Landes, als Unterpfand dafür, dass die serbischen Versprechungen auf dem Papier in Wirklichkeit erfüllt werden sollten. Dieser Vorschlag wurde mir im gleichen Augenblick von Wien zur Ueberleitung nach London telegraphiert, genau zusammen mit dem britischen Vorschlag. Ausserdem hatte ich Seiner Majestät dem Zaren dasselbe als meinen eigenen Gedanken telegraphiert, bevor ich die beiden Mitteilungen von Wien und London erhielt, die beide der gleichen Meinung Ausdruck gaben.

5. Ich überwies sogleich die Telegramme vice versa nach Wien und London. Ich fühlte, dass ich imstande war, die Frage zur Erledigung zu bringen, und war glücklich über die Aussichten für den Frieden.

6. Während ich andern Morgens eine Note an Seine Majestät den Zaren vorbereitete, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, dass Wien, London und Berlin übereingekommen wären betreffend die Behandlung der schwebenden Angelegenheiten, erhielt ich die telephonische Mitteilung von Seiner Exzellenz dem Reichskanzler, dass in der vorausgegangenen Nacht der Zar den Befehl zur Mobilmachung der ganzen russischen Armee erteilt habe, die natürlich ebenfalls gegen Deutschland gerichtet war, während bis dahin die südlichen Armeen gegen Oesterreich mobil gemacht worden waren.

7. In einer Depesche aus London informierte mich mein Botschafter davon, er glaube, dass die britische Regierung die Neutralität Frankreichs garantieren würde, und wünschte zu wissen, ob Deutschland sich des Angriffes enthalten würde. Ich telegraphierte Seiner Majestät dem König persönlich, dass, da die Mobilmachung bereits in der Durchführung begriffen sei, sie nicht aufgehalten werden könne; wenn aber Seine Majestät mit bewaffneter Macht die Neutralität Frankreichs garantieren könnte, so würde ich mich enthalten, es anzugreifen, würde es allein lassen und meine Truppen anderswo verwenden. Seine Majestät antwortete, er denke, mein Anerbieten beruhe auf einem Missverständnis; und soweit ich verstehen kann, zog Sir Edward Grey mein Anerbieten niemals ernsthaft in Erwägung. Er hat nie darauf geantwortet. Statt dessen erklärte er, England müsse die Neutralität Belgiens schützen, die von Deutschland aus strategischen Gründen verletzt werden musste, da Nachrichten eingelangt waren, dass Frankreich sich bereits

anschickte, in Belgien einzudringen, und der König der Belgier mein Ansuchen um freien Durchmarsch, unter Garantie der Freiheit seines Landes, abgeschlagen hatte.

Ich bin sehr dankbar für die Botschaft des Präsidenten.

WILHELM, I. R.

Als der deutsche Kaiser in meiner Gegenwart seine Botschaft an Präsident Wilson am 10. August 1914 abfasste, bat er mich, sie sogleich an das Staatsdepartement zu kabeln und sie gleichzeitig der Presse mitzuteilen. Wie ich schon gesagt habe, kabelte ich das Dokument unmittelbar an das Staatsdepartement in Washington, enthielt mich aber, es zu veröffentlichen. Meine Unterredung mit dem Kaiser hatte stattgefunden am Vormittag. Am gleichen Tage, im Laufe des Nachmittags, liess mich ein Mann rufen, der in Deutschland eine hohe Stellung einnimmt. Ich gebe seinen Namen nicht preis, da ich nicht Geschichten zwischen ihm und dem Kaiser verursachen will. Ich sage also nicht einmal, ob es sich um eine königliche Hoheit oder um einen Funktionär handelt. Er sagte mir : « Sie haben heute eine Besprechung gehabt mit dem Kaiser : was ist geschehen ? » Ich erwähnte die Botschaft, die mir für den Präsidenten aufgetragen worden war, und deren Veröffentlichung der Kaiser wünschte.

« Sie sollten », sagte er, « mir diese Depesche zeigen. Sie wissen, dass der Kaiser ein konstitutioneller Souverän ist, und dass eine Depesche solcher Art einst grosses Geräusch gemacht hat. »

Ich zeigte ihm die Depesche. Als er sie gelesen hatte, sagte er : « Ich halte dafür, dass wir diese Depesche nicht

veröffentlichen lassen dürfen und im Interesse der guten Beziehungen Amerikas und Deutschlands bitten Sie darum, dass man sie nicht veröffentlicht. »

Ich tat, wie er wünschte, und es ist kennzeichnend für die Bereitwilligkeit des Präsidenten, die guten Beziehungen zu erhalten, dass die Veröffentlichung unterblieb. Nun, da die beiden Länder sich im Kriegszustand befinden, da die ganze Welt und besonders unsre Nation ein Interesse daran hat, zu erfahren, wie dieses grosse Unglück des Weltkrieges über die Erde hereinbrach, ist die Zeit gekommen, wo diese Botschaft der Oeffentlichkeit übergeben wird, und ich habe sie mit Erlaubnis veröffentlicht.

Dieses höchst wichtige Dokument klärt zunächst eine Tatsache auf, die zwar in den Augen der Welt niemals eigentlich dunkel gewesen ist, nämlich die vorbedachte Verletzung der Neutralität Belgiens, dessen Gebiet « aus strategischen Gründen durch Deutschland verletzt werden musste ». Es wird die äusserst schwache Entschuldigung beigefügt, « es seien Nachrichten eingelangt, wonach Frankreich sich bereits anschickte, in Belgien einzudringen » — nicht einmal der Vorwand irgend welcher vorgängigen, tatsächlichen Verletzung der belgischen Grenze durch Franzosen *vor* der deutschen Invasion in dieses unglückliche Land. Die zweite Entschuldigung, der König der Belgier habe den kaiserlichen Truppen den Einmarsch unter Garantie der Unabhängigkeit seines Landes verweigert, ist natürlich sogar noch schwächer als die erste. Es würde in der Tat eine neue Aera im Verkehr zwischen den Nationen eröffnen, wenn ein kleines Volk seine Freiheit nur dadurch sich erhalten könnte, dass es auf Verlangen den freien Durchmarsch für die Truppen

IV

Deutschen Reichs.

Befördert den / 1911  
Uhr R. mitt. in Pfg.

Gebüh

an

Angenommen

durch

Uhr Min. mitt.

Rr. m

Samen

Kaisers und Königs.

ed the telegram vice versa  
let that I was able to bid  
spicy at the peaceful outlook  
note to H. M. the Czar the  
aim that Vienna, London, +  
the treatment of affairs  
in H. S. the Chancellor that  
had mobilized in the order  
Prussian Army, which was

informa  
quos an  
German  
the Pr  
out con  
with his  
restrain  
Arms  
offer HL  
made

copy of my report to  
H. M. the Czar the



ren  
k  
b  
die des Deutschen Reichs.

Befördert den / 191

Uhr R. mitt. im Stg.

von

an

durch

t um Uhr Min. mitt.

### Telegramm

des Kaisers und Königs.

rounds, <sup>new</sup> knowledge having been  
already preparing to enter Belgium  
has having refused my petition for  
warrantes of his country's freedom  
the President's message

William H.

eines mächtigen Nachbars auf dem Wege zum Ueberfall gegen ein angrenzendes Land gestattete.

Abgesehen von der Verletzung der belgischen Neutralität, was wäre aus Grossbritannien und aus der Welt geworden, wenn man der preussischen Autokratie freie Hand gelassen hätte, die Völker der Erde, eines nach dem andern, niederzuwerfen! Zunächst hätte der Sieg über Russland und Serbien die Einverleibung eines grossen Theiles von Russland in das Deutsche Reich, die Vorherrschaft des deutschen Einflusses in Russland und die Auslieferung all der ausgedehnten Bodenschätze dieses grossen Reiches an Deutschland bewirkt. Alle Flotten der Welt hätten umsonst die deutschen Küsten blockieren können, wenn Deutschland im Besitz der unbegrenzten Reichtümer des Reiches der Romanows gewesen wäre. Der deutschen Armee wäre, indem sie aus den fruchtbaren Völkerschaften Russlands und Sibiriens ihre Reserven gezogen hätte, eine Niederlage unbekannt geblieben, und das ist keine müssige Vermutung, keine blosse Träumerei im Reiche der Möglichkeiten, hat uns doch die russische Revolution gezeigt, wie schwach und schwankend in Wirklichkeit die gefürchtete Macht des Zaren war. Russland einmal geschlagen und zur Hälfte aufgezehrt, wäre Frankreich eine leichte Beute geworden, und Grossbritannien, auch wenn es sich dann Frankreich als Kriegsverbündeter angeschlossen hätte, wäre einer ganz anderen Aufgabe gegenüber gestanden, wenn die Unterseeboote dann von Cherbourg und Calais, von Brest und Bordeaux aus auf ihre See- räuber- und Mordzüge ausgefahren wären; dann wäre die Reihe an uns gekommen und an das lateinische

Amerika ; der erste Angriff wäre nicht gegen uns gerichtet worden, sondern gegen Süd- oder Mittelamerika, an irgend einem Punkte, wohin es für uns ebenso schwierig gewesen wäre, unsern Nachbarn Truppen zu Hülfe zu schicken, wie für Deutschland zum Angriff. Es ist nicht zu vergessen, dass in Südbrasilien nahezu 400,000 Deutsche, wie ich herausgefunden habe, in ihrer Begeisterung für ihr Vaterland durch jährliche Geldspenden für Unterrichtszwecke vom Reichsschatzamt in Berlin unterhalten werden.

Es geschah nicht ohne Grund, dass der Kaiser in dieser Unterredung, wo er seine Botschaft an den Präsidenten niederschrieb, sich dahin äusserte, das Eingreifen Grossbritanniens habe die ganze Lage verändert und werde den Krieg in die Länge ziehen. Der Kaiser sprach eher mutlos vom Kriege. Ich versuchte, ihn aufzumuntern, indem ich ihm sagte, die deutschen Truppen würden bald in Paris einziehen ; er aber antwortete : « Die Briten verändern die ganze Lage — ein hartnäckiges Volk. Sie werden den Krieg aushalten. Er kann nicht so bald enden. » Es war das Eintreten Grossbritanniens in den Krieg zur Verteidigung der Rechte kleiner Staaten, zur Verteidigung der Garantie für die Neutralität Belgiens, das die Welt rettete von der harten Herrschaft der eroberungsgierigen Preussen und dadurch ebensowohl beide Amerika und ihre schützende Monroedoktrin.

Dieses Schriftstück mit Datum vom 10. August 1914 hebt die Behauptung des deutschen Reichskanzlers Bethmann-Hollweg in seiner Rede vom 4. August 1914 vor dem Reichstag auf, in welcher er die damals offizielle Darstellung des Eintretens der Zentralmächte in den Krieg bekannt gab. Es ist hervorzuheben, dass damals

Bethmann-Hollweg Gewicht darauf legte, Frankreich habe den Krieg begonnen, und zwar mit dem Satze, der folgenden Wortlaut hat: « Flieger warfen Bomben herunter, Kavalleriepatrouillen und Kompagnien drangen in die Reichslande (Elsass-Lothringen) ein. Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, den Angriff auf unser Land eröffnet. » Der Kaiser aber erwähnt sechs Tage später in seinem Schreiben an Präsident Wilson diese Tatsache nicht, obschon sie von höchster Wichtigkeit wäre, wenn sich ihre Wahrheit bestätigte.

Merkwürdig genug bestand zu jener Zeit bei den Deutschen der Glaube, Japan würde den Alliierten den Krieg erklären und sich auf die Seite der Zentralmächte stellen. Tatsächlich fand eines Abends eine Sympathiekundgebung statt gegenüber der japanischen Botschaft. Aber diese Hoffnungen wurden bald zerstreut durch das am 16. August überreichte Ultimatum Japans und schliesslich durch die Kriegserklärung vom 23. August.

Während der ersten Kriegstage ergingen sich die kriegführenden Mächte in gegenseitigen Anschuldigungen betreffend die Verwendung von Dumdumgeschossen, und es wurden mir etliche Musterpakete von Patronen mit an der Spitze ausgebohrten Geschossen übergeben, von denen die Deutschen sagten, sie seien in der französischen Festung Longwy aufgefunden worden, mit dem Ersuchen, eine Beschreibung derselben an Präsident Wilson gelangen zu lassen und um sein Eingreifen in der Sache zu bitten. Präsident Wilson lehnte es jedoch klüglich ab, irgend etwas zu tun, da er sonst von beiden Seiten mit beständigen Klagen über Verletzung der Kriegsregeln

bestürmt worden wäre. Die mir übergebenen Patronen waren in Pakete verpackt, die die Aufschrift trugen « Cartouches de Stand », und ich schloss daraus die Möglichkeit, dass diese Patronen bei Scheibenschiessen in der Nähe der Forts verwendet und die Geschosse deshalb ausgebohrt worden waren, damit sie nicht zu weit flögen, wenn sie versehentlich über das Ziel hinausgefeuert wurden.

Am 5. August sprach ich mit unserm Marineattaché, Kommandant Walter Gherardi, bei Tirpitz vor, um von ihm zu erfahren, nach welchen Häfen nach seiner Meinung am sichersten Schiffe mit Gold für gestrandete Landsleute von Amerika herübergesandt werden könnten. Er empfahl Rotterdam. Am gleichen Tage hatte ich auch eine Unterredung mit Geheimrat Fetze vom Auswärtigen Amt mit Bezug auf den Vorschlag, dass den britischen und deutschen Schiffen gegenseitig eine Frist bis zum 14. August eingeräumt werden sollte, um die deutschen, bezw. britischen Häfen, in denen sie gerade vor Anker lagen, zu verlassen. In der zweiten Augustwoche kam die Schwester meiner Frau mit ihrem Gatten, Graf Sigray, in Berlin an. Graf Sigray ist Reserveoffizier bei den ungarischen Husaren und befand sich in Montana, als die ersten Kriegsgerüchte eintrafen. Er begab sich mit seiner Frau unverzüglich nach New York und schiffte sich am 4. August ein. Sie landeten in England, und da Grossbritannien an Oesterreich den Krieg noch nicht erklärt hatte, wurde ihnen die Fortsetzung der Reise gestattet. Mit ihnen waren auch gereist die Grafen George Festetics und Cziraki, ersterer von der österreichischen Botschaft in London, letzterer von derjenigen in Washington. Sie

waren natürlich alle sehr aufgeregt über den Krieg und die Ereignisse ihrer Fahrt. Als Volk genommen, sind die Ungarn den Amerikanern sehr ähnlich. Sie haben angenehme Umgangsformen und sind fähig, auf natürliche Weise zu lachen, ein Ding, das in Preussen eine vergessene Kunst zu sein scheint. So ziemlich alle Glieder der ungarischen Adelsfamilien sprechen vollkommen englisch und richten sich in Kleidung, Sportanlässen und Landleben soweit wie möglich nach britischem Vorbild ein.

Der 13. August brachte die Abfahrt unsres ersten Sonderzuges mit Amerikanern nach Holland. Ich sah der Abfahrt am Bahnhof Charlottenburg zu. Sie waren alle in grosser Aufregung und wirklich froh, Deutschland verlassen zu können. Ich führte einige Unterhandlungen über den Ankauf von Schiffen des Norddeutschen Lloyd durch Amerika oder durch Amerikaner; aber es wurde nichts daraus. Ganze Zugladungen von Amerikanern fuhren fortgesetzt ab, und es schien kein Ende zu nehmen, wie aus allen Richtungen Amerikaner in Berlin zusammenströmten. Am 29. August verliess Graf Szögyeny, der österreichische Botschafter, Berlin. Er war während zweiundzwanzig Jahren dort Botschafter gewesen, und wohl mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter dachte die österreichische Regierung, er habe seine Brauchbarkeit überlebt. Eine Menge von Deutschen und Diplomaten waren am Bahnhof Zeugen des eher traurigen Abschiedes. Sein Nachfolger war Fürst Hohenlohe, verheiratet mit einer Tochter des Erzherzogs Friedrich. Sie verzichtete ausdrücklich auf ihr Recht des Vorrangs als königliche Hoheit und erklärte sich damit einverstanden, sich mit ihrer Stellung als Gemahlin eines Botschafters zu begnü-

gen, um in Berlin keine Mißstimmung zu erregen. Fürst Hohenlohe, ein ziemlich ungezwungen gebauter Herr, der in Russland und Oesterreich höchst populär gewesen war, machte in Berlin sofort einen vorteilhaften Eindruck und nahm mit Erfolg seine schwierige Stellung als Vermittler zwischen den Regierungen von Berlin und Wien ein.

Am 4. September überreichte mir der Reichskanzler eine Erklärung zu Händen der Presse, in welcher er Grossbritannien angriff und behauptete, Grossbritannien hätte die Freundschaft mit Deutschland nicht gewünscht, sondern sei von kommerzieller Eifersucht geleitet gewesen und von dem Wunsche, es zu vernichten; die Anstrengungen für die Erhaltung des Friedens seien deshalb gescheitert, weil Russland unter allen Umständen zum Kriege entschlossen war, und Deutschland sei in Belgien eingedrungen, um einem geplanten Vorrücken der Franzosen durch Belgien zuvorzukommen. Auch machte er geltend, England habe ohne Rücksicht auf die Folgen für die weisse Rasse Japan zu einem Raubzuge angestachelt, und sagte, die belgischen Mädchen und Frauen hätten den Verwundeten die Augen ausgestochen; Offiziere seien zum Essen eingeladen und über den Tisch erschossen worden; belgische Frauen hätten Soldaten im Schlafe die Kehlen durchschnitten usw. Der Reichskanzler schloss seine Erklärung damit, dass er sagte, jedermann wisse, dass das deutsche Volk der unnötigen Grausamkeit und irgend welcher Roheit unfähig sei.

Wir waren vollauf beschäftigt mit der Fürsorge für die britischen Gefangenen und der Vertretung der amerikanischen Interessen, wie auch mit Unterhandlungen

über Handelsfragen und die Herausgabe von den Vereinigten Staaten her verlangter Güter von Deutschland, als am 7. Oktober ein höchst unerfreulicher Zwischenfall stattfand, der bei den Mitgliedern unsrer Botschaft für lange Zeit bittere Gefühle gegenüber dem deutschen Auswärtigen Amt verursachte.

Es waren eine grosse Zahl britischer Zivilpersonen, Männer und Frauen, in Berlin mittellos gestrandet. Manchen von ihnen wurden auf Rechnung der britischen Regierung Geldsummen ausbezahlt in der Form kleiner Unterstützungsbeiträge. Um dieses Unternehmen leichter durchzuführen, unterbrachten wir die für diesen Zweck angestellten Schreiber in dem vorher vom britischen Konsul in Berlin innegehabten Gebäude. Begreiflicherweise machten es die grossen Massen von Amerikanern, die unsrer Botschaft unterstanden, zusammen mit den Massen von britischen Untertanen, fast unmöglich, auch nur den Zutritt zu der Botschaft zu erlangen, und die Errichtung dieses auswärtigen Dienstes half diesem Uebelstande wirksam ab. Ich nahm das Gebäude in Beschlag und stellte für diesen Hilfsdienst britische Männer und Frauen an mit der ausdrücklichen Erlaubnis des kaiserlichen Auswärtigen Amtes, die ich zu erlangen für geraten hielt in Anbetracht der Tatsache, dass die Deutschen täglich reizbarer und argwöhnischer zu werden schienen, ganz besonders nach der Schlacht an der Marne. Am Abend des 2. Oktober, gegen Mitternacht, begab sich unser zweiter Sekretär Harvey nach dem Hauptquartier dieses Hilfsdienstes und wurde dort Zeuge einer Untersuchung der Berliner Polizei in diesem uns zugehörigen Etablissement. Die Männer und Frauen, die dort arbeiteten,

wurden verhaftet, und alle Bücher und Papiere, deren die Polizei habhaft werden konnte, von ihr beschlagnahmt.

Am nächsten Morgen ging ich um den Platz herum, und wie ich mit den diensttuenden Kriminaldetektiven sprach, vernahm ich von ihnen, sie hätten die Untersuchung auf Befehl des Auswärtigen Amtes durchgeführt. Als ich darüber beim Auswärtigen Amte vorsprach, leugnete man es dort ab, die Anordnung dieser Haussuchung veranlasst zu haben, und gab mir zugleich eine Art halber Rechtfertigung dafür. Die Haussuchung war umso unge-rechtfertigter, als ich erst noch am Tage vorher eine Unterredung mit dem Adjutanten der Berliner Komman-dantur gehabt hatte, wobei ich ihm sagte, obwohl ich die Ermächtigung des Auswärtigen Amtes habe, denke ich, es wäre besser, die Angestellten britischer Nationalität zu entlassen und nur Amerikaner oder Deutsche dort zu beschäftigen. Ich schickte nach meinem Freunde, Herrn von Gwinner, dem Direktor der Deutschen Bank, und bat ihn, mir einige deutsche Commis zu empfehlen. Die Kommandantur ist die direkte Amtsstelle für mili-tärische Ueberwachung. Als der Adjutant von der Haus-suchung hörte, war er fast ebenso ungehalten darüber wie ich selbst und teilte mir am 10. Oktober mit, er habe vernommen, die Haussuchung sei auf gleichzeitigen Befehl des Auswärtigen Amtes und des von Tirpitz'schen Departementes erfolgt. Die Bücher und Papiere einer Botschaft, mit Einschluss derjenigen, die auf die Geschäfte anderer Nationen Bezug haben, die vorübergehend der Botschaft anvertraut sind, werden auf der ganzen Welt durch das Völkerrecht als unantastbar anerkannt, und die Tatsache, dass ich dieses Werk ausserhalb der eigentlichen

Botschaft durchführte, hatte darauf nicht den geringsten Einfluss in einschränkendem Sinne, so lange das Gebäude unter meiner unmittelbaren Aufsicht stand, und besonders, da es sich einzig um ein Unternehmen handelte, das regelrecht in meinen Händen lag in meiner amtlichen Eigenschaft. Das Auswärtige Amt merkte, dass es sich vergriffen hatte; aber auf Zimmermanns dringendes Ersuchen willigte ich ein, den Zwischenfall auf sich beruhen zu lassen und zu vergessen. Späterhin hätte sich unsre Regierung auf diesen Zwischenfall berufen können, wenn sie gewünscht hätte, mit Bezug auf die Beschlagnahme der Papiere von Igels die Dinge auf die Spitze zu treiben. Dabei muss man sich gegenwärtig halten, dass von Igel Geschäfte privater Natur verfolgte, und zwar in einem von ihm selbst gemieteten Privatbureau. Trotzdem beanspruchte Graf Bernstorff für ihn die Immunität gegen die Beschlagnahme der in diesem Bureau aufgefundenen Papiere, mit dem Vorwand, er sei in irgend einer Eigenschaft im Dienste der deutschen Botschaft in Washington gestanden.

Am 16. August verliess der Kaiser Berlin, um sich an die Front zu begeben. Ich schrieb an seinen Hofmarschall, um ihm den Wunsch auszudrücken, Gelegenheit zu erhalten, um am Bahnhof von ihm Abschied zu nehmen, wurde jedoch mit allerhand Vorwänden beiseite geschoben. Späterhin liess der Kaiser tatsächlich Berlin im Stich und lebte entweder in Schlesien, zu Pless, oder an irgend einem Orte in der Nähe der Westfront. Am Anfang folgten nach dem Vorgange des Krieges von 1870 die wichtigeren Mitglieder der Regierung dem Kaiser an die Front; sogar der Reichskanzler und der Minister des Auswärtigen Amtes

verliessen ihre Bureaux in Berlin. Nicht lange darauf, als es offenbar wurde, dass der Krieg auf verschiedenen Fronten zugleich geführt werden müsse, und dass es sich nicht, wie die Deutschen zuerst geglaubt hatten, um eine Angelegenheit von einigen Wochen handelte, kehrten diese Organe wieder in ihre Berliner Amtsstuben zurück. Unterdessen hatte aber eben diese lächerliche Bemühung, den Gewohnheiten des Siebziger Krieges nachzuleben, manche Verwirrung zur Folge gehabt. Als von Jagow, der Minister des Auswärtigen Amtes, beim Hauptquartier abwesend war, führten die zurückgebliebenen Diplomaten ihre Unterhandlungen mit Zimmermann, der seinerseits wiederum jede Kleinigkeit an das Grosse Hauptquartier übermitteln musste.

Im August schwirrten offenbar in den Ländern ausserhalb Deutschlands Gerüchte herum, wonach hervorragende Sozialdemokraten beim Ausbruch des Krieges erschossen worden seien. Das Staatsdepartement ersuchte mich durch Kablogramm, ausfindig zu machen, ob an diesen Gerüchten etwas wahr sei, namentlich mit Bezug auf Liebknecht und Rosa Luxemburg. Liebknecht ist praktizierender Anwalt in Berlin, und so telephonierte ich ihm, um ihn zu mir einzuladen. Er folgte meinem Rufe, und auf diese Weise bestätigte er die Tatsache, dass er nicht hingerichtet worden sei. Er sagte mir, die Gerüchte von der Behandlung der Sozialdemokraten seien gänzlich unbegründet, und hatte nichts dagegen einzuwenden, dass ich die Erklärung zurückkabelte, die Sozialdemokraten seien Gegner des Zarismus, und er selbst habe Vertrauen auf die deutsche Armee und auf das deutsche Volk. Manche Leute verwechseln Liebknecht mit seinem

jetzt verstorbenen Vater. Liebknecht Sohn ist ein Mann von vielleicht 43 Jahren, mit dunkelm, buschigem Haar und Schnurrbart, Brillenträger, mittlerer Grösse und von keineswegs starkem Körperbau. In seinen zahlreichen Zwischenrufen während der Reichstagsverhandlungen im ersten Kriegsjahre tönte seine Stimme hoch und schrill. Natürlich leidet jeder, der der schweren Hand der Autokratie Trotz bietet, notwendigerweise an Nervosität. Wir wissen alle, dass früher oder später das Selbstherrschertum Liebknecht beim Kragen fassen wird, und die Gelegenheit dazu stellte sich ein, als er beim Versuch der Veranstaltung einer Massenversammlung in Zivilkleidern auf dem Potsdamerplatz erschien. Für das Vergehen, als zum Militärdienst einberufener und mobilisierter Soldat ohne Uniform erschienen zu sein, und für angebliche Volksaufwiegelung wurde er zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt. Man kann seinen Mut nur bewundern. Ich glaube, er verdient seinen Lebensunterhalt mit der Advokatur bei einem der kleineren Gerichte. Es ist schwer, genau zu sagen, welche Rolle er in Zukunft spielen wird. Es ist wahrscheinlich, dass, wenn sich die Sozialdemokraten nach dem Kriege wieder niederlassen und über die Dinge nachdenken, sie finden werden, die Führerschaft Scheidemanns sei zu konservativ gewesen, er habe sich den Mächten der Autokratie zu bereitwillig unterworfen und das sozialdemokratische Programm zu leichthin aufgegeben. In diesem Falle mag es geschehen, dass die Führerschaft der Sozialdemokraten Liebknecht zufällt, und dass Scheidemann und andere seiner Richtung sich eher den Liberalen als den Sozialdemokraten anschliessen werden.

## KAPITEL XII.

### Diplomatische Unterhandlungen.

---

Im Herbst 1914 war die Hochflut von Amerikanern, die aus Deutschland fortgeschafft werden mussten, vorüber, die Sorge für die britischen Zivilgefangenen in normalem Betrieb, und es gab verhältnismässig noch wenige Kriegsgefangenenlager. Völlig erschöpft von der Arbeit den ganzen Tag hindurch und bis Mitternacht ging ich für vierzehn Tage nach München, um mich auszu-ruhen.

Am 4. Februar 1915 kündigte Deutschland an, dass am 18. Februar die Unterseebootblockade gegen Grossbritannien beginnen sollte. Es entstanden daraus etwelche sehr sonderbare und geheimnisvolle Unterhandlungen. Um den 8. Februar herum kam ein Amerikaner, der auf sehr vertrautem Fusse stand mit Angehörigen des Generalstabes, zu mir und erklärte, Deutschland wünsche Frieden und sei bereit, zu diesem Zwecke Unterhandlungen zu eröffnen. Diese Friedensunterhandlungen waren aber an die Bedingung geknüpft, dass dieser besondere Amerikaner nach Paris und nach Petrograd reisen und die dortigen Regierungen unterrichten sollte von der unbezwinglichen Stärke der deutschen Heere und ihrer

Stellungen, wovon er nach seiner Aussage sich selbst überzeugt habe durch Besuche auf beiden Fronten. Weiterhin wurde angedeutet, von Tirpitz selbst treibe daran, dass Friede geschlossen werde, wahrscheinlich aus seiner Befürchtung heraus, dass die projektierte Blockade ohne Erfolg bleiben könnte. Natürlich unterrichtete ich das Staatsdepartement von diesen geheimnisvollen Manövern. Durch Hintertreppen wurde ich bei Nacht zu einer mysteriösen Zusammenkunft mit von Tirpitz geführt in seinen Räumen auf dem Marineamt. Als ich jedoch ihm allein gegenüberstand, hatte er nichts Greifbares zu sagen oder anzubieten. Wenn zu jener Zeit irgend welche Gelegenheit zum Friedensschluss vorhanden war, so kam nichts von dieser Unterredung her. Es schien mir einigermassen darnach auszusehen, als ob der ganze Plan darin bestanden hätte, zustande zu bringen, dass dieser Amerikaner nach Paris und nach Petrograd fahren, aus seiner persönlichen Beobachtung die Stärke der deutschen Armeen und ihrer Stellungen bestätigen und dadurch beitragen könne, den einen oder den andern dieser Staaten, oder beide, zu verleiten, der Sache der Verbündeten untreu zu werden. Das alles fand statt ungefähr zehn Tage vor dem 18. Februar, dem Termin, der für die Ankündigung der Blockade Grossbritanniens bezeichnet worden war. Es wurden Denkmünzen geschlagen, auf der einen Seite mit dem Kopfe von Tirpitzens und auf der andern Seite mit der Aufschrift « Gott strafe England » um ein Bild herum, das eine Art Neptun darstellte, der, begleitet von einem Unterseeboot, aus dem Meere auftaucht, um die in der Entfernung sichtbare englische Küste zu blockieren.

Es wird allgemein angenommen, dass der Botschafter das Recht hat, zu jeder Zeit eine Audienz beim Kaiser zu verlangen, und da Geschäfte zu besprechen waren im Zusammenhang mit der Behandlung der Kriegsgefangenen wie auch mit dem kommenden Unterseebootkrieg, die ich mit ihm zu verhandeln wünschte, hatte ich bei verschiedenen Gelegenheiten um eine Audienz bei ihm ersucht. Jedesmal wurde mein Begehren unter dem einen oder andern Vorwande abgewiesen, und es wurde mir nicht einmal gestattet, an den Bahnhof zu gehen, um von ihm Abschied zu nehmen bei einem Anlass, wo er an die Front abreiste. Als unser Militärattaché Major Langhorne im März 1915 nach Hause zurückkehrte, hatte er eine Abschiedsaudienz beim Kaiser, und ich bat ihn damals, dem Kaiser zu sagen, ich hätte ihn so lange nicht mehr gesehen, dass ich ganz vergessen habe, wem er ähnlich sehe. Langhorne brachte mir den Bericht zurück, er habe dem Kaiser den Auftrag ausgerichtet, und der Kaiser habe gesagt : « Ich habe persönlich nichts gegen Herrn Gerard ; ich will jedoch den Botschafter eines Landes nicht sehen, das den Feinden Deutschlands Waffen und Munition liefert. »

Vor der Abreise Langhornes war es mir gelungen, Deutschland dahin zu bringen, dass es einwilligte, durch sechs amerikanische Offiziere als militärische Beobachter Deutschland besuchen zu lassen. Als sie angekommen waren, stellte ich sie auf dem Auswärtigen Amte usw. vor, und sie wurden zu Ausflügen nach der Ost- und Westfront geleitet. Es wurde ihnen manches nicht erlaubt zu sehen und ihr Gesuch um Zuteilung zu bestimmten Einheiten abgelehnt. Fast überall waren sie beleidigenden

Bemerkungen und verächtlicher Behandlung unterworfen wegen der Verschiffung von Kriegsmunition an die Verbündeten von Amerika aus, schliesslich, nachdem sie offenkundigen Insulten von Seiten verschiedener deutscher Generäle ausgesetzt gewesen waren, wobei sich Mackensen besonders hervorgetan hatte, zog sie die Union aus Deutschland zurück. Oberst (jetzt General) Kuhn, einer dieser Beobachtungsoffiziere wurde an Stelle von Major Langhorne zum Militärattaché ernannt. Da er fliessend deutsch sprach und mit grossem Takt zu Werke ging, gelang es ihm während langer Zeit, sich die Gunst der Deutschen zu erhalten, und es wurde ihm gestattet, auf den verschiedenen Fronten allerlei von den Operationen zu sehen. Es kam jedoch eine Zeit, im Jahre 1916, wo er nicht mehr zu Besuchen auf den Fronten mit den fremden Militärattachés eingeladen wurde, und zuletzt berief ihn Major Nicolai, der Informationsoffizier beim Grossen Hauptquartier, früh im Herbst 1916 zu sich und eröffnete ihm, es werde ihm nicht mehr gestattet werden, an irgend eine der Fronten zu gehen. Oberst Kuhn antwortete ihm, er habe es bereits bemerkt. Major Nicolai fügte bei, er teile ihm dies mit auf direkten Befehl des Generals Ludendorff; dieser habe erklärt, Amerika könnte Deutschland nicht mehr Schaden zufügen, als dies der Fall wäre, wenn beide Länder sich untereinander im Kriegszustande befänden, und er sei deshalb der Ansicht, dass Amerika und Deutschland praktisch in Feindseligkeiten verwickelt seien. Als dies nach Washington gemeldet wurde, wurde Oberst Kuhn, wie überaus natürlich, abberufen. Ich kann Oberst Kuhn nicht hoch genug loben für die Geduld und den Takt, die er im Verkehr mit den Deutschen an den Tag

legte. Mit dem grössten Vergnügen vernahm ich von Staatssekretär Baker, dass er entschlossen sei, Oberst Kuhn zum Generalsrang zu befördern und ihn zum Direktor unsrer Kriegsschule zu ernennen, wo sein Unterricht sich für die Heere der Vereinigten Staaten als von höchstem Wert erweisen wird. *Da er Gelegenheit gehabt hatte, den russisch-japanischen Krieg zu verfolgen, machten ihn seine damaligen Erfahrungen, verbunden mit seinen Beobachtungen in Deutschland, vielleicht zu unserm grössten amerikanischen Fachmann für den modernen Krieg.* Obwohl er von den deutschen Zeitungen der Spionage beschuldigt wurde und auch sonst allen möglichen Angriffen ausgesetzt war, behielt er kühles Blut und beobachtete alles, was ihm zu beobachten möglich war, zum Nutzen seines eigenen Landes.

Am 19. März 1915 kamen Oberst House und seine Gemahlin auf Besuch bei uns an und blieben bis zum 28. Während dieser Zeit kam der Oberst mit allen bedeutendsten Mitgliedern der Deutschen Regierung zusammen und mit manchen einflussreichen und hervorragenden Persönlichkeiten der Geschäftswelt, wie Herrn von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, und Dr. Walter Rathenau, der seinem Vater in der Leitung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und hunderten von andern Unternehmungen nachgefolgt war. Der Oberst sass bei Tisch im Hause des Dr. Solf, Kolonialministers, und hatte auch einen Lunch bei von Gwinner.

Im April wurden die Verhandlungen fortgesetzt über die Versenkung des «William P. Frye», eines mit Nahrungsmitteln befrachteten und nach Irland bestimmten amerikanischen Schiffes. Die amerikanische Regierung verlangte

zu Gunsten der Besitzer des « William P. Frye » Entschädigungen für das Schiff. Von der Ladung war nicht die Rede; in der deutschen Antwortnote wurde jedoch behauptet, die Ladung des « William P. Frye », bestehend aus Nahrungsmitteln nach einem bewaffneten feindlichen Hafen, und deshalb offenbar bestimmt für den Unterhalt feindlicher Streitkräfte, sei infolgedessen Kriegskonterbande. Ich sprach darüber mit von Jagow und erklärte ihm, nach meinem Sinne könnte dies in der Wirkung als eine deutsche Rechtfertigung der Blockade Deutschlands durch Grossbritannien erscheinen. Er erwiderte, die Note sei entworfen worden von dem Direktor Kriege, Völkerrechtsexperten und er wünsche sich in seine Arbeit nicht einzumischen. Tatsächlich lief dies natürlich darauf hinaus, dass alle nach Deutschland verschifften Nahrungsmittel in einem bewaffneten Hafen hätten landen müssen und deshalb gemäss dem deutschen Anspruch die Annahme gerechtfertigt hätten, sie seien für die feindlichen Streitkräfte bestimmt und deshalb Kriegskonterbande!

Völkerrechtlich war es immer als gesetzmässig anerkannt worden, dass Privatkaufleute und Privatgesellschaften das Recht haben, irgend einem kriegführenden Staate Waffen und Munition zu verkaufen, und in der Haager Konferenz von 1907 wurde dieses Recht ausdrücklich festgesetzt und bestätigt. Derselbe Direktor Kriege, der Deutschland an der Haager Konferenz von 1907 vertreten hatte, hatte in den Verhandlungen über diesen Punkt folgendes gesagt:

« Die neutralen Schiffe, die sich bei einem solchen Handel beteiligen, begehen eine Verletzung der Neutra-

litätspflichten. Dagegen ist gemäss allgemein anerkanntem Grundsatz der Staat, unter dessen Flagge das Schiff segelt, für diese Verletzung nicht verantwortlich. Die neutralen Staaten können nicht dazu angehalten werden, ihren Untertanen einen Handel zu verbieten, der vom Standpunkt der kriegführenden Parteien aus als gesetzwidrig betrachtet werden sollte. » (« Conférence Internationale de la Paix, La Haye, 15 juin-18 octobre 1907 », Band III, Seite 859.)

Während unsrer Verwicklungen mit General Huerta wurden durch deutsche Schiffe Waffen und Munition aus Deutschland für die Streitkräfte Huertas in Mexiko gelandet. Im Burenkriege lieferten die Deutschen, obwohl sie offen mit den Buren sympathisierten, Grossbritannien trotzdem grosse Mengen von Waffen und Munition, ausdrücklich bestimmt zur Verwendung gegen die Buren, und das zwar ungeachtet der offenkundigen Tatsache, dass keinerlei Möglichkeit bestand, dass die Buren während des Krieges Waffen und Munition von deutscher Seite her beziehen konnten. So lieferte z. B. die Firma Eberhardt in Düsseldorf den Briten 109 Kanonen mit allem Zubehör, Wagen, Caissons, Munition usw., die ausdrücklich bestimmt waren zum Gebrauch gegen die Buren. Zu einer gewissen Zeit übersandte mir das kaiserliche Auswärtige Amt eine formelle Note, die Bezug nahm auf einen Abschnitt in der Autobiographie des früheren Botschafters Andrew D. White betreffend das angebliche Zurückhalten eines mit Waffen und Munition zur Verwendung gegen die Amerikaner auf Cuba während des spanischen Krieges in einem deutschen Hafen. Natürlich hatte Botschafter White dies geschrieben, ohne die Be-

richte der Botschaft vor sich zu haben, und diese Dokumente beweisen, dass seine Stellungnahme zur Zeit dieses angeblichen Zurückhaltens überaus korrekt gewesen war. Aus den Berichten geht hervor, dass er einen Brief an das Staatsdepartement richtete, in welchem er mitteilte, er habe Kenntnis davon erhalten, dass das fragliche Schiff abfahren sollte · er unterliess es aber, Einsprache zu erheben, da er vom Marineattaché darüber unterrichtet worden war, dass die Vereinigten Staaten kein Recht zur Intervention hätten. Das Staatsdepartement antwortete ihm mit der Empfehlung, jederlei Einsprache oder anderweitige Intervention zu unterlassen.

Es hatte den Anschein, als ob die deutsche Regierung ausdrücklich wünschte, den Hass gegen Amerika aufzustacheln aus diesem Anlass, um dadurch die amerikanische Regierung durch Furcht vor der deutschen Regierung oder vor der deutsch-amerikanischen Propaganda im eigenen Lande zu zwingen, den Export solcher Waren mit Verbot zu belegen. Im Herbst 1914 wies mir Zimmermann eine ihm von Bernstorff übersandte lange Liste vor von Quantitäten von Sätteln, Automobilen, Motorrollwagen, Pneumatikreifen, Explosivstoffen, Nahrungsmitteln usw., die aus Amerika nach den alliierten Staaten exportiert worden seien, und gab dabei zu verstehen, dieser Handel habe solche Dimensionen erreicht, dass er untersagt werden sollte. Im Februar 1915 erschien im amtlichen Tagesbulletin nachstehende Erklärung : « Schweres Artilleriefeuer auf gewissen Abschnitten der Westfront, meistens mit amerikanischer Munition », und im April ebenfalls im amtlichen Communiqué in ähnlichem Sinne : « Gefangene französische Artillerie-

offiziere sagen aus, sie hätten grosse Vorräte an amerikanischer Munition. » Ich erwirkte durch das Staatsdepartement in Washington eine Bekanntmachung seitens des französischen Botschafters, die bezeugt, dass bis zu jener Zeit, Ende April 1915, keinerlei Geschosse der französischen Artillerie von Amerika aus geliefert worden seien. Nichts konnte jedoch die Deutschen befriedigen. Sie schienen sich in den Kopf gesetzt zu haben, dass der Export jedes Artikels, seien es Nahrungsmittel oder Munition, der sich den Alliierten während des Krieges als von Nutzen erwiesen könnte, verboten werden sollte. Die Zeitungen waren voll von heftigen Angriffen auf Amerika und auf Präsident Wilson und von Karrikaturen bezüglich der Munitionslieferungen. Es schien den Deutschen niemals in den Sinn zu kommen, dass wir nicht die Haager Uebereinkunft verletzen konnten, um die Spielregeln abzuändern, weil eine Partei nach der Eröffnung der Feindseligkeiten fand, sie wirkten zu ihrem Nachteil. Ebenso wenig zogen die Deutschen in Erwägung, dass Amerika seine internationalen Verpflichtungen nicht mit dem wechselnden Kriegsglück so oder so variieren und ein eigenes Verhalten befolgen konnte, wenn den Deutschen die Seeherrschaft entging, und wieder ein anderes, wenn sie dieselbe wieder gewinnen würden.

Von früh im Jahre 1915 hinweg bis zu dem Zeitpunkte, wo ich Deutschland verliess, glaube ich nicht, jemals ein Gespräch mit einem Deutschen geführt zu haben, ohne dass auf diese Frage angespielt wurde. Kurz vor meiner Abreise aus Deutschland, im Januar 1917, und nachdem ich von der Wahrscheinlichkeit unterrichtet worden war, es werde der unbeschränkte Unterseebootkrieg wieder auf-

genommen werden, stellte sich ein mächtiger Deutscher, der sich als einer der Grossherzöge von Mecklemburg-Schwerin entpuppte, bei einer Abendgesellschaft im Hause des Kolonialministers Dr. Solf in einiger Entfernung mir gegenüber auf und redete mich in deutscher Sprache folgendermassen an : « Sie sind der amerikanische Botschafter, und ich will Ihnen sagen, dass das Verhalten Amerikas mit seinen Waffen- und Munitionslieferungen an die Feinde Deutschlands tief in das deutsche Herz eingegraben ist, dass wir es niemals vergessen und eines Tages dafür unsre Rache nehmen werden. » Er sprach mit so lauter Stimme und schlug dabei so fest auf seinen Brustkorb, dass jedermann im Saale das Gespräch unterbrach, um zuzuhören. Auf seiner Brust trug er die Orden des Schwarzen Adlers, des Roten Adlers, des Elephanten und den Seraphim, und als er auf diese ganze Menagerie losschlug, tönte dieses Geklapper schon allein sehr laut. Ich brachte ihm sehr höflich die Haager Uebereinkunft in Erinnerung und die Tatsache, dass wir das Völkerrecht nicht von Zeit zu Zeit abändern könnten, je nach dem Wechsel der Kriegslage, und dass Deutschland an Grossbritannien Waffen geliefert habe gegen die Buren ; er antwortete jedoch einfach : « Wir kümmern uns nicht um Verträge », und meine Entgegnung : « Das ist es, was Sie alle sagen », war ein zu offenkundiger Vorwurf, als dass er hätte übersehen werden können. Die deutsche Presse veröffentlichte beständig Artikel in dem Sinne, dass der Krieg zu Ende wäre, wenn die Verschiffung von Subsistenzmitteln aus Amerika nicht stattfände. Die ganze öffentliche Meinung stand hinter der deutschen Regierung, als am 4. Februar 1915 die Ankündigung bekannt gemacht wurde, dass die

Blockade Grossbritanniens am 18. beginnen würde und die neutralen Schiffe ausserhalb der Kriegszone verbleiben sollten.

Von da an hatten wir beständige Vorfälle und Krisen wegen der Versenkung amerikanischer Schiffe durch deutsche Unterseeboote. Da waren die Fälle des « Gulf-light », des « Cushing » und des « Falaba », eines britischen Schiffes, das ohne Fristankündigung versenkt wurde und auf welchem Amerikaner umkamen. Am 6. Mai 1915 liess Direktor Kriege vom Auswärtigen Amt Mr. Jackson zu sich rufen zu einer Besprechung und sagte ihm, es wäre ihm lieb, wenn die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums auf folgende drei Punkte gelenkt würde :

« 1. Als Gegenmassregel gegen die Bemühung Grossbritanniens, den ganzen Aussenhandel Deutschlands still zu stellen, werde Deutschland alles tun, was in seiner Macht liege, um den britischen Handel und Schiffsverkehr zu vernichten. Es bestehe jedoch niemals und in keinem Augenblick die Absicht, den neutralen Handel zu unterbinden oder zu stören, oder den neutralen Schiffsverkehr anzugreifen, soweit es nicht in Kriegskonterbande verwickelt sei. Im Hinblick auf das Vorgehen der britischen Regierung durch Bewaffnung von Kauffahrteischiffen und durch die Veranlassung der Handelsschiffahrt, ihre nationale Zugehörigkeit zu verbergen, sei die gelegentliche Versenkung eines neutralen Schiffes unvermeidlich. Die Marineoffiziere, welche Unterseeboote kommandierten, seien von vorneherein in diesem Sinne angewiesen worden und hätten seither neue, strikte Weisungen erhalten, die äusserste Sorgfalt darauf anzuwenden, soweit es mit ihrer

eigenen Sicherheit vereinbar sei, Angriffe auf neutrale Schiffe zu vermeiden.

«2. Falls ein neutrales Schiff durch ein Unterseeboot versenkt werden sollte, sei die deutsche Regierung bereit, unverzüglich, formell und ausdrücklich ihr Bedauern auszusprechen und ohne Anrufung eines Prisengerichts eine Entschädigung zu bezahlen.

«3. Alle Berichte bezüglich der Vernichtung eines neutralen Schiffes durch ein deutsches Unterseeboot würden gleichzeitig untersucht sowohl vom Deutschen Auswärtigen Amt als von der Admiralität, und das Ergebnis würde der betreffenden Regierung mitgeteilt, die ihrerseits ersucht würde, der deutschen Regierung das Ergebnis ihrer eigenen selbständigen Untersuchung zur Kenntnis zu bringen. Wo irgend welche sachlichen Widersprüche zwischen den beiden Darstellungen beständen in Hinsicht auf die mutmassliche Zerstörungsursache (Torpedo oder Mine), so sollte die Frage zur Untersuchung einer Kommission unterbreitet werden, bestehend aus Vertretern der beiden in Betracht fallenden Staaten, mit einem neutralen Obmann, dessen Entscheid endgültig wäre. Dieses Verfahren sei bereits in zwei Fällen eingeschlagen worden, wo es sich je um ein holländisches und ein norwegisches Schiff gehandelt habe. Die deutsche Regierung behält sich das Recht vor, in Ausnahmefällen das schiedsgerichtliche Verfahren abzulehnen, wo aus militärischen Gründen die deutsche Admiralität in sein Platzgreifen nicht einwilligt.»

Direktor Kriege teilte Mr. Jackson mit, es werde der Botschaft demnächst eine schriftliche Mitteilung zugehen,

in welcher das Vorgehende im wesentlichen enthalten sein werde. Mr. Jackson notierte diese Unterredung in der oben wiedergegebenen Form und wies Direktor Kriege davon eine Abschrift vor. Später am gleichen Tage sprach Geheimrat Simon bei Mr. Jackson auf der Botschaft vor und sagte, Dr. Kriege wünsche den Wortlaut von Punkt 2, wie folgt, abzuändern :

« Falls durch irgend welchen unglücklichen Irrtum ein *neutrales Schiff* » usw. bis zum Schluss, und Punkt 3 von da an, wo es heisst : « Wo irgend welche sachlichen Widersprüche..... bestünden », sollte folgenden Wortlaut erhalten :

« Wo irgend welche sachlichen Widersprüche zwischen den beiden Darstellungen bestünden in Hinsicht auf die mutmassliche Zerstörungsursache (Torpedo oder Mine), habe die deutsche Regierung schon wiederholt ihre Bereitwilligkeit erklärt, die Frage dem Entscheide einer internationalen Kommission zu unterbreiten in Uebereinstimmung mit der Haager Uebereinkunft betreffend die friedliche Schlichtung internationaler Streitigkeiten. »

Das hatte Direktor Kriege vorgeschlagen für den Fall, dass eine Mitteilung an die amerikanische Presse beschlossen würde. Mr. Jackson klärte den Geheimrat Simon darüber auf, dass er mir über den Gegenstand dieser Unterredung Bericht erstatten werde, dass es aber von mir abhängen werde, ob an die amerikanische Regierung oder an die Presse eine derartige Bekanntmachung erfolgen solle.

Natürlich beschwor die Nachricht von der Torpedierung der *Lusitania* am 7. Mai und von dem Verlust zahlreicher Leben von Amerikanern eine sehr kritische Lage

herauf, und selbstverständlich wurde aus Kriege's Vorschlägen nichts. Ich brauche hier nicht auf die Noten einzugehen, die in dieser Sache zwischen den beiden Regierungen gewechselt wurden, weil dies alles doch schon der Oeffentlichkeit angehört. Einige Zeit, nachdem ich unsere erste «Lusitanianote» vom 11. Mai 1915 überreicht hatte, war Zimmermann bei uns zum Lunch. Eine Amerikanerin, mit einem Deutschen verheiratet, war ebenfalls dabei, und nach dem Lunch hörte ich, obwohl ich mit jemand anderem sprach, einige Bruchstücke ihrer Unterhaltung mit Herrn Zimmermann heraus. Als dieser weggegangen war, fragte ich sie, was er gesagt habe über Amerika, Deutschland, Mr. Bryan und die «Lusitania». Sie erzählte mir darauf, sie habe Zimmermann gesagt, es sei jammerschade, dass wir Berlin verlassen müssten, da es den Anschein habe, als ob die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern abgebrochen würden, worauf Zimmermann ihr geantwortet habe, sie solle sich darum nicht grämen, hätten sie doch eben von der österreichischen Regierung die Mitteilung erhalten, dass Dr. Dumba, der österreichische Botschafter in Washington, gekabelt habe, die «Lusitanianote» Amerikas an Deutschland sei nur abgesandt worden als ein Beschwichtigungsmittel für die öffentliche Meinung in Amerika, und die Regierung meine es nicht so ernst mit dem, was in dieser Note gesagt sei. Ich begab mich darauf zu Zimmermann auf das Auswärtige Amt, und er zeigte mir das Telegramm Dr. Dumba's, dessen Inhalt mit dem Gesagten übereinstimmte.

Selbstverständlich kabelte ich unverzüglich an das Staatsdepartement und tauschte auch direkt mit Präsi-

dent Wilson ein Wort aus. Alles weitere ist bekannt. Ich wusste natürlich nichts davon, was sich in Wirklichkeit zwischen Mr. Bryan und Dr. Dumba zuge tragen hatte ; ich bin aber sicher, dass Dr. Dumba freundschaftliche Aeusserungen aus dem Munde von Mr. Bryan falsch ausgelegt haben muss. Es war wirklich ein Zufall, dass ich das Vorhandensein dieses Dumba'schen Kablogramms entdeckte, das fast nach Diplomatie riecht, wie man sie auf der Bühne dargestellt sieht. Hätten sich die Deutschen dem Glauben hingegen, dass die « Lusitanianote » nicht ernst gemeint war, so wäre damals unvermeidlich der Krieg zwischen Deutschland und Amerika entstanden, und es zeigt dies, wie grosse Ereignisse sich durch schwere Lunche und hübsche Damen bilden können.

Vor diesem Vorfall hatte in Deutschland viel Ent-rüstung geherrscht über die Tatsache, dass die « *Lusitania* » bei ihrer östlichen Ueberfahrt von New-York im Februar 1915, als sie sich den britischen Gewässern näherte, die amerikanische Flagge gehisst hatte. Kurz nachdem diese Einzelheit bekannt geworden war, sass ich mit Grant Smith, dem ersten Sekretär unserer Botschaft in Wien, und Angehörigen meines Stabes im Wintergarten. Natürlich sprachen wir unter uns englisch, eine Untat, die den Zorn eines Deutschen erregte, der schwer getrunken hatte und in der anstossenden Loge sass. Er begann sofort zu schreien, es spreche da jemand englisch, und als ihm einer seiner Begleiter sagte, es sei der amerikanische Botschafter, schrie er mit lauter Stimme, die Amerikaner seien sogar noch schlechter als die Engländer, und die *Lusitania* habe die amerikanische Flagge geführt als

Schutz in den britischen Gewässern. Die Zuhörer nahmen jedoch gegen ihn Partei und hiessen ihn schweigen. Als ich nach Schluss der Vorstellung das Haus verliess, sprachen mich einige Deutsche an und baten um Entschuldigung für sein Benehmen. Am nächsten Tage kam der Direktor des Wintergartens ebenfalls zu mir, um sein Bedauern über den Vorfall auszusprechen. Mehr als ein Jahr später war ich eines Tages bei den Rennen, sah diesen Mann und fragte ihn, was er sich eigentlich gedacht habe, als er im Wintergarten einen solchen Lärm vorführte. Er entschuldigte sich sofort und sagte, er sei angetrunken gewesen ; er hoffe, ich möchte den Zwischenfall vergessen. Das war der einzige derartige Vorfall, der mir zustieß in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Deutschland.

Sowohl vor wie nach der Versenkung der *Lusitania* machte das deutsche Auswärtige Amt alle möglichen Vorschläge bezüglich amerikanischer Schiffe in der Kriegszone. Eines Nachmittags zeigte mir Zimmermann, der eine ganze Anzahl Entwürfe zu solchen in deutscher Sprache hatte, einige davon, und ich schrieb ihm davon eine englische Uebersetzung nieder, um zu sehen, wie sie sich auf englisch ausnahmen. Diese Vorschläge bezogen sich auf die Abfahrt von Amerika von sozusagen « garantierten » Schiffen ; diese Schiffe sollten zur Unterscheidung von andern bemalt und gekennzeichnet werden als solche, die von bestimmten Häfen kämen, zu bestimmten Abfahrtszeiten, und Amerika sollte sich dafür verbürgen, dass diese Schiffe keine Konterbande irgendwelcher Art führten. Alle diese Vorschläge wurden vom Präsidenten mit Entrüstung abgelehnt. Am 16. Februar hatte

ich die deutsche Antwort auf unsere Note vom 10. Febr. mitgeteilt, Deutschland lehne jede Verantwortlichkeit ab für alles, was neutralen Schiffen zustossen könnte, und zudem kündigte sie an, es würden in den Grossbritannien und Irland umgebenden Gewässern Minen gelegt. Ebenso enthielt diese Note die von Zimmermann entworfenen Lösungsvorschläge, nämlich denjenigen, dass die amerikanischen Kauffahrer von amerikanischen Kriegsschiffen eskortiert werden sollten. Dieselbe deutsche Note vom 16. Februar kam auch auf den grossen Munitionshandel von den Vereinigten Staaten nach den alliierten Ländern zu sprechen und enthielt einen Vorschlag, wonach die Vereinigten Staaten die Alliierten veranlassen sollten, die Londoner Erklärung anzunehmen und Einfuhr nicht nur von Nahrungsmitteln, sondern auch von Rohmaterial nach Deutschland zu gestatten.

Der 20. Februar war das Datum der versöhnlichen Note, die Präsident Wilson sowohl an Grossbritannien wie an Deutschland richtete, und sie enthielt den Vorschlag, dass Unterseeboote nicht gegen Kauffahrteischiffe irgendwelcher Nation verwendet werden sollten, und dass es gestattet werden sollte, Nahrungsmittel durchzulassen für die Zivilbevölkerung Deutschlands, an die Adresse von Agenturen, die von den Vereinigten Staaten in Deutschland bezeichnet werden, und die darüber wachen sollten, dass diese Nahrungsmittel in Empfang genommen und an die Zivilbevölkerung verteilt würden. In der Zwischenzeit hatten die Minen an den deutschen Küsten zwei amerikanische Schiffe zerstört, beide mit Baumwolle nach Deutschland befrachtet, das eine die *Carib* und das andere die *Evelyn*. In Amerika lehnte es der Kongress ab,

ein Gesetz anzunehmen, wonach der Präsident ermächtigt würde, den Export von Kriegsmunition mit Verbot zu belegen. Im April überreichte Graf Bernstoff seine Note betreffend den angeblichen Mangel an Neutralität auf Seiten der Vereinigten Staaten, mit der Erklärung: « In Wirklichkeit unterstützen die Vereinigten Staaten nur die Feinde Deutschlands, eine Tatsache, die auf keine Weise herabgemildert wird durch die theoretische Bereitwilligkeit, ebensowohl nach Deutschland zu liefern. » Auf diese Note antwortete Staatssekretär Bryan, es sei unmöglich angesichts der undiskutierbaren Bestimmungen des Völkerrechts, unsre eigenen Neutralitätsgesetze auf irgendwelche Weise abzuändern, was soviel bedeuten würde, als während des Kriegsverlaufes die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu den verschiedenen kriegführenden Ländern in ungleichem Sinne umzugestalten, und das Verbot des Waffenhandels, das eine solche Abänderung bilden würde, wäre eine unmittelbare Verletzung der Neutralität der Vereinigten Staaten.

Aber allen diesen Unterhandlungen, Vorwürfen und Beschuldigungen wurde ein Ende gemacht durch die Torpedierung der « *Lusitania* », die den Tod von amerikanischen Frauen und Zivilpersonen zur Folge hatte, die als Passagiere auf diesem Schiffe gewesen waren. Ich glaubte selbst, dass wir unverzüglich die diplomatischen Beziehungen abbrechen würden, und machte mich dazu bereit, Deutschland zu verlassen. Am 11. Mai händigte ich von Jagow die « *Lusitanianote* » aus, die nach dem Hinweis auf alle die Fälle von Versenkung amerikanischer Schiffe, zuletzt der *Lusitania*, die Erklärung enthält: « Die Kaiserlich Deutsche Regierung wird nicht erwarten, dass

die Regierung der Vereinigten Staaten ein einziges Wort oder eine einzige Handlung unterlassen wird, die notwendig sind zur Erfüllung der heiligen Pflicht, die Rechte der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger zu schützen und ihre freie Betätigung und Nutzniessung zu gewährleisten.» Während dieses Zeitabschnittes hatte ich beständige Unterredungen mit von Jagow und Zimmermann, und es war im Verlaufe dieser Verhandlungen über den Unterseebootkrieg, dass Zimmermann mir bei einer Gelegenheit sagte : « Die Vereinigten Staaten dürfen es nicht wagen, das Geringste gegen Deutschland zu tun ; denn wir haben 500,000 deutsche Reservisten in Amerika, die sich in Waffen erheben werden gegen Ihre Regierung, wenn Ihre Regierung es wagen sollte, gegen Deutschland etwas zu unternehmen. » Während er das sagte, arbeitete er sich in die Leidenschaft hinein und schlug mehrmals mit der Faust auf den Tisch. Ich antwortete ihm, wir hätten 500,000 Laternenpfähle in Amerika, und was die deutschen Reservisten seien, werde sich finden, wenn sie es versuchen sollten, irgendwelche Erhebung zu veranstalten, und ferner machte ich ihn auf die Tatsache aufmerksam, dass kein Deutschamerikaner mit amerikanischen Pässen, die sie sich leicht verschaffen könnten, über die skandinavischen Länder nach Deutschland fahre, um sich in das deutsche Heer einzureihen. Ich machte ihm begreiflich, dass, wenn er mir einen einzigen Mann zeigen könne, der nach Deutschland gekommen sei, um für Deutschland zu kämpfen, ich eher glauben wollte, was er über eine revolutionäre Erhebung der Deutschen in Amerika gesagt habe. Tatsächlich weiss ich während der ganzen Dauer des Krieges von einem einzigen Manne amerikanischer Staats-

zugehörigkeit, der sich beim deutschen Heere stellte. Es war dies ein damals in Deutschland befindlicher amerikanischer Student, der in ein deutsches Regiment eintrat. Sein Vater, ein Geschäftsmann in New York, kablete mir, um mich zu ersuchen, seine Entlassung vom deutschen Heere auszuwirken, und wirklich bewerkstelligte ich die Freigebung des jungen Mannes; dieser schrieb mir und teilte mir mit, er sei über 21 Jahre alt und sehe nicht ein, was sein Vater für ein Recht habe, sich in seine militärische Laufbahn einzumischen. Darauf zog ich mein Gesuch zu seinen Gunsten zurück; er war aber bereit seiner Verpflichtung beim deutschen Heere enthoben worden. Als sein Regiment an die Westfront ging, stahl er sich auf den Regimentswagen mit, war dabei beim Angriff auf Ypern und wurde durch einen Schuss in den Leib verwundet. Er erholte sich in einem deutschen Spital, erhielt das Eiserne Kreuz, wurde wieder entlassen und fuhr nach Amerika. Was seither aus ihm geworden ist, weiss ich nicht.

Ich habe nicht die Absicht, in weitere Einzelheiten zu gehen über diesen Notenwechsel und über die bekannte Geschichte der Unterseebootskontroverse, da dies alles eigentlich eher der Kriegsgeschichte angehört als einer Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse; und abgesehen davon wird, wie Victor Hugo sagte, « die Geschichte nicht mit einem Mikroskop geschrieben ». Alle werden sich noch der Antwort Deutschlands auf die amerikanische « Lusitanianote » erinnern, welche Antwort am 29. Mai ausgehändigt wurde und die Beschuldigung enthielt, die *Lusitania* sei bewaffnet gewesen, hätte Munition geführt und sei verwendet worden zum Transport kanadischer

Truppen. Unterdessen war jedoch das amerikanische Schiff «*Nebraskan*» am 26. Mai abseits von der irischen Küste torpediert worden, und am 28. Mai erklärte Deutschland, der amerikanische Dampfer «*Gulflight*» sei aus Versehen versenkt worden, und entschuldigte sich dafür. Von Jagow übergab mir ungefähr zur gleichen Zeit eine Note, worin er verlangte, dass amerikanische Schiffe deutlicher gekennzeichnet werden und ihre Kennzeichen bei Nacht besser beleuchtet sein sollten. Die zweite amerikanische «*Lusitanianote*» wurde am 11. Juni 1915 veröffentlicht, und ihre Ueberreichung fiel zusammen mit dem Rücktritt von Mr. Bryan als Staatssekretär. In dieser letzten Note legte Präsident Wilson (es ist natürlich offenes Geheimnis, dass er der Verfasser dieser Note war) den Fall auf die klarste Weise dar mit Bezug auf die Torpedierung feindlicher Passagierschiffe :

«Nur ihr tatsächlicher Widerstand gegen die Gefangennahme oder ihre Weigerung, nach vorausgegangenem Befehl zum Zweck der Untersuchung anzuhalten, hätte dem Kommandanten des Unterseebootes eine Rechtfertigung in die Hand gegeben, das Leben der an Bord des Schiffes befindlichen Personen aufs Spiel zu setzen.»

Am 8. Juli wurde die deutsche Antwort auf diese amerikanische «*Lusitanianote*» überreicht und erklärte wiederum; «Wir waren genötigt, den Unterseebootkrieg aufzunehmen, um den erklärten Absichten unsrer Feinde zu begeben und den von ihnen im Widerspruch zum Völkerrecht angenommenen Kriegsmethoden». Nochmals bezugnehmend auf die angebliche Tatsache des Transportes von Munition durch die *Lusitania* hiess es ferner : «Wenn die *Lusitania* verschont geblieben wäre, so wären

den Feinden Deutschlands tausende von Munitionskisten zugesandt und dadurch tausende von deutschen Müttern und Kindern ihrer Ernährer beraubt worden ». Die Note enthielt einige der Lieblingsvorschläge Zimmermanns in dem Sinne, die deutschen Unterseebootführer würden die Weisung erhalten, amerikanische Schiffe, die besonders gekennzeichnet und deren Ueberfahrt zum Voraus angekündigt worden wäre, durchzulassen, vorausgesetzt, dass die amerikanische Regierung dafür garantierte, dass diese Schiffe keine Kriegskonterbande führten. Auch wurde vorgeschlagen, es sollten eine Anzahl neutraler Schiffe sich denjenigen anschliessen, die unter amerikanischer Flagge segelten, um denjenigen Amerikanern, die gezwungen seien, Ueberseereisen zu unternehmen, mehr Gelegenheit dazu zu verschaffen. Und der wichtigste Teil der Note fuhr folgendermassen fort: « Insbesondere ist es der Kaiserlichen Regierung unmöglich, anzunehmen, dass amerikanische Bürger durch die blossе Tatsache ihrer Gegenwart an Bord ein feindliches Schiff schützen können. »

Am 21. Juli verwarf die amerikanische Regierung die Vorschläge Deutschlands, indem sie sagte: « Das Leben von Nichtkombattanten darf unter keinen Umständen auf das Spiel gesetzt werden, es sei denn, dass das Schiff Widerstand leistet oder zu entweichen sucht, nachdem es aufgefordert wurde, sich der Durchsuchung zu unterziehen », und die Behauptung, wonach die Handlungsweise Grossbritanniens Deutschland das Recht gebe, Vergeltungsmassregeln anzuwenden, auch dann, wenn amerikanische Bürger bei der Durchführung der Vergeltungsmassregeln ihres Lebens beraubt werden sollten, wurde

durch die Erklärung abgefertigt: «Denn die Vergeltungsmassregel einer kriegführenden Partei ist *an und für sich* ein aussergesetzlicher Akt, und die Verteidigung eines solchen Aktes als eines Vergeltungsaktes bedeutet die Anerkennung der Tatsache, dass er rechtswidrig ist.» Weiterhin wird gesagt: «Wenn eine kriegführende Partei gegen den Feind nicht Repressalien anwenden kann, ohne das Leben und das Eigentum von Neutralen zu beeinträchtigen, so sollte es die Menschlichkeit sowohl wie die Gerechtigkeit und die schuldige Rücksicht auf die Würde neutraler Mächte verlangen, dass diese Praxis nicht fortgesetzt wird.» Sodann heisst es auch: «Die Vereinigten Staaten können nicht glauben, dass die Kaiserliche Regierung sich noch länger dagegen sträuben wird, die ungeheure Tat ihres Schiffskommandanten, nämlich die Versenkung der *Lusitania*, zu desavouieren und für den Verlust amerikanischer Menschenleben Genugtuung anzubieten, soweit Genugtuung überhaupt möglich ist für die unnütze Vernichtung von Menschenleben durch eine rechtswidrige Handlung.» Und die Quintessenz der Note war in folgendem Satze enthalten: «Gerade die freundschaftliche Gesinnung zwingt sie (die Vereinigten Staaten) dazu, der Kaiserlichen Regierung zu sagen, dass eine Wiederholung von Akten, die mit diesen Rechten im Widerspruch stehen, seitens der Befehlshaber deutscher Unterseeboote, soweit sie amerikanische Bürger berühren, von der Regierung der Vereinigten Staaten als absichtliche Unfreundlichkeit betrachtet werden müsste.» Auf diesem Punkte blieb die Angelegenheit, soweit die *Lusitania* in Betracht fällt, stehen bis auf den heutigen Tag.

Inzwischen wurde der Angriff auf das amerikanische Schiff «*Nebraskan*» desavouiert, indem die betreffende deutsche Note sagte, «das Torpedo war nicht gegen die amerikanische Flagge abgesehen, und die Angelegenheit ist als ein unglücklicher Zufall zu betrachten.» Die diplomatische Lage bezüglich der Verwendung der Unterseeboote und die Angriffe auf manche Kauffahrteischiffe, ohne Ankündigung und ohne dass die Passagiere in Sicherheit gebracht wurden, war noch immer nicht geregelt, als am 19. August 1915 das britische Schiff «*Arabic*» ohne Warnung torpediert wurde, nicht weit von der Stelle, wo die *Lusitania* gesunken war. Unter den getöteten Passagieren befanden sich zwei Amerikaner. Nach den üblichen Ausreden machte die deutsche Regierung schliesslich in ihrer Note vom 7. September 'geltend, der Kapitän des deutschen Unterseebootes sei mit den Vorbereitungen auf die Versenkung der «*Dunsley*» beschäftigt gewesen, als er sich davon überzeugen musste, dass die sich nähernde *Arabic* den Versuch machte, ihn zu rammen, und deshalb habe er das Torpedo abgefeuert. Die kaiserliche Regierung weigerte sich, irgendwelche Verbindlichkeit anzuerkennen, bot jedoch das schiedsgerichtliche Verfahren an.

Darauf folgte fast unmittelbar der Fall der «*Ancona*», die versenkt wurde durch ein Unterseeboot unter der österreichischen Flagge. Dieser Fall lag natürlich ausserhalb meiner Jurisdiktion, bildete aber ein Glied in der Kette; und dann kam die Versenkung der *Persia* im Mittelmeer. Auf diesem Schiffe verlor unser Konsul in Aden sein Leben. In der Note an Staatssekretär Lansing vom 1. September 1915 sagte Graf Bernstorff, Postdampfer würden von deutschen Unterseebooten nicht

versenkt ohne Warnung und ohne dass die Passagiere in Sicherheit gebracht würden, vorausgesetzt, dass die Postdampfer nicht den Versuch machten, zu entkommen, oder Widerstand leisteten, und es wurde ferner erklärt, diese Politik sei schon vor der Versenkung der *Arabic* in Kraft gewesen. Es fanden in dieser Zeit lange Verhandlungen statt über den Fall der *Arabic*.

In einem Augenblick hatte es den Anschein, als ob die diplomatischen Beziehungen abgebrochen würden; schliesslich bequemt sich jedoch die kaiserliche Regierung dazu, anzuerkennen, dass der Unterseebootkommandant im Unrecht gewesen sei mit der Annahme, die *Arabic* hätte beabsichtigt, sein Boot zu räumen, bot eine Entschädigung an und desavouierte die Handlungsweise des Kommandanten. Es wurde auch erklärt, den Unterseebootführern seien so genaue Befehle gegeben worden, dass « eine Wiederholung von Zwischenfällen ähnlich demjenigen der *Arabic* als ausgeschlossen zu betrachten sei. » Auf die gleiche Weise gab die österreichische Regierung den Forderungen Amerikas nach im Falle der *Ancona*, zu Ende Dezember 1915. Botschafter Penfield in Wien erwarb sich grosses Lob durch seine bewunderungswürdige Behandlung dieses Falles.

Die Unterhandlungen über die noch immer schwebende « Lusitaniafrage » wurden in Washington zwischen Graf Bernstorff und Staatssekretär Lansing geführt, und endlich erbot sich Deutschland zur Zahlung einer Entschädigung für die Hinterbliebenen der auf der *Lusitania* umgekommenen Amerikaner, deren Tod Deutschland « höchlich bedauerte »; nach wie vor weigerte es sich aber, die Handlungsweise des Unterseebootführers

zu missbilligen, der die *Lusitania* versenkt hatte, oder zuzugeben, dass eine solche Handlungsweise rechtswidrig sei. Um diese Zeit erliess unser Staatsdepartement eine Note, die im wesentlichen vorschlug, die Unterseeboote sollten sich dem « Kreuzerkrieg » anpassen, d. h. ein Schiff nur dann versenken, wenn es sich zur Wehr setzte oder zu entkommen suchte, wobei die Passagiere und die Schiffsmannschaft vorher in Sicherheit gebracht würden, und auf der andern Seite sollte es den Handelsschiffen einer kriegführenden Nation verboten sein, irgendwelche Bewaffnung zu führen. Diesem Vorschlag wurde keine Folge gegeben. Zimmermann (nicht derjenige im Auswärtigen Amt) schrieb als Mitherausgeber des *Lokalanzeigers* in diesem Blatte einen Artikel des Inhalts, dass die Vereinigten Staaten einiges Recht auf ihrer Seite hätten in der Frage des Munitionsexportes. Ich vernahm, dass von Kessel, der Kommandant der Mark Brandenburg, daraufhin sagte, Zimmermann verdiente es, als Verräter erschossen zu werden. Als Zimmermann davon hörte, zwang er von Kessel dazu, sich zu entschuldigen, wurde aber kurz nachher zum Kriegsdienst eingezogen.

Oberst House kam gegen Ende Januar 1916 nach Deutschland, blieb aber nur drei Tage. Er war sehr bekümmert über die Lage und über eine Unterredung, die er mit Zimmermann hatte, in welcher dieser der Bereitschaft Deutschlands Ausdruck gab, es mit den Vereinigten Staaten auf den Krieg ankommen zu lassen.

Im Februar 1916 eröffneten die Junker im preussischen Abgeordnetenhaus einen Kampf gegen den Reichskanzler und diskutierten den Unterseebootskrieg, einen Gegenstand, der nicht in ihre Kompetenz gehörte. Der Reichs-

kanzler hielt ihnen festen Stand und ging aus dem Gefecht als Sieger hervor. Zu dieser Zeit wurde gemeldet, der Kaiser sei nach Wilhelmshafen gegangen und hätte den Unterseebootsführern nahegelegt, sie sollten vorsichtig sein.

Um den 1. März herum ging die Rede davon, es sei in Charleville ein grosser Kriegsrat abgehalten worden, und trotz der Unterstützung, die Falkenhayn, der Generalstabschef, von Tirpitz habe angedeihen lassen, hätte sich der Kaiser auf die Seite des Reichskanzlers geschlagen und ein zweites Mal die Vorschläge zum Wiederbeginn des schrankenlosen Unterseebootkrieges verworfen. Ebenfalls im März wurde der « leidende Zustand » von Tirpitz angekündigt, bald darauf gefolgt von seinem Rücktritt. Auf den 19. März, seinen Geburtstag, war eine Kundgebung vorgesehen, und ich sah viel Polizei in der Nähe seiner Wohnung; es ereignete sich aber nichts aussergewöhnliches. Ich fasste die Möglichkeit einer Reise nach Amerika ins Auge; aber sowohl der Reichskanzler wie von Jagow baten mich, nicht wegzugehen. Von der Zeit an, wo die *Lusitania* versenkt wurde, bis zur Versenkung der *Sussex* war ganz Deutschland in zwei Lager geteilt. Die Partei des Reichskanzlers war bestrebt, den Frieden mit Amerika zu erhalten, und wünschte nicht, dass Deutschland unter den Nationen als « hors la loi » gebrandmarkt werde. Von Tirpitz und seine Partei von Marine- und Armeemoffizieren riefen nach dem unbeschränkten Unterseebootkrieg, und die Konservativen, überworfen mit Bethmann-Hollweg wegen seines Vorschlages auf Ausdehnung des Wahlrechtes, gingen zur Opposition über.

Unsre letzte « Lusitanianote » vom Juli 1915 wurde feindselig aufgenommen, und ich wurde beschuldigt, ein

Gegner Deutschlands zu sein, obwohl ich selbstverständlich mit der Vorbereitung dieser Note nichts zu tun gehabt hatte. Im August 1915 verbanden sich die Abgeordneten, welche die Grossindustrie Deutschlands vertraten, zum Angriff auf den Reichskanzler. Diese Leute wünschten Nordfrankreich und Belgien zu behalten, weil sie in den Besitz der dortigen Kohlen- und Eisenlager zu gelangen und auf diese Weise sich ein Monopol über den Eisen- und Stahlmarkt des Kontinentes zu sichern hofften. Aufwiegler der öffentlichen Meinung, zweifellos gedungen von der Firma Krupp, waren eifrig am Werke. Diesen Annexionisten standen gegenüber die Leute von ruhiger Denkart, die eine Petition gegen die Annexion Belgiens unterzeichneten. Unter den Unterzeichnern dieser Petition der vernünftigen Elemente befanden sich Fürst Hatzfeld (Herzog von Trachenberg), Leiter des Roten Kreuzes, Dernburg, Fürst Henckel von Donnersmarck, die Professoren Delbrück und Harnack, und viele andere. Die Wut der Konservativen nach der Erledigung des *Arabic*-Zwischenfalles kannte keine Grenzen, und nachdem über diese *Arabic*-Angelegenheit in der *Tageszeitung* ein scharfer Artikel erschienen war, wurde diese Zeitung für einige Tage suspendiert, ein ziemlich unerwarteter Beweis von Rückgrat seitens des Reichskanzlers. Reventlow, der für diese Zeitung schrieb, ist einer der geschicktesten Leitartikler Deutschlands. Als gewesener Marineoffizier ist er vom bittersten Hasse gegenüber Amerika erfüllt. Es wurde behauptet, er habe eine Zeit lang in Amerika gelebt und in Florida ein kleines Vermögen in einer Orangenzucht verloren; es gelang mir jedoch nie, diese Aussage zu verifizieren.

Im November 1915, nach der Erledigung des *Arabic*-Handels, folgte ein Augenblick verhältnismässiger Ruhe für uns. Mrs. Gerard erhielt den Rotkreuzorden erster und dritter Klasse, Jackson und Rives vom Botschaftsstabe denjenigen zweiter und dritter Klasse. Die dritte Klasse wird deshalb immer gegeben, weil man nicht die erste oder zweite Klasse haben kann, ohne zuerst in der dritten oder untersten Klasse zu sein.

Es gingen um jene Zeit Gerüchte von der Bildung einer neuen Partei, in Wirklichkeit der Sozialdemokraten und Liberalen, da die Sozialdemokraten als solche zu wenig salonfähig waren und in zu schlechtem Geruche standen, um unter ihrem eigenen Namen eine Kampagne gegen die Militaristen zu eröffnen. Aus diesem Gerede wurde jedoch nichts.

Der Reichskanzler beklagte sich immer bitter darüber, dass er nicht mit Bernstorff in Chiffren drahtlos verkehren konnte. Bei einem Anlass sagte er mir : « Wie kann ich die Fälle der *Lusitania* und der *Ancona*, wie es mein Wunsch ist, auf gütlichem Wege schlichten, wenn ich mich nicht mit meinem Botschafter in Verbindung setzen kann. Warum erlaubt mir die Regierung der Vereinigten Staaten nicht, in Chiffreschrift mit ihm zu verkehren ? » Ich antwortete : « Das Auswärtige Amt hat den Versuch gemacht, von mir eine Empfehlung für den berüchtigten von Rintelen zu erhalten unter der Angabe, er reise nach Amerika für Liebeswerke zu Gunsten Belgiens. Möglicherweise denkt Washington, Sie wünschen mit derartigen Leuten Beziehungen anzuknüpfen. » Darauf ging der Reichskanzler auf ein anderes Thema über und sagte, es werde nach dem Kriege in Deutschland gegen Amerika

eine üble Stimmung herrschen. Ich erwiderte, dieser Gedanke sei von so vielen Deutschen und in so vielen deutschen Zeitungen ausgedrückt worden, und ich hätte von so vielen Amerikanern Privatbriefe erhalten, die schrieben, dass, wenn Deutschland die Absicht hätte, nach diesem Kriege den Krieg zu erklären, wir vielleicht besser täten, jetzt in den Krieg einzutreten. Darauf sagte er sehr freundlich, ein Krieg mit Amerika wäre lächerlich. Er fragte mich, warum die öffentliche Meinung in Amerika gegen Deutschland gerichtet sei, und ich gab zur Antwort, dass Dinge wie der Fall Cavell in Amerika schlechten Eindruck gemacht hätten, und ich wisse persönlich, dass sogar der Kaiser die Torpedierung der *Lusitania* nicht billigte. Der Kanzler gab zurück: « Und was sagt man zum *Baralong*-Handel? » Ich replizierte, ich kenne die Einzelheiten nicht, und es scheine über diese Geschichte viel Zweifel und Verwirrung zu herrschen; aber kein Zweifel bestehe darüber, dass Miss Cavell erschossen wurde, und dass sie eine Frau gewesen sei.

Dann nahm ich im Einzelnen mit ihm die Behandlung der britischen Gefangenen auf und erklärte, diese schlechte Behandlung könne nicht fortdauern. Das war nur einer der sehr vielen Anlässe, wo ich beim Reichskanzler über den Zustand der Kriegsgefangenen Beschwerde führte. Ich bin sicher, dass er mit der Art und Weise der Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland nicht einverstanden war; er beklagte sich aber jedes Mal darüber, dass er machtlos sei, wo das Militär in Frage komme, und verwies mich immer auf Bismarcks Lebenserinnerungen.

Während der Unterseebootskontroverse dieses Winters wurde ein Interview mit von Tirpitz, schwach verhüllt

als ein Interview mit « einer hohen Autorität in der Marine », in der *Frankfurter Zeitung*, diesem gewöhnlich höchst konservativen Blatte, veröffentlicht. In diesem Interview plädierte die « hohe Autorität in der Marine » für den uneingeschränkten Unterseebootkrieg gegen Grossbritannien und versprach, dadurch dieses Land zu rascher Kapitulation zu nötigen. Nach der Kapitulation, welche die ganze britische Flotte einbeziehen sollte, würde die deutsche Flotte, verstärkt durch die ausgelieferte britische, nach Amerika fahren und von diesem Lande eine genügende Entschädigung erzwingen, um die gesamten Kriegskosten zu bezahlen. Nach seinem Sturze kämpfte von Tirpitz in einem Brief an einige seiner Bewunderer, die ihm Verse nebst einem Kranze übersandt hatten, für die Annexion der flandrischen Küste als einer Notwendigkeit für den Krieg gegen England und Amerika. Der Nachfolger von Tirpitz war Admiral Holtzendorff, dessen Bruder in der Leitung der Hamburg-Amerikalinie Ballin's rechte Hand ist. Im Hinblick auf den gemässigten Einfluss und Umgang Holtzendorffs betrachtete ich seine Ernennung als einen Fortschritt in der Richtung einer Herstellung friedlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika.

Ich habe in einem anderen Kapitel erzählt, wie der Kaiser sich geweigert hatte, mich zu empfangen als Botschafter eines Landes, das den Alliierten Munition lieferte. Seitdem ich dies im März 1915 erfahren hatte, verhielt ich mich so, dass ich von Zeit zu Zeit auf meinem Rechte als Botschafter bestand, vom Kaiser empfangen zu werden ; schliesslich schrieb ich anfangs Oktober 1915 folgenden Brief an den Reichskanzler :

« Exzellenz ! — Vor einiger Zeit ersuchte ich Sie, für mich eine Audienz bei Seiner Majestät zu erwirken. Ich bitte Sie, sich in dieser Angelegenheit nicht weiter bemühen zu wollen.

Ihr ergebener

JAMES W. GERARD. »

Dies schien die gewünschte Wirkung zu haben. Es wurde mir mitgeteilt, dass ich am 22. Oktober vom Kaiser im Neuen Palais zu Potsdam empfangen würde. Er sollte damals einen flüchtigen Besuch in Berlin machen zum Empfang des neuen peruvianischen Gesandten und noch einem oder zwei andern. Wir fuhren am Morgen im Zug nach Potsdam. Von Jagow begleitete uns, und es war verabredet, dass wir mit dem Zuge zurückkehren wollten, der kurz nach 1 Uhr von Potsdam abgeht. Ich denke, die Hofchargen des Palastes erwarteten, ich würde nur für wenige Minuten beim Kaiser sein, da der peruvianische Minister und andere vorzustellende Personen stehend in dem Saale warteten, der sich von der berühmten Muschelhalle des Palastes aus öffnet, als ich in das Zimmer des Kaisers geführt wurde.

Der Kaiser war allein in dem Zimmer, und niemand war bei unsrer Unterredung zugegen. Er war gekleidet in eine Husarenuniform von der Farbe des neuen Feldgrau, und zwar der Paradeuniform, deren Schnurbesätze und Garnituren von Gold waren. Ein grosser Tisch in der Ecke des Zimmers war bedeckt mit Karten, Kompassen, Masstäben und Linealen, und es sah aus, als ob der Kaiser hier gemeinsam mit einem seiner aides-de-camp oder möglicherweise mit dem Generalstabschef den Feldzug der deutschen Heere auszuarbeiten beschäftigt gewesen wäre. Der

Kaiser blieb stehen ; ich tat natürlich dasselbe ; und nach seiner Gewohnheit, die ganz rooseveltisch ist, stand er dicht vor mir und sprach sehr eindringlich.

Glücklicherweise war ich in der Lage, zwei bestimmte Punkte, über die er sich Amerika gegenüber beklagte, aufzuklären. Der Kaiser sagte, er hätte in einer deutschen Zeitung gelesen, es seien eine Anzahl in Amerika für Grossbritannien gebauter Unterseeboote über den atlantischen Ozean nach England gefahren, eskortiert von amerikanischen Kriegsschiffen. Ich konnte selbstverständlich diese lächerlichen Gerüchte auf der Stelle dementieren und lieferte später die bestimmten Beweise dafür. Ferner beschwerte sich der Kaiser darüber, dass in Amerika eine Anleihe zu Gunsten Grossbritanniens und Frankreichs lanciert worden sei. Ich entgegnete, die erste Anleihe an eine kriegführende Macht, die in Amerika aufgelegt worden sei, sei eine Anleihe für Deutschland gewesen. Der Kaiser liess ein Mitglied seines Stabes herbeirufen und erkundigte sich sofort über die Sache. Die Mitglieder des Stabes bestätigten meine Erklärung.

Der Kaiser sagte, er würde die Torpedierung der *Lusitania* nicht zugelassen haben, wenn er darum gewusst hätte, und kein Gentleman könne so viele Frauen und Kinder töten wollen. Trotzdem legte er eine grosse Bitterkeit gegenüber den Vereinigten Staaten an den Tag und wiederholte mehrmals : « Amerika würde besser tun, sich nach diesem Kriege vorzusehen », und « Ich werde nach dem Kriege von Amerika keinen Unsinn mehr ertragen. »

Das Interview dauerte ungefähr fünf Viertelstunden, und als ich endlich aus dem Zimmer heraustrat, waren die

Würdenträger des kaiserlichen Haushaltes in einem solchen Zustande der Erregung, dass ich sicher bin, sie müssen geglaubt haben, es sei etwas Furchtbares geschehen. Während ich rasch dem Tore des Palastes zuing, um den Wagen zu nehmen, der mich an den Zug führen sollte, kam einer von ihnen mir von der Seite nach und fragte: « Steht es gut? Steht es gut? » Die unglücklichen Diplomaten, die noch des Empfanges warteten und während dieser ganzen Zeit vor der Türe gestanden hatten, bis sie zur Audienz gelangten, verfehlten ihren Zug und ihren Lunch. Bei dieser Unterredung sah der Kaiser sehr sorgenvoll aus und schien nervös. Das nächste Mal jedoch, da ich ihn sah — das geschah nicht vor Ende April 1916 — war er in viel besserer Verfassung. Ich war so furchtsam bei der Uebermittlung des gefährlichen Teiles dieser Unterredung, mit Rücksicht auf die vielen Spione nicht nur auf meiner eigenen Botschaft, sondern ebenfalls auf unserm Staatsdepartement, dass ich davon nur ganz wenige Worte in umschriebener Form durch direkten Kurier an den Präsidenten übersandte.

Das Jahr 1916 begann, ohne dass diese grosse Frage noch ihre Erledigung fand; im Gegenteil teilte Deutschland mit, dass vom 1. März 1916 hinweg die deutschen Unterseeboote alle bewaffneten feindlichen Handelsschiffe ohne Voranzeige versenken würden. Es ist hier nicht der Ort, auf die Aufregung über diese Frage in Amerika oder auf die Geschichte der Kongressabstimmungen einzugehen, die praktisch die Politik des Präsidenten bestätigten. Ein Vorschlag betreffend die bewaffneten Handelsschiffe war von unserm Staatsdepartement ausgegangen und die darin eingenommene Stellung offensichtlich bereits

aufgegeben zur Zeit der Erledigung des *Sussex*-Handels, zu dem ich nun übergehe. In der zweiten Hälfte des März 1916 wurden eine Anzahl Schiffe mit Amerikanern an Bord ohne Voranzeige torpediert. Es waren dies die Dampfer «*Eagle Point*», «*Englishman*», «*Manchester Engineer*» und die «*Sussex*». Ein Amerikaner wurde getötet oder ertrank auf dem *Englishman*; die Angelegenheit wurde jedoch schliesslich auf die Spitze getrieben durch die Torpedierung des Kanalpassagierdampfers *Sussex*, der Zivilpassagiere zwischen Folkestone und Dieppe (Frankreich) beförderte. Am 24. März wurde die *Sussex* nahe an der französischen Küste torpediert. 436 Personen, unter welchen sich 75 Amerikaner befanden, waren an Bord; der Kapitän und eine Anzahl von Passagieren sahen das Torpedo, und es wurde ein Versuch gemacht, ihm zu entgehen. Nachdem das Schiff getroffen war, drängten sich viele Passagiere zu den Booten. Drei Amerikaner verunglückten, und über vierzig Personen verloren ihr Leben, obwohl das Boot nicht versenkt, sondern nach Boulogne geschleppt wurde.

Ich erhielt den Auftrag, von der deutschen Regierung in Erfahrung zu bringen, ob ein deutsches Unterseeboot die *Sussex* versenkt habe. Das Auswärtige Amt wandte sich schliesslich auf mein wiederholtes Verlangen an die Admiralität um einen Bericht über die Torpedierung der *Sussex*, und endlich, am 10. April, wurde mir die deutsche Note ausgehändigt. In der Zwischenzeit, vor der Uebergabe der Note, war mir immer und immer wieder versichert worden, die *Sussex* sei nicht von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden. Dieser Note war eine rohe Skizze beigegeben, von der gesagt wurde, sie

stamme von dem Offizier, der das Unterseeboot kommandierte, und die das Schiff darstellte, das er, nach seiner Annahme an der gleichen Stelle, wo die *Sussex* überfallen worden war, und ungefähr zur gleichen Tageszeit, torpediert habe. Es wurde behauptet, dass das torpedierte Schiff ein Minenleger gewesen sei von der kürzlich gebauten *Arabic*-Klasse, und dass eine grosse Explosion, die auf dem torpedierten Schiffe betrachtet wurde, den sicheren Schluss verbürge, es hätte sich ein grosser Munitionsvorrat an Bord befunden, und die Note sagt zum Schluss : « Die deutsche Regierung muss deshalb anerkennen, dass das der *Sussex* zugestossene Unglück einer andern Ursache zuzuschreiben ist als einem deutschen Unterseebootsangriff. » Die Note enthielt das Anerbieten, irgendwelche Meinungsverschiedenheit, die sich herausstellen konnte, durch eine gemischte Kommission untersuchen zu lassen gemäss der Haager Uebereinkunft von 1907. Was den *Englishman* und den *Eagle Point* anbelangt, wurde geltend gemacht, sie seien von deutschen Unterseebooten angegriffen worden, erst nachdem sie den Versuch gemacht hätten, zu entkommen, und bezüglich des *Manchester Engineer* wurde eine Erklärung gegeben. Mit Bezug auf die *Sussex* fuhr die Note fort : « Sollte die amerikanische Regierung andere Grundlagen zur Verfügung haben zur Schlussnahme im Falle der *Sussex*, so möchte die deutsche Regierung darum gebeten haben, dass ihr dieses Material mitgeteilt wird, um es ebenfalls in die Untersuchung einzubeziehen. »

Inzwischen waren amerikanische Seeoffiziere beauftragt worden, das Tatsachenmaterial betreffend die Versenkung der *Sussex* zu sammeln, und dieses Beweisma-

terial, das als überzeugend erschien und im Vergleich mit den Zugeständnissen der deutschen Note absolut schlüssig, wurde der an Deutschland gerichteten Note einverleibt, durch welche Deutschland mitgeteilt wurde, « dass, sofern nicht Deutschland jetzt unverzüglich den Verzicht auf diese gegenwärtige Methode des Unterseebootkrieges erkläre und wirklich durchführe gegen Passagier- und Frachtschiffe, die Regierung der Vereinigten Staaten keine Wahl mehr habe, die diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Reiche gänzlich abzubrechen. »

Die Streitfrage war nun klargestellt. Ich habe bereits von der Tatsache gesprochen, dass während langer Zeit in Deutschland zwei Parteien sich gebildet hatten, die eine, angeführt von Tirpitz, zu Gunsten des rücksichtslosen Unterseebootkrieges, wobei alle feindlichen Handelsschiffe ohne Voranzeige versenkt werden sollten, und die damals vom Reichskanzler angeführte Partei, die einen Konflikt mit Amerika um dieser Streitfrage willen zu vermeiden wünschte. Wie ich in einem früheren Kapitel auseinandergesetzt habe, haben die Militärs immer darauf Anspruch erhoben, bei der Leitung der Geschicke und der auswärtigen Politik Deutschlands die Hand im Spiele zu haben. Als die Deutschen begannen, ihre Aufmerksamkeit auf die Schaffung einer Flotte zu richten, war von Tirpitz der Mann, der in gewissem Sinne der Führer der Bewegung wurde und damit der Schöpfer der modernen deutschen Flotte. Als geschickter Politiker beherrschte er jahrelang den Reichstag, und in der Frage des Unterseebootkrieges wurde er in höchst wirksamer Weise unterstützt durch die Anstrengungen des Flottenvereins, einer Organisation, die vielleicht eine Million Mitglieder in ganz Deutschland hat.

Obwohl er nur der eine von den drei Chefs der Marine war (als Staatssekretär), dominierte er in Wirklichkeit durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch die politische Stellung, die er sich selbst geschaffen hatte, und durch den Rückhalt, den er an seinen Freunden im Flottenverein hatte, auch die beiden andern Departemente der Marine, den Marinestab und das Marinekabinett. Wie bei den meisten Deutschen der herrschenden Klasse war seine einzige Leidenschaft der Ehrgeiz. Diese Spartaner kümmern sich nicht um das Geld, noch um den Luxus, den es schafft. Ihr Leben bewegt sich in sehr einfachen Linien, sei es im Heere oder in der Flotte, damit die Offiziere nicht miteinander wetteifern im Geldausgeben und die ärmeren Offiziere und ihre Frauen nicht der Demütigung ausgesetzt sind, die dadurch verursacht würde, wenn sie in beständiger Berührung leben müssten mit Kameraden, die auf luxuriöserem Fusse lebten.

Der Ehrgeiz führte Tirpitz unzweifelhaft dazu, sich selbst als den versprochenen Kandidaten für Bethmann-Hollweg's Schuhe zu betrachten. Dadurch wurde die ganze Unterseebootsfrage nicht nur zu einer Frage der militärischen Zweckmässigkeit und nicht nur zu einer Frage für das Auswärtige Amt, die im Zusammenhang mit den Beziehungen Amerikas zu Deutschland zu regeln war, sondern auch zu einer Frage der inneren Politik, ein Mittel, um den Reichskanzler aus dem Amte zu sprengen. Die Befürworter des rücksichtslosen Unterseebootskrieges rekrutierten sich aus der Flotte und dem Heere und aus denjenigen Kreisen, die an die Nützlichkeit aller Mittel glaubten, durch welche den Feinden Schaden zugefügt werden könnte, und ganz besonders an die Nützlichkeit

aller Massnahmen, die dazu geeignet wären, die Verschaffung von Kriegsmunition an die Alliierten stillzustellen. Dem Heere und der Flotte schlossen sich die Konservativen an und alle diejenigen, welche auf den Fall des Reichskanzlers hofften. Die Konservativen und sogar die römisch-katholischen Zeitungen riefen leidenschaftlich nach dem rücksichtslosen Unterseebootskrieg und klagten die Vereinigten Staaten von Amerika heftig an. Amerikanische Passagiere auf feindlichen Kaufahrteischiffen wurden als « Schutzengel » bezeichnet und es erschienen Karikaturen, wie diejenige, wo der Maat dem Kapitän eines englischen Schiffes meldet, es sei alles bereit zur Abfahrt, und der Kapitän die Frage stellt : « Sind Sie sicher, dass der amerikanische Schutzengel an Bord ist ? » Die zahlreichen von Amerika an Deutschland gerichteten Noten bildeten ebenfalls ein häufiges Motiv für Karikaturen, und ich erinnere mich besonders einer sehr fröhlichen, in einer Zeitung genannt *Brummer*, die ein Fest darstellt in einer deutschen Hafenstadt zur Feier der einhundertsten Note aus Amerika, wo der Bürgermeister der Stadt, das Militär, Blumenmädchen, Gesang- und Turnvereine zum Willkommengruss aufgestellt sind. Die liberalen Zeitungen waren geneigt, den Reichskanzler zu unterstützen in seinem sichtlichen Bestreben, einen offenen Bruch mit Amerika zu vermeiden ; aber sogar die liberalen Zeitungen, waren nicht sehr kräftig in ihrer Stellungnahme. Das Militär natürlich verachtete Amerika gründlich und behauptete, Amerika könne nicht mehr schaden durch die Kriegserklärung, als es damals Deutschland Schaden zufügte, und möglicherweise könnten die Kriegsvorbereitungen Amerikas die Menge der für den

Export an die Feinde des Reiches bestimmten Munition hinunterschrauben. Was das anbelangt, was Amerika in militärischer Beziehung leisten könnte, war die Flotte und das Heer einstimmig in der Behauptung, dass die Vereinigten Staaten als Faktor im Land- oder Seekriege als weniger wie null betrachtet werden dürften.

Das war die Lage, als die letzte Sussexnote Amerikas die Dinge zur Krise brachte, und diese Krise selbst wurde als eine Komödie angesehen, da sie während schon so langer Zeit unter der Asche geglimmt hatte. Ich verabredete, dass Oberst House mit dem Reichskanzler zu jener Zeit eine Unterredung haben sollte, und eines Abends nach dem Diner besprach ich mich lange mit ihm, wobei die Gefährlichkeit der Lage hervorgehoben wurde. Mit der Ankunft dieser letzten amerikanischen Sussexnote hatte ich das Gefühl, dass die Situation so gut wie hoffnungslos war, und dass diese Frage, die nun so lange hin und hergezogen worden war, jetzt unvermeidlich zu einem Abbruch der Beziehungen und möglicherweise zum Kriege führen müsse. Von Jagow hatte denselben Gedanken und sagte, es sei ein « Fatum » und nichts mehr zu machen.

Ich selbst hatte den Eindruck, dass nichts die öffentliche Meinung in Deutschland umstimmen könnte, dass trotz dem Falle Tirpitzens, der vor einiger Zeit eingetreten war, die Befürworter des rücksichtslosen Unterseebootskrieges obsiegen würden, und dass Deutschland den Bruch mit Amerika riskieren würde, um sie zu beschwichtigen. In fast betäubtem und verzweifelterm Geisteszustande sass ich auf meinem Bureau, als Professor Ludwig Stein, Besitzer der Zeitschrift «Nord und Süd» und Spezial-

berichterstatte über Deutschlands auswärtige Beziehungen für die *Vossische Zeitung* unter dem Namen « Diplomaticus », nach mir fragte und mich zu sehen wünschte. Er teilte mir mit, er denke, die Lage sei noch nicht hoffnungslos, es gebe noch immer eine grosse Partei von vernünftigen Männern in Deutschland, und er denke, es könnte Gutes wirken, wenn ich ins Grosse Hauptquartier reisen und eine Unterredung mit dem Kaiser haben könnte, der, wie er mir mittheilte, bekanntlich gegen einen Bruch sei. Ich erklärte Herrn Dr. Stein, dass ich natürlich vollkommen bereit sei, hinzugehen, wenn noch die leichteste Aussicht vorhanden sei, den Krieg zu verhüten; ebenso sagte ich dem Reichskanzler, wenn er sich anschicke, diese Frage zu Gunsten des Friedens zu entscheiden, es für ihn vielleicht leichter sei, wenn der Entscheid unter dem Schutze des Kaisers getroffen werde, oder, wenn die Entscheidung beim Kaiser liege, wäre ich vielleicht in der Lage, dazu beizutragen, ihn zu überzeugen, wenn mir dazu Gelegenheit geboten würde, ihm die amerikanische Auffassung über den Fall vorzulegen. Ausserdem fügte ich bei, ich sei zu jeder Zeit bereit, auf kurze Notiz hin mich ins kaiserliche Hauptquartier zu begeben. Dr. Heckscher, Mitglied des Reichstags, der unter die vernünftigen Männer in Deutschland eingereicht werden muss, befürwortete ebenfalls meine direkte Auseinandersetzung mit dem Kaiser.

---

## KAPITEL XIII.

### Handelssachen.

---

Nichts überraschte mich im Verlauf des Krieges mehr als die Entdeckung all der verschiedenartigen und zahlreichen Güter, die von Deutschland nach den Vereinigten Staaten exportiert werden. Die Güter, die von Amerika nach Deutschland gesandt werden, sind hauptsächlich Rohstoffe, annähernd jährlich für 160 Millionen Dollars Baumwolle, für 75 Millionen Dollars Kupfer, 15 Millionen Weizen, 20 Millionen tierische Fette, 10 Millionen Mineralöl und ein grosser Betrag von Pflanzenöl. Natürlich ist der Betrag für Weizen ganz besonders veränderlich. Es finden auch einige Fabrikate ihren Weg von Amerika nach Deutschland, in der Höhe von vielleicht 70 Millionen Dollars im Jahr, darunter Maschinen, wie z. B. Schreibmaschinen, und andere vermischte Maschinen und Fabrikate. Der hauptsächlichste Export von Deutschland nach Amerika besteht in Farbstoffen und chemischen Farben, Spielwaren, medizinischen Instrumenten, Messerwaren, Unterkleidern, Strumpfwaren, Strickwaren usw.; dazu kommt ein Rohmaterial, genannt Pottasche, auch als Kali bekannt. Letzteres ist ein Mineral, das nirgends in der Welt gefunden wird als in Deutschland und in Oester-

reich an einigen Stellen. Pottasche ist wichtig für die Herstellung mancher Düngmittel, da diese sich im allgemeinen aus Pottasche, Phosphaten und Nitraten zusammensetzen. In vergangenen Jahren wurden die Nitratre von Chile nach allen Ländern exportiert. Phosphatgestein wird in Südkarolina, Florida und verschiedenen andern Orten der Welt abgebaut.

Merkwürdig genug : sowohl die Nitratre wie die Pottasche sind wesentliche Bestandteile zugleich der im Kriege zur Verwendung gelangenden Explosivstoffe. Seit dem Kriegsausbruch war Deutschland von der Zufuhr aus Chile abgeschnitten ; aber die Deutschen, ein System nachahmend, das in Norwegen schon mehrere Jahre vor dem Krieg im Gebrauch war, errichteten grosse elektrische Anlagen zur Herstellung von Nitraten aus der atmosphärischen Luft. Seit dem Kriege litt der Ackerbau in Amerika unter dem Mangel an Pottasche, aber der Ackerbau in Deutschland litt unter dem Mangel an Phosphaten, möglicherweise auch an Nitraten ; denn ich zweifle daran, ob dort Stickstoff in genügender Menge aus der Luft gewonnen werden kann, um für mehr zu sorgen als für die Bedürfnisse der Explosivstoffindustrie.

Die Industrie der Farbstoffe war in Deutschland auf eine solche Höhe entwickelt worden, dass Deutschland die ganze Welt damit versah. In den ersten Monaten des Krieges charterten einige unternehmungslustige Amerikaner unter der Leitung von Hermann Metz einen Dampfer, genannt *Matanzas*, und sandten ihn nach Rotterdam, wo er mit einer Ladung deutscher Farbstoffe befrachtet wurde. Der Dampfer fuhr unter amerikanischer Flagge und wurde von den Briten nicht angehalten. Spä-

terhin weigerte sich das Reichsamt des Innern, an dessen Spitze Delbrück stand, die Ausfuhr von Farbstoffen zu gestatten, es sei denn gegen Lieferung von Baumwolle, und schliesslich hörte der Export von Farbstoffen aus Deutschland ganz auf, und die übrigen Länder waren gezwungen, das Problem ihrer Fabrikation an die Hand zu nehmen. Dieser Zustand der Dinge wird wohl dazu führen, dass diese Industrie sich dauernd in den Vereinigten Staaten niederlassen wird, obschon sie für einige Jahre des Schutzes bedürfen wird, indem Deutschland ohne Zweifel in seinem verzweifelten Bemühen, das Monopol dieses Handelsartikels wiederzugewinnen, ungeheure Summen dafür auswerfen wird, die amerikanischen Fabrikanten zu unterbieten und vom Markte auszuschliessen. Die Handelsunterseeboote *Deutschland* und *Bremen* wurden zum grossen Teil mit Geld gebaut, das von den deutschen Farbstofffabrikanten geliefert wurde in der Hoffnung, durch die Sendung von Farbstoffen auf diesem Wege nach Amerika die Entwicklung der dortigen Industrie verhindern zu können. Ich hatte viele Unterhandlungen mit dem Auswärtigen Amt in Bezug auf diese Frage der Farbstoffe.

Die Ausfuhr von Spielwaren aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten bildet einen bedeutenden Posten in der Rechnung, die wir jährlich an Deutschland bezahlen. Manche von diesen Spielwaren werden vom Volke als Hausindustrie hergestellt, namentlich in dem malerischen Landesteil, der als « Schwarzwald » bekannt ist. Begreiflicherweise schnitt der Krieg nach einiger Zeit die Ausfuhr von Spielwaren aus Deutschland ab; das amerikanische Kind hat inzwischen gelernt, sich mit irgend einem andern

Artikel zu begnügen, sein kleiner Bruder wird auf nächste Weihnacht sich gerade diesen Gegenstand wünschen und so wird Deutschland nach dem Kriege die Entdeckung machen, dass ein grosser Teil dieses Handels für immer verloren gegangen ist.

Genau so, wie der Textilwarenhandel der Vereinigten Staaten auf die deutschen Farbstoffe angewiesen war, hingen die Zuckerplantagenbesitzer Amerikas für ihr Saatgut von Deutschland ab. Es gelang mir unter der geschickten Mitwirkung des Konsuls in Magdeburg und des Mr. Winslow, von meinem Stabe, Schiffsladungen von Rübensaatgut aus Deutschland abzusenden. Seither habe ich vernommen, dass auch diese Industrie in Amerika sich entwickelt, und es ist Saatgut auch aus andern Ländern, wie z. B. Russland, erhältlich.

Ein anderer Artikel, von welchem eine grosse Industrie in den Vereinigten Staaten und in Mexiko abhängt, ist das Cyanid. Die Entdeckung des Cyanidverfahrens bei der Gold- und Silbergewinnung machte es möglich, viele Minen auszubeuten, die mit den alten Methoden nicht bearbeitet werden konnten. Zu Beginn des Krieges bestand eine kleine, im Besitz von Deutschen befindliche Cyanidfabrik in Perth Amboy und bei den Niagarafällen; aber der grösste Teil des zur Verwendung gelangenden Cyanids wurde aus Deutschland eingeführt. Die amerikanisch-deutsche Gesellschaft und die Industriegesellschaften in Deutschland und in Grossbritannien arbeiteten alle unter den gleichen Bedingungen, indem die britischen und deutschen Gesellschaften Vereinbarungen getroffen hatten über die Verteilung der Märkte durch die ganze Welt. Der deutsche Vizekanzler und Chef des Reichsamts des Innern,

Delbrück, erliess schon am Anfang des Krieges ein Ausfuhrverbot für Cyanid und behauptete in höchst dickköpfiger und eigensinniger Weise, Cyanid werde nirgends fabriziert als in Deutschland, und deshalb, wenn er die Ausfuhr von Cyanid aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten und nach Mexiko gestatten würde, würden die Briten es kapern und in den südafrikanischen Minen verwenden, so dass dem Goldvorrat und der Geldmacht des britischen Reiches im Kriege noch Vorschub geleistet würde.

Es dauerte lange Zeit, bis die deutschen Fabrikanten und ich diesen Herrn davon zu überzeugen vermochten, dass genügend Cyanid zum Betriebe sämtlicher britischer Minen in der Nähe von Glasgow in Schottland hergestellt werde. Er gab dann mit Widerstreben die Erlaubnis zum Export von 1000 Tonnen Cyanid, und ihre Ankunft in den Vereinigten Staaten ermöglichte es den dortigen Minen und denjenigen in Mexiko, den Betrieb fortzusetzen und viel Arbeitslosigkeit zu verhüten. Als Delbrück endlich die Ausfuhrbewilligung für weitere 4000 Tonnen Cyanid erteilte, war der richtige Moment verpasst, und wir konnten durch unser Staatsdepartement von der britischen Regierung keinen Durchlass mehr erwirken.

Ich bin davon überzeugt, dass Delbrück einen grossen taktischen Fehler auf Rechnung der deutschen Regierung beging, als er dieses Güterausfuhrverbot nach Amerika durchsetzte. Manche Textilwarenfabrikanten, die Abnehmer von Farbstoffen, Medizinalartikeln, Sämereien und Chemikalien aller Art, schrieten nach gewissen Waren und chemischen Erzeugnissen aus Deutschland. Das Ausfuhrverbot Deutschlands verhinderte den Bezug dieser

Artikel. Wenn es nur die britische Blockade gewesen wäre, hätte sich wohl in den Vereinigten Staaten gegen diese Blockade ein Entrüstungssturm erhoben, der möglicherweise die internationale Lage anders gestaltet hätte. Die Deutschen verweigerten auch die Erlaubnis für den Export von Pottasche aus Deutschland. Sie hofften dadurch die Vereinigten Staaten veranlassen zu können, die britische Blockade zu durchbrechen, und boten Ladungen von Pottasche an gegen Ladungen von Baumwolle oder Nahrungsmitteln.

Die Deutschen behaupteten, die Pottasche werde bei der Herstellung von Munition verwendet, und sie wollten daher unter keinen Umständen die Ausfuhr gestatten, es sei denn, dass die Pottasche der amerikanischen Regierung zugesandt werde gegen die Garantie, dass sie nur zur Fabrikation von Kunstdünger verwendet werde; dies sollte durch deutsche Inspektoren kontrolliert werden.

Alle diese Unterhandlungen blieben jedoch ergebnislos, und vom Beginn des Krieges hinweg wurde keine Pottasche mehr aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten exportiert. Es wird indessen in den Vereinigten Staaten zum Zwecke der Herstellung von Munition Pottasche genug gewonnen, nämlich durch Verbrennung von Seetang an der pazifischen Küste, aus dem Salzwasser eines Sees in Südkalifornien und von dem sogenannten Alunitgestein in Utah. Pottasche kann auch aus dem Feldspat gewonnen werden; ich weiss aber nicht, ob eine Anlage gegründet worden ist, um sie aus diesem Gestein zu erzeugen. Kürzlich hörte ich von der Ankunft von etwas Pottasche aus einem neuentdeckten Felde in Brasilien, und es sind Gerüchte gegangen, wonach sie auch in Spanien

entdeckt worden sei. Es ist mir aber nicht bekannt, von welcher Qualität diese spanische und brasilianische Pottasche ist, und ich nehme an, das deutsche Pottasche-Syndikat werde sofort den Versuch machen, diese Felder unter seine Kontrolle zu bekommen, um den Pottaschehandel der ganzen Welt in seinen Klammern zu behalten.

Es war geraume Zeit nach dem Beginn des Krieges, als Grossbritannien erst die Baumwolle als Konterbande erklärte. Ich nehme an, diese Verzögerung sei geschehen in der Befürchtung, die Vereinigten Staaten gegen sich einzunehmen; inzwischen aber sicherte sich Deutschland einen grossen Vorrat an Baumwolle, die natürlich verwendet oder aufgestapelt wurde für die Herstellung von Pulver. Seitdem die Baumwolleneinfuhr unterbunden worden ist, behaupten die Deutschen, sie fabrizieren ein ebenso gutes Pulver durch Verwendung von Holzmasse. Selbstverständlich war ich nicht in der Lage, dies mit absoluter Sicherheit zu verifizieren.

Deutschland hatte vor dem Krieg auf alle Weise versucht, die amerikanischen Waren vom deutschen Markte auszuschliessen, und, wie ich anlässlich des geplanten Petrolmonopols in Deutschland nachwies, suchten selbst die Preussischen Staatsbahnen, amerikanische Mineralöle fernzuhalten. Gleicherweise verfuhr man gegen andere Artikel; so gegen Holz, das aus Amerika hätte bezogen werden können; so wurden Verfügungen getroffen wie betreffend Fleischschau, welche die amerikanischen Waren wirksamer ausschlossen als jeder Zolltarif. Unter Fleischschau verstand man, dass jede einzelne Fleischbüchse geöffnet und geprüft werden musste; war eine Wurst aus der Büchse herausgezerrt

und enthäutet, so begehrte sie natürlich niemand mehr. Auch amerikanisches Obst traf die Ungnade der deutschen Zollbehörden. Die deutsche Regierung liess sich nicht dazu bewegen, den Tarif auf Büchsenlachs zu ändern, ein Nahrungsmittel, das die deutsche Kost angenehm ergänzt hätte. Der deutsche Arbeiter, unstreitig der am meisten ausgebeutete und betrogene Arbeiter der Welt, muss nicht nur mit geringem Lohn und langer Arbeitszeit zufrieden sein, sondern überdies für seine Nahrung Preise bezahlen, wie sie der deutsche Zolltarif zum Vorteil der preussischen Junker und Grundbesitzer bestimmt.

Selbstverständlich rechtfertigen die preussischen Junker diesen Tarif samt den Verfügungen, welche die Einfuhr von Nahrungsmitteln hindern, mit der Behauptung, die deutsche Landwirtschaft müsse unterstützt werden — erstens ermöglicht sie, Zeiten von Krieg und Blockade auszuhalten, zweitens stellt das Landvolk die strammsten Soldaten für die kaiserlichen Heere.

Nach dem Krieg werden die Geschäftsleute der ganzen Welt mit einer neuen Erscheinung zu rechnen haben, nämlich verstaatlichtem Kauf und Verkauf. Nicht lange nach Kriegsbeginn legten die Deutschen auf gewisse Luxusartikel wie Parfümerien Prohibitivzölle, um zu verhindern, dass für unnötige Dinge Geld zum Lande hinausgehe. Zugleich entstand ein grosses Wirtschaftsgebilde, die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft. Diese Gesellschaft, von der Regierung aus Fachleuten bestellt, gleicht ungefähr den amerikanischen National Defence Boards. Alle Einfuhr von Rohstoffen nach Deutschland ist Sache der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft; braucht ein Deutscher für seinen Geschäftsbetrieb irgend welchen Rohstoff, so

hat er sich an die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft zu wenden.

Ich sprach mit leitenden Persönlichkeiten dieser Gesellschaft ; sie meinen alle, das System werde den Krieg überdauern. Wünscht zum Beispiel jemand in Deutschland einen Kraftwagen oder ein Perlenhalsband oder einen Parfümeriekasten zu kaufen, so wird es heissen : « Kaufen Sie das, wenn Sie es in Deutschland kaufen können ; müssen Sie aber den Kraftwagen in Amerika bestellen, das Perlenhalsband und den Parfümeriekasten in Paris, so müssen Sie darauf verzichten. » So bleibt der deutsche Goldvorrat im Lande und das Volk wird entweder verhindert, nutzlos Geld auszugeben, oder gezwungen, eine heimische Industrie zu fördern. Wünscht aber jemand irgend welchen Rohstoff — Kupfer, Baumwolle, Leder, Weizen oder was es sei — so darf er nicht ausser Landes auf eigene Faust kaufen. Die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft sammelt alle Aufträge, Baumwolle oder Kupfer zu kaufen, auf einen bestimmten Termin. Dann wird die Gesamtmenge der bestellten Rohstoffe berechnet, und ein Vertreter der Gesellschaft reist nach Amerika, die vier Millionen Ballen Baumwolle oder die hundert Millionen Kilogramm Kupfer zu erwerben. Die Meinung Deutschlands ist, diese eine Gesellschaft werde stark genug sein, um die Verkäufer von Rohstoffen auf dem Weltmarkt zu zwingen, sich gegenseitig unterbietend um jeden Preis zu verkaufen. Der eine deutsche Käufer wird um den Mindestpreis handeln, zu dem die Verkäufer ihre Erzeugnisse überhaupt noch hergeben können. Die vielen Einzelverkäufer — so meint man in Deutschland — werden dem einen Gesamtkäufer zu Willen sein und zu

einem weit geringern Preise verkaufen müssen als wenn einzelne deutsche Käufer mit einzelnen amerikanischen Verkäufern auf offenem Weltmarkte handelten. Ist die Gesamtmenge der bestellten Waren gekauft, so verteilt sich der Kaufpreis auf die deutschen Besteller, mit einem angemessenen Beitrag an die Auslagen der Gesellschaft und möglicherweise einem Zuschlag zu Gunsten der Reichskasse.

Vor dem Kriege führte mich ein deutscher Geschäftsmann durch seine grosse Fabrik, wo fünfzehntausend Männer und Frauen arbeiteten. Er zeigte mir grosse Vorräte verarbeiteten Kupfers und äusserte : « Wir kaufen dieses Kupfer in Amerika und wir bekommen es andert-halb Cent das Pfund unter dem Preis, weil unsere Regierung uns erlaubt, den Ankauf zu organisieren, während eure Regierung euch nicht erlaubt, den Verkauf zu organisieren. Ihr habt Haufen dummer Leute, welche die Reichen beneiden und Gesetze durchsetzen, um die Verbindung aller Geschäftszweige zu hindern, nach der doch die gesamte industrielle Tätigkeit folgerichtig strebt. »

Was die deutsche Regierung während des Krieges tat, um den Markkurs zu halten, zeigt wieder, wie die zentralisierte Staatsgewalt auf den Nutzen des ganzen Volkes ausging. Was ich während des ersten Kriegsjahres in Deutschland an Geld brauchte, bezog ich durch Check auf meine New Yorker Bank ; den Check in dreifacher Ausfertigung sandte ich durch einen Diener zu verschiedenen Berliner Banken, um Angebote in Mark zu erhalten, wobei selbstverständlich das höchste Angebot berücksichtigt

wurde. Aber bald schritt die Regierung ein. Die Reichsbank hatte täglich den Kurs festzustellen und sowohl Banken wie Einzelpersonen war es verboten, zu anderem Kurse zu kaufen oder zu verkaufen. Dass dieser festgestellte Kurs falsch und nur zum Nutzen Deutschlands festgestellt war, stellte ich auf folgende Weise fest : zu einer Zeit, als in Deutschland laut amtlichem Kurs der Dollar 5.52 Mark galt, sandte ich meine amerikanischen Checks nach Holland, kaufte damit holländisches Geld und mit dem holländischen Geld deutsches Geld ; so stellte sich der Dollar auf 5.74 Mark. Und kurz bevor ich Deutschland verliess, verkaufte ich einen Posten amerikanischen Gold einer deutschen Bank zum Kurs von 6.42 Mark den Dollar, obwohl er an jenem Tag amtlich 5.52 galt und obwohl der Goldkäufer, wegen des Verbotes der Goldausfuhr, den Zinsverlust bis Ende des Krieges in Rechnung zu stellen hatte. Dieser Handel zeigte, was die Deutschen vom Wert der Mark hielten.

Das einzige, was nach dem Krieg den Preis der amerikanischen Erzeugnisse in rohem oder fertigem Zustande halten kann, ist die Erlaubnis, den Verkauf nach auswärts zu organisieren. Vor dem Kongress liegt ein Gesetzentwurf, genannt Webb Bill, der den am Export Beteiligten diese Möglichkeit gewährt und im Interesse der amerikanischen Produzenten angenommen werden sollte.

Es war auch im Interesse unseres Handels, amerikanische Güter, die in Belgien von den Deutschen beschlagnahmt worden waren, freizubekommen, so dass sie Belgien verlassen durften. Das gelang in einer Anzahl solcher Fälle. In andern Fällen hielt die deutsche Regie-

zung die Beschlagnahme amerikanischen Gutes aufrecht, aber die amerikanischen Eigentümer wurden für den Verlust entschädigt.

Deutschland beschlagnahmte das Eigentum von Angehörigen feindlicher Staaten und stellte es unter einheimische Verwaltung. War eine deutsche Unternehmung in der Hauptsache von Gesellschaften oder Einzelpersonen feindlicher Staaten abhängig, so wurde sie ausnahmslos unter einheimische Verwaltung gestellt. Die deutsche Regierung führte jedoch die Untersuchung nicht weiter als bis zur Feststellung der nächsten Abhängigkeit. In manchen Fällen war die deutsche Unternehmung zunächst in der Hauptsache von einer britischen Gesellschaft abhängig, diese aber ihrerseits von einer amerikanischen Firma oder von Amerikanern. In diesem Falle nahm die deutsche Regierung keine Rücksicht auf das amerikanische Eigentum in der britischen Gesellschaft, sondern gab der deutschen Unternehmung einen Zwangsverwalter.

Bei der Tüchtigkeit des deutschen Arbeiters, seiner langen Arbeitszeit und seinem geringen Lohne, bei dem Fehlen aller trusthindernden Gesetze waren die Deutschen auf dem besten Wege, die Welt wirtschaftlich zu annektieren; dass sie ihrer militärischen Autokratie gestattet, sie in den Krieg zu treiben, habe ich nie begriffen.

Wollen wir nach dem Krieg unsern Welthandel aufrechthalten, so werden wir, fürchte ich, einige unserer Vorstellungen über sogenannte Trusts und die Sherman Law revidieren müssen. Trusts oder Ringbildungen werden in Deutschland nicht nur geduldet, sondern begünstigt. Man nennt sie dort Kartelle. Der Unterschied

zwischen dem amerikanischen Trust und dem deutschen Kartell besteht darin, dass der amerikanische Trust ein für allemal unter fester einheitlicher Leitung steht, die in jedem gegebenen Fall das gesamte Unternehmen vertritt, während in Deutschland das Unternehmen auf gegenseitigem, für eine beschränkte Zahl von Jahren geschlossenem Vertrag beruht. Während der durch Vertrag festgesetzten Zeit ist jedes Glied des Kartells zu einem bestimmten Anteil der Gesamtproduktion verpflichtet und zu einem bestimmten Anteil des Gesamtgewinnes berechtigt. Das deutsche Kartell ist also, wie Generalkonsul Skinner treffend bemerkte, gewissermassen ein auf Zeit vertraglich geschlossener Bund, den allein der Wille seiner Glieder erneuert.

Unbeschränkter Wettbewerb mag ein Ueberrest von Wildheit sein, und eines der ersten Merkmale höherer Kultur wird sein, der wilden Gewalt unbeschränkten Wettbewerbes Schranken zu setzen. Die Kongressdebatten erweisen, dass der Kongress, als er die Sherman Law beschloss, nicht die Beschränkung des Wettbewerbes hindern, sondern nur eine Art der Ringbildung verbieten wollte, die, wenn durchgeführt, irgend welche Monopole bewirkt hätte. Es ist leicht einzusehen, warum nicht geduldet wurde, dass die Kohlengruben des Landes sich zu einer geschäftlichen Einheit zusammenschlossen; aber es ist nicht leicht einzusehen, warum den Geschäftsleuten der Tabakbranche verboten sein sollte, sich geschäftlich zu vereinigen, da Tabak auf weiten Strecken unseres Landes gebaut und unmöglich monopolisiert werden kann.

Die deutschen Gerichtshöfe haben ausdrücklich bestimmt, dass bei gedrückter Preislage, die einen Geschäfts-

zweig mit Ruin bedroht, die Kartellbildung als berechtigtes Mittel der Selbsterhaltung zu gelten hat. Die deutschen Gesetze bekämpfen sehr vernünftigerweise nur dies eine : den unlauteren Wettbewerb. Aber auch Wettbewerb muss sein ; selbst wo kein Monopol droht, mag Wettbewerb günstig wirken, um allzu grosse Profite einer Ringbildung zu beschneiden und es sollten in diesem Fall neu konkurrierende Gesellschaften oder Geschäftsleute gesetzlich gegen willkürlichen Preisabschlag geschützt werden, der nur zu dem Zweck unternommen wird, die neue Konkurrenz auszuschalten. Ausserdem bedeutet unlauterer Wettbewerb eines Ringes oft noch schlimmern Zwang als selbst ein Monopol. In dem Für und Wider fällt es mir schwer, Stellung zu nehmen. Die Sache verlangt sehr ernstes Studium.

Bezweckt der amerikanische Trust, seine Konkurrenten zu vernichten, so bezweckt das deutsche Kartell, seine Konkurrenten zum Anschluss an das Kartell zu zwingen. In Wirklichkeit steht die deutsche Regierung hinter diesen Kartellen und nimmt daran tätigen Anteil, wie ihre Beteiligung am Pottaschesyndikat beweist, als die zwischen amerikanischen Käufern und deutschen Produzenten bestehenden Verträge für ungültig erklärt und alle Kalilager Deutschlands und Oesterreichs zwangsweise vereinigt wurden ; wie auch der Versuch der Regierung beweist, den ich anderswo geschildert habe, das Petrol sowohl im Grosshandel wie im Kleinhandel zu übernehmen und zu monopolisieren. Der neulich geschehene Zusammenschluss der Farbstoffindustrien Deutschlands, mit dem ausgesprochenen Zweck, nach dem Krieg die amerikanische Konkurrenz zu vernichten, zeigt lehrreich

genug Deutschlands Methoden. Während einer Reihe von Jahren war die Farbstoffindustrie Deutschlands unter der Kontrolle von sechs grossen Gesellschaften, von denen einige nicht weniger als fünfhundert Chemiker in ihren Versuchslaboratorien beschäftigten. Im Jahr 1916 trafen diese sechs Gesellschaften ein Abkommen, das einen noch engeren Bund erstrebte, nicht nur zur Verteilung des Absatzes, sondern selbst zum Austausch von Erfindungen und Fabrikgeheimnissen. Lange Zeit hatten diese grossen Handelsgesellschaften alle Teile der Welt nicht nur mit Farbstoffen und anderen Chemikalien, sondern hauptsächlich auch mit Arzneimitteln versorgt, die ihre Chemiker entdeckt und aus Teer hergestellt hatten; Arzneimittel, die, in Wirklichkeit weiter nichts als patentierte Arzneimittel, auf dem Weltmarkt eingeführt wurden als neue, grosse, segensreiche Entdeckungen der Heilkunde. Die Badische Anilin- & Sodafabrik, mit einem Kapital von 54,000,000 Mark, hat in den zehn Jahren von 1904 bis 1913 durchschnittlich über 26 % Dividende ausgerichtet. Die Farbwerke Meister, Lucius & Bruning in Höchst bei Frankfurt richteten in der selben Zeit bei einem Kapital von 50,000,000 Mark durchschnittlich über 27 % Dividende aus, und die Chemischen Werke Bayer & Cie in Köln, bei einem Kapital von 54,000,000 Mark, sogar durchschnittlich über 30 %.

Zum Geschäftserfolg der Deutschen in den letzten vierzig Jahren trug viel bei, dass in Deutschland jeder, der irgend etwas erfand oder herstellte oder ausführte, sich dessen bewusst war, seine geschäftlichen Bestrebungen schütze die ganze Wucht und Macht des Reiches. In Amerika dagegen wurden die Geschäftsleute durch

beständige Verfolgungen fast bis zur Tatlosigkeit abgeschreckt. Dazu galt in einem Teil der Vereinigten Staaten, unter dem einen Gerichtshof, als Verbrechen, was anderswo als erlaubt galt. Wenn wir der ungeheuren Anstrengung Deutschlands nach dem Krieg begegnen wollen, müssen wir alle diese Fragen von neuen Gesichtspunkten aus betrachten.

Da ist zum Beispiel die Frage der Freihäfen. Im Repräsentantenhaus wurde ein Antrag Murray Hulbert eingebracht, es möchten die Staatssekretäre der Finanzen, des Krieges und des Handels darüber dem Kongress Bericht erstatten, ob es wünschbar wäre, unbeschadet der bestehenden Zölle in den Vereinigten Staaten Freihäfen einzurichten. Freihäfen gibt es in Deutschland und gab es dort seit langem, obwohl Deutschland Schutzzölle anwendet. Im Freihafen werden Rohstoffe verarbeitet und dann ausgeführt, selbstverständlich zum Vorteil des Landes, das den Freihafen eingerichtet hat; denn durch die Verarbeitung und die Wiederausfuhr dieser keinem Zoll unterworfenen Rohstoffe verdienen die Fabrikanten Geld zum Nutzen ihres eigenen Landes, und viele Arbeiter finden ihren Unterhalt, was die Lage der ganzen arbeitenden Klasse des Landes verbessert. Denn es ist klar, dass eine Industrie, welche ohne Freihafen nicht existieren würde, die von ihr beschäftigten Arbeiter dem allgemeinen Arbeitsmarkt entzieht und dadurch die Lage der übrigen Arbeiter verbessert. Obwohl Freihäfen in den Vereinigten Staaten nicht existieren, ist ein Versuch gemacht worden, gewissen Industrien durch Rückvergütungen dieselben Vorteile zu sichern wie die Freihäfen sie bieten. So bezahlen die Raffinerien, die kuba-

nischen Zucker verarbeiten, Zoll für die Einfuhr in die Vereinigten Staaten, erhalten ihn aber zurück, wenn eine entsprechende Menge geläuterten Zuckers nach andern Ländern ausgeführt wird.

Dieses System wurde letzthin angegriffen, freilich nur im Hinblick auf die Zuckerraffinerien, und einige Blätter stellten die Sache so dar, als sei das eine unstatthafte Vergünstigung; in Wahrheit ermöglichen diese Rückvergütungen den Zuckerraffinerien, für die Ausfuhr zu arbeiten, wie wenn sie in Freihäfen nach deutschem Muster arbeiteten. Werden diese Rückvergütungen der Zuckerindustrie oder andern Industrien entzogen, so zwingt man die industrielle Tätigkeit, nach Kanada oder anderswohin auszuwandern, wo das Freihafensystem oder ähnliches bestehen darf.

Wenige Tage bevor ich Deutschland verliess, hatte ich eine Unterredung mit einem Munitionslieferanten, der in seinen Fabriken bei 18,000 Arbeiter beschäftigt, vor dem Krieg aber anderes als Munition herstellte. Ich fragte ihn, wie die Regierung die Munitionslieferanten behandle. Er antwortete, es sei ihnen gestattet, tüchtig zu verdienen, obwohl ein grosser Teil des Gewinnes als Kriegsgewinnsteuer abgehe; die Regierung verlange, dass die Fabriken sich auf die Herstellung alles dessen einrichten, was das Volk für den Krieg braucht, und die Fabrikanten gingen gerne darauf ein, vorausgesetzt dass sie von den erzielten Gewinnen etwas behalten dürfen; hätte aber die Regierung so niedere Preise anzusetzen versucht, dass jeder Gewinn fraglich geworden wäre, so hätte die Erzeugung von Kriegsmaterial niemals einen so hohen Stand erreicht, wie sie ihn in Deutschland tatsächlich erreicht hat.

Ungefähr die einzige Steuer, die in Deutschland seit Kriegsausbruch eingeführt wurde, ist die Kriegsgewinnsteuer. Die deutsche Finanzpolitik brachte die Kriegskosten durch grosse vom Reichstag genehmigte Anleihen auf. Nach meiner Berechnung belaufen sich die so erhobenen Beträge samt der schwebenden Schuld auf ungefähr achtzig Milliarden Mark. Lange Zeit erwarteten die Deutschen, ihre Kriegskosten würden durch die von den feindlichen Völkern bezahlten Kriegsentschädigungen bezahlt. Das enthüllte Helfferich am 20. August 1915 im Reichstag mit den Worten :

« Wenn Gott uns den Sieg verleiht und damit die Möglichkeit, den Frieden nach unsern Bedürfnissen und Lebensnotwendigkeiten zu gestalten, dann wollen und dürfen wir neben allem andern auch die Kostenfrage nicht vergessen. Das sind wir der Zukunft unseres Volkes schuldig. Die ganze künftige Lebenshaltung unseres Volkes muss, soweit es irgend zu erreichen ist, von der ungeheuren Bürde entlastet werden, die der Krieg anwachsen lässt. *Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter des Krieges verdient; sie mögen es durch die Jahrzehnte schleppen, nicht wir!* »

Unter den « Anstiftern des Krieges » verstand Helfferich natürlich die Gegner Deutschlands; ich vermute aber, dass er insofern ohne es zu wollen richtig weissagte, als tatsächlich der Anstifter dieses Krieges das Bleigewicht der deutschen Milliarden wird schleppen müssen, nämlich Deutschland selbst. Im Dezember 1915 äusserte Helfferich den tröstlichen Gedanken, dass die Deutschen, weil sie das durch inländische Anleihen aufgebrauchte Geld im Inland ausgeben, das Gewicht dieser Anleihen nicht spüren. Er

sagte : « Unsere Feinde waren genötigt, auf die Geldquellen des Auslandes, insbesondere der Vereinigten Staaten, zurückzugreifen. Wir haben unsere Geldbeschaffung nach einem einheitlichen grossen Plan durchgeführt, die Bedingungen von Schritt zu Schritt verbessert, den Erfolg vergrössert. » Er schloss daraus auf den wirtschaftlichen Sieg Deutschlands. Dieser Glaube, wie Helferichs, so der Deutschen überhaupt war eine der merkwürdigsten Selbsttäuschungen dieses Krieges.

In der Hauptsache sind die deutschen Anleihen von den grossen Gesellschaften Deutschlands gezeichnet worden, den Banken und Sparkassen, den Lebens-, Feuer- und Unfallversicherungsgesellschaften usw. Uebrigens wiederholen sich die frühern Anleihen in den spätern. Wer z. B. auf das erste Anleihen hunderttausend Mark gezeichnet und bezahlt hatte, konnte, als das zweite Anleihen aufgelegt wurde, auf die Scheine des ersten Anleihens von seiner Bank achzigtausend Mark aufnehmen zur Zeichnung des zweiten Anleihens, und so fort.

Gewiss hat jedes Land der Welt in normalen Zeiten jährlich einen zwar nicht genau, aber doch ungefähr zu bestimmenden Zuwachs seines Gesamtvermögens zu verzeichnen. Wie auf einem Bauerngut jedes Jahr, wenn nicht missliche Verhältnisse eintreten, die Einnahmen, die Produktionskosten übersteigend, eine Vermehrung des Vermögens bewirken, so nimmt auch das Vermögen einer nationalen Wirtschaftsgemeinschaft, missliche Verhältnisse vorbehalten, von Jahr zu Jahr zu. Sachkundige Beurteiler gaben mir den jährlichen Zuwachs des deutschen Nationalvermögens in guten Jahren auf schätzungsweise zehn Milliarden Mark an.

Wenn nun der Zins, den Deutschland jährlich zu zahlen hat, den jährlichen Vermögenszuwachs übersteigt, so ergibt sich daraus der soziale und selbst moralische Bankerott. Verleugnet der Staat ganz oder teilweise die bei Aufnahme der Anleihen übernommene Rückzahlungspflicht, so trifft der Verlust selbstverständlich die Zeichner der Anleihen. Der Arbeiter oder kleine Kapitalist, der seine gesamten Ersparnisse in Kriegsanleihen anlegte, hat für seine alten Tage nichts, und ganz gleich ergeht es jedem, der eine Versicherung abgeschlossen oder seine Ersparnisse einer Kasse anvertraut hat, wenn die Kasse durch Entwertung der Kriegsanleihen fallit wird. So gerät das Land in eine Lage, wo alle Arbeitsfähigen arbeiten um soweit möglich den Zins für die Staatsanleihen aufzubringen, ohne für sich mehr zu behalten als was nötig ist, um sich selbst und die eigene Familie am Leben zu erhalten, während die Arbeitsunfähigen, alt oder jung, als Armenhüsler der Allgemeinheit zur Last fallen. Nur schon der Jahreszins der deutschen Kriegsanleihen beläuft sich auf vier Milliarden Mark; dazu kommt selbstverständlich der Zins der frühern Schulden sowohl des Reiches wie der Einzelstaaten und Städte; es ist zu beachten, dass die Städte sich durch soziale Massnahmen im Lauf des Krieges gewaltig verschuldet haben; zu all dem kommen noch die ordentlichen Ausgaben für die Staatsverwaltung wie auch für Heer und Flotte. Diese Aussicht samt der Aussichtslosigkeit, aus andern Ländern Kriegsschädigungen zu erpressen, wird das Meiste tun, um den Durchschnittsdeutschen davon zu überzeugen, dass er Frieden um jeden Preis schliessen muss.

## KAPITEL XIV.

### Was wir für die Deutschen getan haben.

---

Die Interessen des Deutschen Reiches in Frankreich, Grossbritannien und Russland wurden den amerikanischen Botschaften in diesen Ländern anvertraut. Das brachte selbstverständlich unserer Botschaft in Berlin sehr viel Arbeit, da diese den Verkehr zwischen der deutschen Regierung und jenen Botschaftern zu vermitteln hatte. Ich hielt es für notwendig, zur Besorgung dieser Geschäfte ein eigenes Amt einzurichten. Es wurde Barclay Rives unterstellt, der in unserm diplomatischen Dienst viele Jahre zugebracht hatte und am Beginn des Krieges meiner Botschaft zugeteilt worden war. Da er während zehn oder zwölf Jahren erster Botschaftssekretär in Wien gewesen war, beherrschte er die deutsche Sprache und hatte in Deutschland und Oesterreich viele Bekannte. Dieses Amt hatte sich nach kriegsgefangenen Deutschen zu erkundigen, Verhandlungen betreffend die Behandlung kriegsgefangener Deutscher zu führen und dergleichen.

Ein Beispiel wird die Art dieses Werkes erklären. Während des deutschen Vormarsches in Frankreich drang eine deutsche Kavalleriepatrouille, bestehend aus zwei Offizieren, von Schierstädt und Graf Schwerin, und einigen Mann bis in den Wald von Fontainebleau südlich

von Paris. Sie hatten die Verbindung mit den deutschen Streitkräften verloren und irrten tagelang im Wald herum. Auf ihrer Irrfahrt requisitionierten sie ihre Nahrung bei den Landeseinwohnern und nahmen, wenn ich mich recht erinnere, einen alten Mantel für einen der Offiziere, der den seinen verloren hatte, und ausserdem einen Wagen, um einen Verwundeten mitzuführen. Nachdem sie sich französischen Truppen ergeben hatten, kamen die beiden Offiziere vor ein französisches Kriegsgericht, unter Anklage der Plünderung, und wurden zu Degradation und Verschickung nach Cayenne (der aus dem Dreyfushandel berühmten Teufelsinsel) verurteilt. In Deutschland regte man sich darüber auf und es gelang unserm äusserst tüchtigen Botschafter in Paris, Herrn William C. Sharp, der den Fall im Ministerium des Auswärtigen zur Sprache brachte, dass wenigstens die Offiziere nicht verschickt wurden. Freilich kamen sie, Offiziere und Mannschaften, als Strafgefangene in ein Militärgefängnis, was in ganz Deutschland schweren Zorn erregte. Die Offiziere hatten in ihrer Heimat mancherlei mächtige Verbindungen, die ihre Sache aufgriffen. Die deutsche Presse brachte bittere Artikel; es fehlte nicht an Schmähungen in Wort und Bild.

Ich sandte Mr. Rives nach Paris, mit dem Auftrag, dort zu bleiben, bis er die beiden Offiziere gesehen habe. Nach einigen Wochen bekam er endlich durch Herrn Sharp Erlaubnis, die Offiziere im Militärgefängnis zu besuchen. Als später die französische Regierung zu milderer Auffassung des Falles neigte, hielt es schwer, den Weg zu ehrenvollem Rückzug zu finden. Da Schierstädt inzwischen geisteskrank geworden war, fand sich ein

kluger Ausweg — ich glaube, Herr Sharp fand ihn. Es war nämlich anzunehmen, dass der geisteskranke Schierstädt schon damals geisteskrank war, als die Patrouille im Wald von Fontainebleau umherirrte. Er war älterer Offizier und führte das Kommando; somit war der andere Offizier samt der Mannschaft für seine rechtswidrigen Befehle nicht haftbar. Daraufhin kamen Schwerin und die Patrouillenmannschaft in ein regelrechtes Gefangenenlager, den Schierstädt aber schickte die französische Regierung, nicht nach der Teufelsinsel, sondern zurück nach Deutschland, wo er seinen Verstand genügend zurückerhielt, um mir für alles zu danken, was wir für ihn getan hatten.

Ich habe überhaupt das Menschenmögliche getan, um den Deutschen behilflich zu sein. Wir halfen ihnen bei dem Austausch von Gefangenen und dem Schutz deutschen Eigentums in Feindesland.

Gelegenheit dazu bot sich oft. Da ging zum Beispiel in Berlin das Gerücht, in den deutsch-afrikanischen Kolonien gefangene Deutsche würden gezwungen, an der Sonne zu arbeiten, von Schwarzen bewacht und misshandelt. Das bewog einen der mecklenburgischen Grossherzöge, der Gouverneur von Togoland gewesen war und schon durch allerlei Hilfsaktionen, Sendung von Kleidungsstücken und dergleichen sein Interesse gezeigt hatte, sich dieser Gefangenen anzunehmen. Deutschland verlangte durch unsere Vermittlung, dass jene Gefangenen in ein milderer Klima verbracht würden.

Eine andere Hoheit, die sich um Gefangene bekümmerte, war Prinz Max von Baden. Obwohl nicht Sohn des regierenden Grossherzogs, ist er Badens Thronerbe.

Er ist beim Volk sehr beliebt, und auch wer ihn näher kennt, wird ihn bewundern. Er reist mit Emersons Essays in der Tasche und hält sich auf der Höhe des Geisteslebens aller Völker. Baden darf sich zu einem solchen Regenten Glück wünschen. Prinz Max war ein so verständiger, humaner Mensch, dass ich den Gedanken von Jagows wohl verstehe, ihn mit der Leitung eines Fürsorgeamtes für Kriegsgefangene zu betrauen. Ich war mit Jagow überzeugt, dass diese Wahl alle Gewähr für möglichst milde, menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen geboten hätte. Natürlich konnte von Jagow die Wünschbarkeit dieser Wahl nur ganz vorsichtig von ferne andeuten. Als Fürst, als einer der Thronerben Deutschlands, mit dem Rang eines Generals in der Armee, schien er zu einer solchen Stellung vorherbestimmt; aber der Widerstand der Armee, zumal der stellvertretenden Korpskommandeure, war so stark, dass, wie mir Jagow mitteilte, der Plan sich unmöglich verwirklichen liess. Ich bin überzeugt, dass wenn Prinz Max ein solches Amt verwaltet hätte, Deutschland jetzt nicht unter der furchtbaren Anklage stände, seine Gefangenen misshandelt zu haben, und nicht zu befürchten wäre, dass zwei Millionen Kriegsgefangene Deutschland mit unauslöschlichem Hass im Herzen verlassen werden. Prinz Max war auch der amerikanischen Hilfskommission für kriegsgefangene Deutsche in Russland, die ich organisiert hatte, sehr behilflich. Von dieser Hilfskommission soll im folgenden Kapitel die Rede sein.

Alle Klagen, welche die deutsche Regierung über die Behandlung kriegsgefangener Deutscher in Feindesland zu erheben hatte, wurden zunächst mir übergeben und

durch unsere Botschaft den amerikanischen Botschaften übermittelt, welche in den betreffenden Ländern die Interessen des Deutschen Reiches vertraten. Diese Vermittlung mit der sich daraus ergebenden Korrespondenz brachte ein beträchtliches Mass von Arbeit. Kein Tag verging ohne den Besuch eines oder mehrerer Deutscher, die sich um Gefangene ängstigten, oder die sich über Geschäftliches in den Vereinigten Staaten zu erkundigen wünschten usw. Alle diese Leute zeigten sich dankbar für alles, was wir für sie tun konnten; doch was vermochte ihre Dankbarkeit gegen den Hass, der amtlich gegen Amerika geschürt wurde?

---

## KAPITEL XV.

# Was Barmherzigkeit im Krieg unternahm.

---

Sowie der Krieg erklärt war und Millionen Menschen in mörderischer Absicht vorwärtsstürmten, befassten sich Hunderte von Männern und Frauen mit der Frage, wie den Kriegern, wie insbesondere den Verwundeten und Gefangenen zu helfen sei und was für die zu Hause Gebliebenen zu geschehen habe. Die erste Kriegshilfe, die ich sah, brachte das amerikanische Rote Kreuz. Das amerikanische Rote Kreuz sandte zwei Einheiten nach Deutschland, jede aus drei Aerzten und etwa zwölf Schwestern bestehend. Vor ihrer Ankunft hatte ich von den deutschen Behörden zu erfahren, ob ihre Hilfe angenommen würde und wo sie zu geschehen hätte. Die deutschen Behörden nahmen die Hilfe an und beschlossen zuerst, nach jeder Front eine Einheit zu senden. Zur Führung der amerikanischen Ambulanz an der Westfront war Goldschmidt Rothschild bestimmt, einer der letzten Nachkommen des grossen Frankfurter Geschlechtes der Rothschild. Vor dem Krieg war er der deutschen Botschaft in London zugeteilt gewesen. Die amerikanische Ambulanz an der Ostfront sollte Graf Hélie von Talleyrand führen. Beide jungen Männer beherrschten das

Englische vollkommen und waren aus diesem Grunde dazu auserlesen worden, und beide haben in England und Amerika viele Freunde.

Talleyrand entstammte also der berühmten französischen Familie, war aber Deutscher. Zur Zeit Napoleons hatte der grosse Talleyrand einen seiner Neffen mit einer kurländischen Prinzessin verheiratet, die gemeinsam mit ihrer Schwester die Anwartschaft auf das Fürstentum Sagan in Schlesien besass. Die mit dem jungen Talleyrand verheiratete Prinzessin kaufte ihrer Schwester die halbe Anwartschaft ab; die Kinder dieses Ehepaares wurden Fürsten von Sagan und führten den italienischen Titel eines Herzogs von Dino und den französischen Titel eines Herzogs von Valençay. Einige Nachkommen dieses Neffen des grossen Talleyrand blieben in Deutschland; zu diesem Familienzweig gehörte der junge Talleyrand, der das amerikanische Rote Kreuz an die Westfront führte. Andere liessen sich in Frankreich nieder; unter ihnen war der letzte Fürst von Sagan und der Herzog von Dino, der nacheinander zwei Amerikanerinnen heiratete, Miss Curtis und Mrs. Sampson. Es war Brauch in dieser Familie, dass der Inhaber des Titels eines Fürsten von Sagan den zwei nächsten Verwandten das Recht einräumte, die Titel eines Herzogs von Dino und eines Herzogs von Valençay zu führen. Bevor der letzte Fürst von Sagan in Frankreich starb, heiratete sein Sohn Hélie die Amerikanerin Anna Gould, die sich vom Grafen Castellane hatte scheiden lassen. Beim Tode des Vaters hielten die dem deutschen Zweig angehörenden Glieder der Familie gemäss den Satzungen des Hauses Sagan einen Familienrat und liessen mit der Bewilligung

des deutschen Kaisers das Erbe von Anna Goulds Gemahl auf ihren Sohn übergehen, so dass nun ihr Sohn den Titel führt und nicht dessen Vater; aber sobald er das Mündigkeitsalter erreicht, muss er die deutsche Reichsangehörigkeit erwerben.

Der jüngere Bruder von Anna Goulds Gemahl führt den Titel eines Herzögs von Valençay; er ist der geschiedene Ehegatte der Tochter von Levi P. Morton, des ehemaligen Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten.

Der junge dem amerikanischen Roten Kreuz zugeteilte Talleyrand, von dem ich sprach, wünschte, obwohl Deutscher, nicht gegen Frankreich zu fechten, wo er so viele Freunde und Bekannte hatte; deshalb war ihm diese Zuteilung zum amerikanischen Roten Kreuz höchst willkommen.

Als nun aber die amerikanischen Aerzte und Schwestern in Berlin ankamen, wurde beschlossen, beide Einheiten an die Ostfront zu senden, und zwar kam die eine in das schlesische Städtchen Gleiwitz und die andere in das benachbarte Städtchen Kosel. Graf Talleyrand kam mit beiden Einheiten, da Goldschmidt Rothschild inzwischen der preussischen Gesandtschaft in München zugeteilt worden war. Auf unserer Botschaft hatten wir zu Ehren dieser Aerzte und Schwestern einen Empfang, an dem auch Fürst Hatzfeld, Herzog von Trachenberg, Vorsitzender des deutschen Roten Kreuzes teil nahm, samt andern Deutschen, die sich um diese Bestrebungen interessierten. Die beiden Einheiten blieben nun in Gleiwitz und Kosel ungefähr ein Jahr, bis das amerikanische Rote Kreuz seine Einheiten aus Europa zurückzog.

Um die Zeit als das geschah, erfuhr ich viel darüber, was deutsche Kriegsgefangene in Russland zu leiden hatten. Nach langen Verhandlungen mit Zimmermann, vom deutschen Auswärtigen Amt, mit dem Fürsten Hatzfeld wie auch dem Prinzen Max von Baden, bestimmte ich, dass wer von den amerikanischen Aerzten und Schwestern sich freiwillig dazu meldete, nach Russland gesandt werden sollte, um sich dort nach Kräften der deutschen Kriegsgefangenen anzunehmen. Neun Aerzte und achtunddreissig Schwestern meldeten sich. Es gab in Berlin einen grossartigen Empfang. Die deutschen Behörden stellten einen bedeutenden Kredit zur Verfügung dieser Mission, und nachdem ich durch unser Staatsdepartement die Einwilligung der russischen Regierung erhalten hatte, reiste sie von Berlin nach Petrograd. Den deutschen Behörden wie den Deutschen überhaupt gefiel diese Anordnung. Offiziere der preussischen Armee waren bei der Abfahrt der Züge zugegen und spendeten allen den Schwestern Blumen.

Es ist sehr zu bedauern, dass nach ihrer Ankunft in Russland diese Mission auf alle Weise behindert wurde und nur mit grösster Mühe es dazu brachte, überhaupt etwas tun zu dürfen. Immerhin gelang es einigen Teilnehmern, sich Gelegenheit zu verschaffen, dass sie den deutschen Kriegsgefangenen helfen konnten. In einer Stadt zum Beispiel, wo sich ungefähr fünftausend Deutsche aufhielten, liess sich einer unserer Aerzte zum Stadtarzt ernennen; mit Hilfe der amerikanischen Schwestern konnte er für die Deutschen viel tun. Einige unserer Schwestern gelangten bis nach Tomsk in Sibirien; andere zerstreuten sich durch das ganze russische Reich. Hätte

diese Mission unter Dr. Snoddy ihr Werk so ausführen können wie es ursprünglich geplant war, so wäre nicht nur den deutschen Kriegsgefangenen viel Gutes geschehen, sondern sie hätte dazu beigetragen, die bitteren Gefühle der Deutschen gegen die Amerikaner zu mildern. Aber selbst bei beschränkter Möglichkeit hat diese Mission unzweifelhaft den Gefangenen nach Kräften geholfen.

Als übrigens die amerikanischen Aerzte und Schwestern auf ihrer Heimreise von Gleiwitz und Kosel in Berlin ankamen, erhielten sie alle den deutschen Rotkreuzorden zweiter Klasse, und diejenigen, welche in Oesterreich gewesen waren, erhielten von der österreichisch-ungarischen Regierung eine ähnliche Auszeichnung.

Unter denen, die sich während dieses Krieges in den Dienst der Barmherzigkeit stellten, steht niemand höher als Herbert C. Hoover. Ich kann nicht sagen, wie hoch ich diesen Mann achte, der seine grossen Organisationsgaben so ganz in den Dienst der Menschlichkeit gestellt hat. Jedermann weiss was er getan hat, um die Bewohner Belgiens und Nordfrankreichs zu ernähren. Mr. Hoover ersuchte mich, mit andern den Vorsitz der Internationalen Kommission zur Unterstützung Belgiens zu übernehmen, und gerne unterstützte ich in Berlin seine Bestrebungen. Die Verbindung mit dem Werke dieser Kommission brachte ein erhebliches Mass von Arbeit. Da gab es viel Unterhandlungen mit den Behörden, um nur schon die Schiffe anlangen zu lassen. Mr. Hoover und ich suchten den Kanzler auf und versuchten zu erlangen, dass er die Belgien auferlegte Busse von monatlich 40 Millionen Franken erlasse. Das wollte nun freilich der Kanzler nicht tun. Später noch, im April 1915, sah ich mit eigenen Augen,

wie wirksam Mr. Hoovers Organisation zu der Bevölkerung Belgiens noch diejenige des von den Deutschen besetzten Gebietes von Nordfrankreich ernährte. Mr. Hoover umgab sich mit einem Stab tüchtiger Männer, des Mr. Vernon Kellogg und anderer, und in Amerika waren Männer wie Mr. A. J. Hemphill seine getreuen Helfer.

Früh im Jahr 1915 kam Mr. Ernst P. Bicknell, der zuerst in Deutschland das amerikanische Rote Kreuz vertreten hatte, wieder nach Deutschland, als Vertreter nicht nur des Roten Kreuzes, sondern auch der Rockefeller Stiftung. Es begleitete ihn Mr. Wickliffe Rose, ebenfalls von der Rockefeller Stiftung. Mit diesen beiden Herren verhandelte ich die Frage, wie Polen zu helfen wäre. Mr. Rose und Mr. Bicknell hatten zusammen Polen bereist und mit eigenen Augen gesehen, wie Hilfe Not tue. Im Reichstagsgebäude fand eine Versammlung statt, besucht von Fürst Hatzfeld, als Vertreter des deutschen Roten Kreuzes; Direktor Guttman, von der Dresdner Bank, Geheimrat Lewald, vom Kaiserlichen Reichsamt des Innern, die deutsche Regierung vertretend; so noch von vielen aus den Regierungs-, Militär- und Finanzkreisen Deutschlands.

Die Kommission zur Unterstützung Polens, in der ich den Vorsitz führte, wurde organisiert und bestand aus dem spanischen Botschafter, dem Bischof von Posen, dem Fürstbischof von Krakau, Jakob H. Schiff von New-York und andern. Die Herren Warwick, Greene und Wadsworth hatten das Hilfswerk an die Hand zu nehmen. In Verbindung mit den Herren Rose und Bicknell entwarf ich eine Art Vertrag, der besonders einige Schwierigkeiten, die der amerikanischen Unter-

stützungskommission in Belgien viel zu schaffen gemacht hatten, berücksichtigte. Der Hauptpunkt in diesem Vertrag war, dass die deutsche Regierung einwilligte, innerhalb des zu unterstützenden Gebietes weder Nahrungsmittel noch Geld requirieren zu lassen; dieses Gebiet umfasste den gesamten von den Deutschen besetzten Teil Polens bis, soweit ich mich erinnere, fünfzig Kilometer von der Front. Die einzige vorbehaltene Ausnahme war, dass von einer Gemeinde, deren Bewohner sich gemeinsam und wiederholt vergangen hätten, laut den Bestimmungen des Haager Vertrages eine Busse erhoben werden durfte. Die Rockefeller Stiftung aber willigte ein, alle Ausgaben dieses Hilfswerkes zu bezahlen.

Nachdem dieser Vertrag dem General Hindenburg unterbreitet und von ihm gebilligt worden war, wurde er durch Dr. Lewald im Namen der deutschen Regierung unterzeichnet; durch Mr. Bicknell im Namen der Rockefeller Stiftung; durch mich im Namen der neuen Kommission Polens. Das Werk wurde nun ohne Verzug unternommen und soweit möglich wurden Nahrungsmittel aus Holland und Dänemark beschafft; aber da war wenig zu holen. Indessen weigerten sich die Alliierten, für die Zwecke der Kommission Nahrungsmittel nach Deutschland gelangen zu lassen, und so misslang die Sache. Später, als die Alliierten ihre Einwilligung zu geben bereit waren, weigerte sich nun die deutsche Regierung, den Vertrag neuerdings anzuerkennen; namentlich wollte sie nicht zugestehen, dass die deutsche Besatzungsarmee kein Recht haben sollte, in dem besetzten Polen Nahrungsmittel zu requirieren. Unter diesen Umständen war natürlich nicht zu erwarten, dass die Alliierten Nahrungs-

mittelsendungen durchgehen liessen; denn dann hätten die Deutschen, wie schon zuvor in Nordfrankreich, die gesamte Nahrungsmittelproduktion des Landes für ihre Armee und die Zivilbevölkerung Deutschlands in Beschlag genommen und erlaubt, dass die Polen sich mit von auswärts gesandten Nahrungsmitteln ernährten, während sie Felder bestellen mussten, deren Ertrag für Deutschland bestimmt war.

Das polnische Volk hat Schweres erlitten in diesem Krieg; wird einmal diese Leidensgeschichte bekannt, so wird die Welt sich entsetzen. Es ist deshalb zu beklagen, dass alle diese verschiedenen Hilfspläne scheiterten. Nur die Rockefeller Kommission, zur Zeit als ich Deutschland verliess, fuhr einigermaßen fort mit ihrem Unterstützungswerk, und es gelang ihr auch, für die Kinder jenes unglücklichen Landes etwas kondensierte Milch zu beschaffen. Diese Verhandlungen brachten mich in Berührung mit einer Anzahl in Berlin wohnender Polen, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, helfend einzugreifen. Der Rockefeller Kommission möchte ich hier für das, was sie in Europa getan hat, meine Hochachtung aussprechen. Ihre Gedanken waren trefflich und durchführbar; und die Männer, die sie durchführen sollten, waren ohne Ausnahme Männer von hohem Charakter und ausserordentlich praktischem Geschick.

Amerikanische Blätter freilich fanden es geistvoll, mich zu verhöhnen, weil ich zur Antwort auf ein Telegramm der «League of Mercy» verlangt hatte, es solle etwas geschehen, um die Kriegsleiden zu mildern.

Ich weiss nicht, war es Wirkung jener Antwort, was Dr. John R. Mott und seine Mithelfer unternahmen —

doch das ist ja gleichgültig. Das grosse Werk, das der amerikanische «Christliche Verein Junger Männer» unternommen hat, war vom Grössten, was für die Kriegsgefangenen in Europa geschah. Bevor er zu diesem Dienst nach Russland ging, war Dr. Mott in der Mexikanischen Kommission tätig gewesen. Die gewaltige Organisation der «Christlichen Vereine Junger Männer», unter dem Vorsitz von Dr. Mott, dem als äusserst tüchtiger Helfer der Rev. Archibald C. Harte zur Seite stand, griff diese Arbeit auf; die nötigen Geldmittel spendeten, wie man mir berichtete, die Familie McCormick von Chicago, Cleveland H. Dodge, John D. Rockefeller und andere. Mr. Harte erhielt von den deutschen Behörden die Erlaubnis, dass in den Gefangenenlagern Versammlungshallen gebaut würden und die Arbeit unter den Gefangenen beginnen dürfe. Nachdem er das in Deutschland erreicht hatte, ging er nach Russland, wo es ihm gelang, Gleiches zu erwirken.

Zuerst genossen die Kriegsgefangenen in Russland, wie ich hörte, grosse Freiheit und bewohnten unbewacht sibirische Dörfer, wo sie zu sehr billigem Preis Milch, Brot, Butter, Eier und Honig bekamen. Als der Krieg in die Länge wuchs, wurden sie mehr und mehr in Baracken eingesperrt, und da verschlimmerte sich nun ihre Lage. Zur Winterszeit waren sie von drei Uhr nachmittags bis zehn Uhr morgens im Dunkeln. Das wurde über die Verhältnisse in Russland berichtet; ich habe es nicht selbst gesehen. Das Werk, das dort geschah, war dem ähnlich, was Mr. Harte und seine getreue Helferschar in Deutschland taten. Ich nahm an dem Werk in Russland um so lebendigeren Anteil, als ich hoffte, die den deutschen

Kriegsgefangenen in Russland erwiesene Hilfe würde dem hasserfüllten Vorurteil Deutschlands gegen die Amerikaner entgegenwirken. So tat ich alles was in meiner Macht stand, um nicht nur das Werk des Mr. Harte zu fördern, sondern die Aussendung von Aerzten und Pflegerinnen nach den Lagern Russlands, wie schon gemeldet, einzuleiten und durchzuführen.

Freilich erstreckte sich die Arbeit von Mr. Harte nicht über alle Gefangenenlager Deutschlands. Er tat viel, in materieller und geistiger Hinsicht, für die englischen Zivilgefangenen in Ruhleben bei Berlin. Der amerikanische Christliche Verein Junger Männer baute eine grosse Halle für gottesdienstliche Zwecke wie für Vorträge und Spiele, wo die Gefangenen auch bequeme Gelegenheit hatten, tagsüber zu lesen und zu schreiben. Das Gebäude enthielt eine Bücherei. Was der Christliche Verein Junger Männer tat, lässt sich kurz rubrizieren als religiöses Wirken, Erziehung und Unterricht, Werkstätten und Gärten, Turnen und Sport, Küchen für Schwache und Genesende, Bücherei, Musikalisches wie Orchester und Chorgesang, und so noch manches. Als ich beim Abbruch der diplomatischen Beziehungen Deutschland verliess, verliess eine Anzahl dieser Leute vom Christlichen Verein Junger Männer mit mir ihr Wirkungsfeld.

Die deutschen Frauen zeigten im Krieg bemerkenswerte Eigenschaften. Sie halfen beim Roten Kreuz und rüsteten alles, was man in den Spitälern an Verbandstoff und anderem brauchte. Am ersten Mobilisationstag erschienen auf allen Bahnhöfen des Landes junge Mädchen mit Speise und Trank für die durchfahrenden Soldaten. Auf den wichtigeren Bahnhöfen, namentlich den Endstationen

der grossen Städte, besorgten Rotkreuzdamen für die Soldaten warme Mahlzeiten. Hier fanden sich auch Damen, die genügend geschult waren, um Leichtverwundeten die Verbände zu ändern. Frau von Ihne, die Gemahlin des grossen Architekten, gründete an der Bellevuestrasse ein Heim für erblindete Soldaten, wo diese allerhand Fertigkeiten erlernten, wie Besen, Bürsten, Körbe und dergleichen zu machen. Deutsche Frauen, welche Landhäuser besaßen, gaben sie her zur Pflegetherholungsbedürftiger Verwundeter. Das Bemerkenswerteste vielleicht war der Nationale Frauendienst, der am ersten Kriegstag gegründet wurde. In der Nähe der Amtsstellen Berlins, wo die Frauen und Kinder von Soldaten ihre Unterstützungen erhielten, waren vom Nationalen Frauendienst errichtete Stellen, wo sich stets Frauen aufhielten, bereit, den Soldatenfrauen mit Rat und Tat zu helfen. Es fanden sich dort Verzeichnisse der gesamten Bevölkerung des betreffenden Bezirks mit besonderer Berücksichtigung der Bedürftigen. Zur Zeit als ich Deutschland verliess, waren in Berlin wohl über 7000 Frauen mit sozialer Arbeit beschäftigt, hauptsächlich die weibliche Bevölkerung in der neuen Kunst unterrichtend, wie man ohne Milch, Eier und Fett kochen könne, zugleich auch dafür sorgend, dass die Kinder ihr Tröpfchen Milch bekamen. Den Bemühungen dieser Helferinnen ist es zu danken, dass während des Krieges die Kindersterblichkeit in Berlin abgenommen hat.

Ein Krieg stört immer Geschäft und Erwerb. Man kauft nicht mehr so viele Luxusartikel. Wer in diesem Erwerbszweig sein Brot verdiente, wird brotlos. Da tat nun der Nationale Frauendienst, in Verbindung mit den

Arbeitsnachweisstellen, sein Bestes, um die Arbeitlosen zu beschäftigen. Frauen half man über die schlimmste Zeit hinweg, bis sich irgend eine Aussicht zeigte und sie einen neuen Beruf gelernt hatten ; andere fanden ihren Unterhalt mit Besorgen der an die Frontsoldaten oder an gefangene Deutsche im Ausland gesandten Liebesgaben.

Dank den Bemühungen der American Association of Commerce and Trade und der Botschaft wurde in einem der ärmern Bezirke Berlins ein freies Restaurant eingerichtet. In einer mit Flaggen und Pflanzen geschmückten Halle fanden ungefähr zweihundert Menschen täglich ihr Essen. Das ging so weiter, selbst nachdem wir Deutschland verlassen hatten. Zu Weihnacht 1916 besuchte ich mit Mrs. Gerard dieses wohltätige Unternehmen, in Gesellschaft von Mr. und Mrs. Wolf und dem General von Kessel, Oberkommandierendem der Mark Brandenburg, mit einer seiner Töchter. Die Kleinen erhielten Geschenke und die Mütter einen Anweisungsschein auf Lebensmittel. Die deutschen Weihnachtslieder erklangen, und als ein kleines Kind ein Gebet für den Frieden sprach, da blieb kein Auge thränenleer.

Manche deutsche Frauen aus den höchsten Gesellschaftskreisen errichteten aus eigenen Mitteln allerhand Wohltätigkeitsanstalten und schienen sie mit Erfolg zu führen.

---

## KAPITEL XVI.

### Hass.

---

Als ich im Februar 1917 von Berlin nach Amerika reiste, traf ich in Paris bei einem gesellschaftlichen Anlass den berühmten italienischen Geschichtsschreiber Ferrero. Im Gespräch nach dem Diner erinnerte ich ihn daran, dass sowohl er wie der Franzose Huret, die beide über Amerika geschrieben hatten, in ihren Büchern übereinstimmend feststellten, es sei ihnen beim Studium des amerikanischen Volkes nichts so sehr aufgefallen wie das völlige Fehlen alles Hasses. In der nun folgenden Diskussion, an der auch der französische Schriftsteller Marcel Prévost teilnahm, kamen wir alle überein, es herrsche in Europa mehr Hass als in Amerika; erstens weil die Völker Europas in engem Raum zusammengedrängt wohnen; zweitens weil dem Europäer aller Rangstufen die Möglichkeit des Vorankommens, damit aber auch der Drang voranzukommen fehlt, samt jenem auf die Zukunft statt auf die Vergangenheit gerichteten Sinn, der den Amerikaner auszeichnet. In wenigen Stunden führt uns in Europa das Automobil durch Gegenden mit völlig verschiedenem Volkscharakter, und zwar besteht die Verschiedenheit nicht nur in Tracht, Sitte und Sprache, sondern selbst in Körperbau und Geistesart.

Am Tag meiner Abreise von Berlin besuchte ich Herrn von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, in Sachen eines Fonds, der für deutsche Wittwen und Waisen gesammelt worden war. In unserm Gespräch sagte von Gwinner, die Europäer beneideten Amerika um seine Assimilationskraft; wer irgend am Strand Amerikas lande, suche seine ganze Vergangenheit samt allem Rassenhass zu vergessen und so bald wie möglich amerikanische Tracht, Sprache und Denkweise anzunehmen. Ich antwortete ihm, das erkläre sich jedenfalls aus der Tatsache, dass es in unserm Lande keinerlei Zwang gibt, dass niemand einem Polen verbietet, polnisch zu sprechen oder sich polnisch zu kleiden, wenn ihm das gefällt; dass wir gegen europäischen Brauch keine andere Waffe brauchen als den Spott; jederlei Druck dagegen wie der preussische Druck, der auf Polen, Dänen und Elsass-Lothringern lastet, stärke den stillen Widerstand dieser Volksstämme und lasse sie an jeder Spur ihrer frühern Zugehörigkeit um so fester halten.

Als der Krieg ausbrach, schien der konzentrierte Hass des deutschen Volkes hauptsächlich den Russen zu gelten. Selbst Liebknecht — als er mich besuchte, um mir zu beweisen, er sei nicht erschossen, wie man in Amerika herumgeboten hatte — sprach von der Gefahr des Zarentums und dem Hass des deutschen Volkes gegen Russland. Später wandte sich, von der herrschenden Klasse meisterhaft gelenkt, dieser konzentrierte Hass gegen Grossbritannien. Das Witzbild im *Punch*, das eine Preussenfamilie darstellt, wie sie zum Frühstück « England frisst », ist nicht übertrieben. Hass gilt in Deutschland als edle Leidenschaft; Geistliche und Generäle wetteiferten, ihn

als solche zu preisen. Früh im Jahr 1917 hielt der preussische kommandierende General in Limburg eine Rede, in der er die Vorzüge des Hasses hervorhob und behauptete, es sei doch nichts wie am Morgen aufzustehen, nachdem man nachts in Gedanken und Träumen des Hasses geschwelgt habe.

Dem « Gott strafe England » begegnete man in ganz Deutschland. Wie wir unsere Rotkreuzmarken, so klebten es die Deutschen gedruckt auf die Rückseite der Briefe. Eines Tages fand ich meinen deutschen Kammerdiener, wie er auf der Botschaft alle Briefe, die amtlichen wie die nichtamtlichen, mit solchen Marken zierte. Es geschah nicht wieder. Papiergeld wurde gedruckt mit der Aufschrift « Gott strafe England » ; « und Amerika », kam öfters hinzu, als der Krieg sich in die Länge zog und Amerika nicht darauf einging, zu Gunsten Deutschlands den bisher im Krieg üblichen Brauch zu ändern und auf den Schiffsverkehrsverkehr mit den Alliierten zu verzichten. Jeder kennt Lissauers Hassgesang. Dass in einem kriegführenden Lande sich einer fand, um solches zu dichten, fällt nicht auf ; aber es fällt auf, weil es den Geist eines ganzen Landes kennzeichnet, dass ihm der Kaiser zum Lobe dieser aussergewöhnlichen Poesie die hohe Auszeichnung des Roten Adlerordens zweiter Klasse spendete.

Die ersten britischen Kriegsgefangenen wurden äusserst roh behandelt. Auf dem Weg von der Front zu den Konzentrationslagern erhielten sie von ihren Wächtern mehr Prügel als Essen. Gilt sonst in Deutschland der Offizier für ein überirdisches Wesen, so wurden die britischen Offiziere, selbst wenn sie verwundet waren, brutal miss-

handelt. In den meisten ihrer Gefängnisse wurden sie mehr als Verbrecher denn als Offiziere und Gentlemen behandelt.

Als es in den Deutschen so langsam dämmerte, dass dem Präsidenten Wilson der Wille Deutschlands nicht Befehl sei und dass die den Alliierten gewährte Zufuhr nicht aufhören werde, da wandte sich der Strom des Hasses gegen die amerikanische Regierung. In Deutschland glaubte man, Präsident Wilson stehe im Widerspruch zu der Mehrheit des amerikanischen Volkes, er veretre nicht die wirkliche Meinung Amerikas, die Stimmung des amerikanischen Volkes sei deutschfreundlich. Zu allem Unglück gab es manche Amerikaner in Deutschland, die das deutsche Volk und die deutsche Regierung in diesem Glauben ermutigten. Amerikaner zogen herum, hielten Vorlesungen und Vorträge, in denen sie ihr eigenes Land und ihren eigenen Präsidenten schlecht machten, und die Zeitungen brachten Zuschriften gleicher Art von in Deutschland wohnenden Amerikanern. Unter diesen war einer der rühriqsten ein gewisser Moritz Somborn, Deutsch-Amerikaner, der in Deutschland ein amerikanisches Geschäftshaus vertrat. Er pflegte sich in Berlin und andern Städten herumzutreiben, in den Kaffeehäusern und Bierhallen aufzutreten und Reden zu halten, mit denen er das Publikum gegen die Vereinigten Staaten und den Präsidenten aufreizte. Er wurde so frech, dass er eines Tages auf der Botschaft in Gegenwart von Zeugen erklärte, er möchte den Staatssekretär Bryan so hoch wie Haman hängen lassen, den Präsidenten Wilson aber noch einen Fuss höher. Die amerikanischen Zeitungen melde-

ten, ich hätte durch einen Diener den Menschen hinauswerfen lassen. Die Meldung ist ungenau, denn das habe ich eigenhändig getan, und zwar mit Vergnügen.

Der Fall Somborn führte mich auf die Idee, das Staatsdepartement telegraphisch um die Ermächtigung zu ersuchen, allen Amerikanern, welche ihrem Lande schaden, die Pässe zu entziehen, mit der Begründung, dass solche den Schutz des Landes verwirkt hätten. Das Staatsdepartement gab mir Recht, und auf meine Weisung entzog der Konsul in Dresden zwei Passinhabern die Pässe, nämlich einem Sänger namens Rains und einem Rentier namens Recknagel, die gemeinsam in einem Dresdener Blatte den Präsidenten beschimpft hatten. Dann wurde Somborns Pass eingezogen; später erhielt ich ein Schreiben Somborns, in dem er sich demüthigst entschuldigte; so erwirkte ich ihm von Washington die Erlaubnis zu einem neuen Pass, um ihm die Rückkehr nach Amerika zu ermöglichen.

Dass solche Leute, die ihr eigenes Land schändeten, auch mich öffentlich anschwärzten, war nur natürlich; doch hielt die Aussicht auf Verlust des Passes manchen von offenkundig landesverrätherischem Beginnen zurück. Die deutsche Regierung aber begünstigte die Bildung von Gesellschaften, deren ausgesprochener Zweck war, gegen die Vereinigten Staaten und deren Präsidenten Schmählitteratur zu verbreiten. Von diesen Gesellschaften gebärdete sich am lautesten die sogenannte Wahrheitsliga. Hinter dieser Liga steckte ein amerikanischer Zahnarzt, der in Amerika eingesperrt gewesen war und den die Polizeibehörden Dresdens vor die Thore dieser Stadt gestellt hatten. Als Sekretärin amte eine Deutsche, die

sich für Amerikanerin ausgab und sich auf der Bühne als Schlangentänzerin produziert hatte. Der Hauptmacher aber war ein Deutscher namens Marten, der die Gunst der deutschen Behörden erworben hatte als Verfasser eines Buches über Belgien, in dem er behauptete, es seien in Belgien keine Greuel vorgekommen. Marten bezog Geld von Deutschen und Amerikanern, schlug sein Hauptquartier an der Potsdamerstrasse auf und begann sein Geschäft, das im Versenden von Schmähschriften und Schimpfblättchen gegen Amerika bestand. Es half ihm dabei ein gewisser Stoddard, der sich durch Vortragsreisen in Amerika bereichert hatte und nun eine hübsche Villa in Meran bewohnte. Stoddard gab ein Geschimpf gegen den Präsidenten Wilson heraus, samt einigen entsetzlichen Reimversuchen ; das wurde alles durch die Wahrheitsliga verbreitet.

Es ist festzustellen, dass dieses ganze Treiben die ausdrückliche Billigung der deutschen Behörden genoss, da ja während des Krieges keinerlei Vereinigung irgend welcher Art weder zusammentreten noch handeln konnte ohne ausdrückliche Genehmigung und Aufsicht beides der militärischen wie der bürgerlich-polizeilichen Gewalt. Wer je in Deutschland gelebt hat, kann bezeugen, ob es selbst in Friedenszeiten möglich wäre, ein öffentliches Denkmal mit Kränzen oder Inschriften zu behängen ohne Erlaubnis der Lokalbehörden. Zu Kaisers Geburtstag aber, 27. Januar 1916, durfte diese Wahrheitsliga am Denkmal Friedrichs des Grossen einen über vier Fuss hohen Kranz niederlegen mit den umflorten Farben Amerikas und einem Silberband, auf dem eine Inschrift in breiten Goldbuchstaben versicherte : « Wilson und seine

Presse sind nicht Amerika ». Das photographische Bild dieses Kranzes liess die Wahrheitsliga über ganz Deutschland hin verbreiten, selbstverständlich auch wieder mit Billigung der Behörden. Obwohl ich mich häufig darüber bei Zimmermann und von Jagow beschwerte, blieben Kranz und Bänder weithin sichtbar bis am 6. Mai 1916. Nach Empfang der Sussex-Note lenkte ich wieder Jagows Aufmerksamkeit auf diesen Kranz und teilte ihm mit, wenn diese fortwährende Beschimpfung unserer Flagge und unseres Präsidenten nun nicht endlich aufhöre, so werde ich am nächsten Tag, in Begleitung eines Kinetographenkurbler, selbst Ordnung machen. Am nächsten Tag war der Kranz verschwunden.

Diese Liga griff gelegentlich in Flugschriften auch mich an. So hiess es in einer kurz nach meiner Rückkehr von Amerika, Ende Dezember 1916, verteilten Flugschrift : « Was halten Sie von dem amerikanischen Botschafter ? Als er von Amerika nach Deutschland zurückkehrte, brachte er eine Französin mit ». Das Schlimmste an der Behauptung war, dass sie auf Wahrheit beruhte. Nur verschwieg die Wahrheitsliga, dass Mrs. Gerard ihre französische Kammerfrau mit ausdrücklicher Erlaubnis des deutschen Auswärtigen Amtes mitgebracht hatte. Ich habe mich oft über die gewundenen Gänge deutschen Denkens gewundert ; eines habe ich nie begriffen, nämlich auf Grund welcher möglichen Theorie die deutsche Regierung diese Wahrheitsliga duldete und sogar ermutigte. Denn diese von Schlangentänzern und Zahnheilkünstlern geführte Körperschaft konnte beim besten Willen nicht Kongress, Präsident und Botschafter so schrecken, dass sie sich schleunigst mit allem einverstanden erklärten,

was der deutschen Regierung behagte ; legte aber die deutsche Regierung irgend welchen Wert auf des Präsidenten oder meine Freundschaft, wie konnte sie dann diesem Gesindel gestatten, ohne Unterschied Land, Präsidenten und Botschafter zu beschimpfen ?

Ein Freund Martens, Vorsitzender dieser Liga, war X, der zuvor als Offizier der Nationalgarde des Staates New York von Bernstorff eine bedeutende Geldsumme für « Ausgaben » erhalten und eingesteckt hatte. In jedem andern Lande gibt es für einen Offizier, der sich von einem fremden Botschafter bezahlen lässt, nur dies — Pulver und Blei. Wir Amerikaner sind so duldsam geworden, so mild, so weitherzig in der Beurteilung dessen, was ein Offizier seiner Fahne und seinem Lande schuldet, dass X. wohl im Stand ist, bei seiner Rückkehr von Deutschland eine siegreiche Vortragstour durch die Vereinigten Staaten zu unternehmen.

In Berlin erschien, in englischer Sprache gedruckt, ein lächerliches Blatt, genannt die *Continental Times*, das einer österreichischen, mit einem Engländer verheirateten Jüdin gehörte. Das Auswärtige Amt hatte es bei Kriegsausbruch gekauft durch Bezahlung von so und so viel tausend Abonnementen. Das Blatt brachte phantastisch gefärbte, den Zentralmächten günstige Nachrichten, unter dem Titel : ein Blatt für Amerikaner ; als Herausgeber zeichnete ein Engländer aus ehrbarer Familie, Stanhope, der dafür nicht im Gefangenenlager Ruhlleben zu weilen brauchte. X. schrieb Beiträge in dieses Blatt, die sich bemühten, gegen Präsident Wilson witzig zu sein. Zuletzt veröffentlichte X. in diesem Blatt einen Lügenartikel, in dem er behauptete, Conger von

der Associated Press habe von dem Vorhaben Sir Roger Casements erfahren und mich davon benachrichtigt, ich hätte die Nachricht telegraphisch dem Staatsdepartement nach Washington gemeldet, worauf ein Mitglied des amerikanischen Kabinetts den britischen Botschafter benachrichtigte. Später in einem vom Auswärtigen Amt durchgelassenen drahtlosen Telegramm an Senator O'Gorman von New York variierte X. diese Lüge und behauptete nun, ich hätte die Sache direkt nach England gemeldet. Die *Continental Times* wurden in den Gefangenenlagern verteilt. Als der erwähnte Artikel Xs erschienen war, sagte ich zu Jagow: « Ich habe diesen vom Auswärtigen Amt geschützten Unsinn satt. Sollten noch mehr derartige Artikel erscheinen, so werde ich der Welt bekannt geben, dass die Kriegsgefangenen in Deutschland auf unerhört grausame Weise misshandelt werden, indem man ihnen die *Continental Times* zu lesen gibt, ein Lügenblatt, das tut wie wenn es für Amerikaner geschrieben wäre und in Wahrheit dem Auswärtigen Amt dient, einer Oesterreicherin gehört und von einem Engländer herausgegeben wird, der sein Land verrät. »

Der Fall der *Continental Times* setzt jeden ruhig Denkenden in Erstaunen über die Menschenkenntnis der Deutschen. Sie meinen offenbar, die beste Art, die Leute für sich zu gewinnen sei, sie anzugreifen. Der Verfasser der « Freundlichen Kunst, sich Feinde zu machen » muss in eine deutsche Schule gegangen sein.

Nach gewöhnlicher Ansicht steht ein Botschafter unter dem Schutz des Landes, zu dem er entsandt ist. Im Jahr 1916 übermittelte ich dem Auswärtigen Amt Beweise, von dem frühern Sekretär der Wahrheitsliga geliefert,

sowie von einem Spiessgesellen Martens und des Zahnarztes, dass Marten gedroht hatte, mich zu erschiessen ; aber auch dann wagte oder wünschte das Auswärtige Amt nichts gegen jene lächerliche Liga zu tun. Die gelieferten Beweise wurden noch bekräftigt durch einen achtbaren Wirt Berlins und sein Personal, die aussagten, Marten sei mit einigen grimmig dreinschauenden deutschen Offizieren in sein Restaurant gekommen, um nach mir zu « sehen ». Gegen diese feigen Schwindler traf ich keine Schutzmassnahme irgend welcher Art. Marten und seine Freunde machten auch in Antisemitismus, überhaupt in jederlei Propoganda, wenn sie nur Geld brachte ; wie sich denn zahlreiche deutsche Thoren und amerikanische Verräter fanden, um seine Kriegskasse zu füllen ; ganz abgesehen von dem Vorteil, den der vorlaute Feigling wohl zu schätzen wusste, dass er nämlich, dank der Gunst des Militärs militärfrei, nicht Gefahr lief, sich im Krieg die Haut durchlöchern zu lassen.

Es schien geradezu, als ob die Regierung den Hass gegen Amerika eifrig pflege. Lange bevor amerikanische Munition in erheblichen Mengen nach England kam, zu einer Zeit, wo noch gar keine nach Frankreich gelangt war, spürte man in den Regierungsblättern und in der Presse überhaupt den Einfluss der Regierung, ja die amtlichen Kriegsberichte sprachen von amerikanischer Munition, die an der Westfront massenhaft verwendet würde. Die Regierung dachte offenbar, wenn sie den deutschen Hass gegen Amerika genügend aufstachle, würden die Amerikaner erschrecken und die Munitionsverschiffung einstellen. Die Regierung gestattete, zu Ehren jedes kleinen Generals, der irgend ein Städtchen

eingenommen hatte, Münzen zu prägen — von Emmich, Eroberer von Lüttich usw. — ein verderblicher Brauch, da jeder General und jedes Prinzchen die Fortdauer des Krieges brauchte, bis er sein eigenes Profil auf einer Medaille sah, selbst wenn niemand sie kaufte. Aber der Gipfelpunkt war erreicht, als durch ganz Deutschland Medaillen verkauft wurden, welche die Versenkung der *Lusitania* verherrlichten. Selbst wenn die Versenkung der *Lusitania* sich hätte rechtfertigen lassen — am Tod von Frauen und Kindern sich zu weiden, diese ekelhafte Geschmacklosigkeit wird allein für möglich halten, wer zur Kriegszeit in Deutschland gelebt hat.

In ganz Deutschland gab es, soweit ich mich erinnere, nur zwei Männer, die ein Wort für Amerika einzulegen wagten. Der eine von ihnen, Regierungsrat Paul Krause, Schwiegersohn des Feldmarschalls von der Goltz, veröffentlichte im *Lokalanzeiger*, Januar 1917, einen Aufsatz, der die Frage der Munitionsverschiffung vom amerikanischen Standpunkt aus beleuchtete; der andere war jener kühne, furchtlose Sprecher und Schreiber Maximilian Harden, der es wagte, den amerikanischen Standpunkt zu verteidigen. Der wichtigste dieser Aufsätze, betitelt « Wenn ich Wilson wäre » erschien in einer Nummer seiner *Zukunft*. Nachdem nur wenige Exemplare dieser Nummer verkauft worden waren, konfiszierte die Polizei die ganze Auflage; ob die Militärbehörde oder der Kanzler diese Konfiskation verfügten, ist mir nicht bekannt. In Berlin war man allgemein der Ansicht, die Konfiskation sei auf Befehl des Generals von Kessel, Gouverneurs der Mark Brandenburg, geschehen. Ich kannte Harden schon vor dem Krieg, und auch während des Krieges traf ich

ihn zuweilen. Er hielt gelegentlich einen Vortrag in der grossen Halle der Philharmonie, die dann stets bis auf den letzten Platz gefüllt war. In diesen Vorträgen, denen die Polizei sorgfältigste Beachtung schenkte, sagte er nichts aussergewöhnliches. Seine Schrift erschien wöchentlich, nahm nur geringen Raum ein, war aber von einer Bedeutung, die zu ihrem bescheidenen Aeussern in keinem Verhältnis stand.

Die liberalen Zeitungen, vornehmlich das von Theodor Wolff herausgegebene *Berliner Tageblatt*, waren nicht amerikanerfreundlich, doch ohne gehässige Sprache. Die konservativen Blätter dagegen, wie auch einige der katholischen, wüteten gegen alles Amerikanische. Im Reichstag wurde Amerika und Präsident Wilson oft angegriffen und niemals verteidigt. Am 30. Mai 1916 äusserte sich im Lauf einer Debatte Stresemann, vom rechten Flügel der national-liberalen Partei, heftig gegen den Präsidenten Wilson und sagte, man verbitte sich seine Vermittlung. Im Gegensatz gegen Amerika waren alle einig, Regierung, Presse und Politiker.

Ich glaube, dass der ganze bittere Hass, der früher Grossbritannien galt, nun heute den Vereinigten Staaten gilt, und zwar sind von allen Amerikanern am verhasstesten die Deutsch-Amerikaner. Sie haben die Deutschen tief enttäuscht; erstens weil die Gaben der Deutsch-Amerikaner für Zwecke der Barmherzigkeit, obwohl sie überreichlich flossen, den Empfängern in Deutschland nicht bekannt waren. Geldsendungen aus Amerika an das Deutsche Rote Kreuz wurden quittiert, doch nichts veröffentlicht, aus dem hätte geschlossen werden können, was Deutsch-Amerikaner geleistet hatten. Zweitens

reisten die Deutsch-Amerikaner nicht, wie man von ihnen erwartet hatte, mit amerikanischen Pässen durch neutrales Land, um in die deutsche Armee einzutreten. Drittens — das war die schmerzlichste Enttäuschung von allem — fiel es den Deutsch-Amerikanern gar nicht ein, ihr Gut und ihr Blut, ihre gegenwärtige Existenz und die Zukunft ihrer Kinder aufs Spiel setzend, gegen die amerikanische Regierung für die Hohenzollern die Waffen zu ziehen. Jahrelang wurde in Amerika eine kluge Propaganda betrieben, um es allen Deutschen zum Bewusstsein zu bringen, sie seien alle Glieder eines deutschen Volkes, um diejenigen, welche aus Hessen oder Bayern oder Sachsen oder Württemberg stammten, vergessen zu machen, dass noch erst 1866 ihre Heimat von dem preussischen Militarismus erobert und unterjocht worden war.

Als Prinz Heinrich, des Kaisers Bruder, Amerika besuchte, brachte er die meiste Zeit mit Deutsch-Amerikanern und in deutsch-amerikanischen Gesellschaften zu, eben um diese Propaganda zu unterstützen. Wenn aber schon in Friedenszeiten der Deutsch-Amerikaner, der sein Heimatdorf besuchte, dort oft eine etwas frostige Aufnahme fand — wie sollten da zwischen den beiden Ländern gute Beziehungen entstehen? Neid ist ja der Vater des Hasses. Karikaturen von Onkel Sam und von Präsident Wilson fanden sich in allen deutschen Blättern. Ein Spottbild, das unsern Präsidenten darstellt, wie er mit der einen Hand die Friedenstaube loslässt und mit der andern den Alliierten Munition spendet, war noch das Harmloseste.

Wie ich bemerkt habe, wollte mich der Kaiser vom 10. August 1914 bis zum 25. September 1915 überhaupt

nicht empfangen; mit der Begründung, ich sei der Botschafter eines Landes, das den Feinden Deutschlands Munition liefere, und bei allen den königlichen Hoheiten standen wir auf der schwarzen Liste. Nach Ausbruch des Krieges sah ich keine mehr, auch nicht die geringste, mit Ausnahme des Prinzen Max von Baden, der sich mit Kriegsgefangenen in Deutschland und anderswo abgab. Einmal sandte ich einen meiner Sekretäre in den Palast der Prinzessin August Wilhelm, einer Schwiegertochter des Kaisers, mit einem Geldbeitrag für ihr Spital, da sie angekündigt hatte, sie werde an jenem Tage Gaben persönlich in Empfang nehmen. Das Geld nahm sie an, unter bitteren Klagen gegen Amerika wegen der Munitionslieferungen. Eine Sendung von Cigaretenschachteln an eine andere Hoheit zu Weihnacht 1914 blieb ohne Antwort. Dr. Jacobs, Korrespondent des *Musical America* in Berlin, der bis zum 26. April 1917 dort blieb, wurde am 16. April 1917 vor die Kommandantur geladen und daselbst einem Kreuzverhör unterworfen. Während dieses Kreuzverhörs wurde er gefragt, ob er von der Wahrheitsliga wisse und warum er sich ihr nicht angeschlossen habe. Ich weiss nicht, was es zur Strafe dafür, dass er sich ihr nicht angeschlossen hatte oder aus andern Gründen, aber während seines weitem Aufenthalts in Berlin hatte er sich täglich zweimal der Polizei zu stellen und durfte sein Haus nach acht Uhr abends nicht mehr verlassen. Dass man ihn solches fragte, beweist, wie sehr sich die deutschen Behörden für jene übelriechende Gesellschaft einsetzten.

Aus einigen Schriften der Wahrheitsliga geht hervor, dass man mich beschuldigte, Engländer mit amerika-

nischen Pässen versehen zu haben, um ihnen das Verlassen Deutschlands zu ermöglichen. Nach meiner Abreise aus Deutschland wurde im Reichstag darüber interpelliert, und Zimmermann, der die Anfrage zu beantworten hatte, sagte, er habe die Sache untersucht und gefunden, dass sich dieser Vorwurf nicht aufrecht halten lasse.

In einem andern Kapitel ist die Rede von der Unterstützung an Waffen und Lebensmitteln, die Amerika den Alliierten angedeihen liess. Kein Deutscher wird das je vergessen. Ob das nach Recht und Vertrag statthaft war, wird er gar nicht untersuchen; er weiss nur, dass amerikanische Munition seinen Bruder, Sohn oder Vater getötet hat. Wir haben mit dem Hass auf lange Jahre hinaus zu rechnen.

---

## KAPITEL XVII.

### Diplomatische Verhandlungen.

---

Wenige Tage nach dem, was in Kapitel XII erzählt ist, sprach Jagow auf der Botschaft vor und lud mich ein, den Kaiser im Grossen Hauptquartier zu besuchen, liess aber nicht verlauten, weshalb man mich verlangte. Bis heute weiss ich nicht, ob der Kanzler und die Umgebung des Kaisers in der Unterseebootsfrage mit den Vereinigten Staaten einen Vergleich auf bestimmte Zeit schliessen wollten, den sie gewissermassen unter den Schutz des Kaisers zu stellen wünschten, oder ob der Kaiser nur unentschlossen war und die Friedenspartei ihn mit dem amerikanischen Standpunkt in dieser Frage bekannt machen wollte. Ich neige zu dieser zweiten Ansicht. Jagow teilte mir mit, ein Beamter des Auswärtigen Amtes werde mich begleiten und es sei mir gestattet, einen Sekretär und einen Leibjäger mitzunehmen, ohne den kein Botschafter je in Deutschland reist. Mr. Grew, unser Botschaftsrat, legte Wert darauf, mitzugehen, und sowohl um seiner vorzüglichen Arbeitskraft wie um seines Dienstalters willen war er zu diesem Anspruch berechtigt. Leutnant von Prittwitz, der als eine Art Sondergehilfe Jagows dem Auswärtigen Amt zugeteilt war, erhielt den Auftrag, uns zu begleiten.

Es wurde uns ein eigener Salonwagen zugewiesen, und Freitag den 28. April am Abend reisten wir ab. Als wir uns auf der Linie über Saarbrücken der Front näherten, musste unser Zug oft halten, um lange Verwundetenzüge durchzulassen; und als wir nach Frankreich kamen, zeigten sich viele Spuren der Kämpfe, die in diesen Gegenden im August 1914 gewütet hatten. Städte und Dörfer, durch die wir fuhren, lagen teilweise in Trümmern, und an einigen Hügeln waren roh ausgehobene Schützengräben zu erkennen. Auf den Bahnhöfen waren schwarzgekleidete weinende Frauen kein seltener Anblick. Ihre Trauer galt wohl einem Gatten, Bräutigam oder Sohn, die, zur französischen Armee eingerückt, vielleicht lange nach ihrem Tod als tot gemeldet worden waren. In der Festung Metz, durch die wir kamen, herrschte ein Treiben wie in einem Bienenschwarm. Beständig fuhren Züge durch die Stadt. Artillerie zeigte sich auf den Strassen und Kraftwagen schwärmten allenthalben.

Das Grosse Hauptquartier des Kaisers an der Westfront ist in der Stadt Charleville-Mézières, an der Maas, im Departement der Ardennen, zu jener Zeit das einzige von den Deutschen vollständig besetzte Departement Frankreichs. Am Bahnhof empfingen uns einige Offiziere und einer der kaiserlichen Kraftwagen, zu meinem Gebrauch bestimmt, führte uns zu einer Villa in Charleville, die einem französischen Industriellen namens Perrin gehörte. Diese hübsche kleine Villa aus rotem Backstein war von den Deutschen « Sachsenvilla » getauft worden, weil der König von Sachsen sie bezogen hatte, als er den Kaiser besuchte. Eine französische Dienstmagd und ein alter Gärtner waren in der Villa zurückgeblieben; ausser-

dem waren uns für die wenigen Mahlzeiten, die wir dort einnahmen, zwei kaiserliche Leibjäger zugeteilt, die etwas von dem kaiserlichen Silber- und Porzellangeschirr mitbrachten.

Bis wenige Tage vor unserer Ankunft hatte der Kaiser in Charleville eine geräumige Villa bewohnt. Nachdem aber der Maschinenmeister seines Privatzuges am Bahnhof von einer französischen Fliegerbombe getötet worden und eine andere Bombe keine hundert Meter weit von jener Villa geplatzt war, zog er in ein Schloss auf einem Hügel ausserhalb Charleville, bekannt entweder als Belle Vue oder als Bel Air. Während unseres Aufenthalts nahmen wir fast jeden Tag unsere Mittags- und Abendmahlzeit bei dem Kanzler ein, in der Villa eines französischen Bankiers, die er bewohnte. Bei diesen Mahlzeiten waren wir etwa zu zehn; es nahmen daran teil des Kanzlers Schwiegersohn, Zech, Prittwitz, zwei Sachverständige im internationalen Recht, beide dem Auswärtigen Amt zugeteilt; zweimal war auch von Treutler anwesend, der preussische Gesandte am bayrischen Hofe, der beauftragt war, das Auswärtige Amt bei dem Kaiser zu vertreten; auch Helfferich war gegen Ende unseres Aufenthaltes von Berlin her erschienen. Ich nahm mein ganzes Deutsch zusammen; da der Kanzler nicht gern englisch sprach und einige der Gäste überhaupt nicht englisch konnten, suchten wir ein deutsches Tischgespräch in Gang zu bringen. Einmal freilich als ich versuchte, Helfferich in die verschiedenen amerikanischen Steuersysteme einzuweihen, fühlte ich selbst, dass ich meiner Sprachkunst wohl etwas viel zutraute.

Während unseres Aufenthalts in Charleville erhielt

ich vom Staatsdepartement Telegramme, die mir von Berlin chiffriert zugestellt und von Grew entziffert wurden; er hatte das Schlüsselbuch mitgebracht. Eines dieser Telegramme bestimmte ausdrücklich, dass bei irgend welchem Vergleich im Unterseebootsstreit Amerika keinen Unterschied zwischen bewaffneten und unbewaffneten Handelsschiffen zulassen werde.

Wir bildeten eine Zeit lang eine recht glückliche Familie. Die französischen Eigentümer der Villa hatten, wie es schien, eine besondere Vorliebe für mechanisches Spielzeug gehabt. Jeden Abend kamen nach dem Diner diese Spielzeuge in Gang, zum grossen Ergötzen des Kanzlers. Eines dieser Spielzeuge war ein etwa zwei Fuss hoher Tänzer, ein anderes vielbewundertes bestand aus einem Clown mit einem dressierten Schwein, die beide eine Leiter emporkletterten und darauf erstaunliche Kunststücke ausführten. Grew, ein ausgezeichnete Musiker, spielte für den Kanzler Klavier, und zwar auf dessen Wunsch vornehmlich Bach, den des Kanzlers verstorbene Gemahlin besonders geliebt hatte. Eines Tages nahmen wir den Thee im Garten der früher vom Kaiser bewohnten Villa, in Gesellschaft des Fürsten von Pless (der sich immer beim Kaiser aufhält und dessen besondere Gunst geniesst), von Treutler und andern. Mit dem Fürsten von Pless fuhren wir aus, um einige herrliche Himalayafasane zu sehen; ein alter Franzose hielt sie, der als ausgedienter Gefangenwärter immer etwas unter Schloss und Riegel halten musste. Der mir zur Verfügung gestellte Kraftwagen des Kaisers trug zwei geladene Gewehre, in der Ecke rechts und links aufrecht stehend und zu sofortigem Gebrauch fertig. Eines Tages fuhren wir, natürlich immer

unter der Aufsicht dazu bestellter Offiziere, zu dem alten mauerbewehrten Rocroy und durch den schönen Ardennenwald östlich davon, um dann über die Höhen längs der Maas nach Charleville zurückzukehren.

Es war lehrreich zu sehen, wie die französische Bevölkerung durch die amerikanische Unterstützungskommission ernährt wurde. Von einem Mitglied des französischen Komites begleitet, besahen wir die Wirkung dieses Systems amerikanischer Kriegshilfe. Zuerst besuchten wir das Vorratshaus in Charleville, gewissermassen das Hauptquartier des Unterstützungsbezirks Charleville. Ganz Nordfrankreich war in sechs solche Unterstützungsbezirke eingeteilt. In jedem dieser Unterstützungsbezirke wurden von einer zentralen Verteilungsstelle aus Nahrungsmittel in jede Gemeinde gesandt; die Bevölkerungszahl der Gemeinden betrug im Durchschnitt ungefähr fünfhundert Seelen. Von der Verteilungsstelle in Charleville fuhren wir dann in eine der Gemeinden, wo an jenem Nachmittag die Verteilung der Lebensmittel für die Woche geschehen sollte. In einer seit dem Krieg geschlossenen Fabrik fanden sich die Leute des Dorfes mit ihren Körben ein, um die einem jeden zugewiesene Ration in Empfang zu nehmen. Sie betraten zunächst einen grossen Fabrikraum; dort stand ein Pult, wo man die Wochenration entweder bar bezahlte oder später zu bezahlen sich verpflichtete. Wer keine Aussicht hatte, je bezahlen zu können, bekam seine Ration unentgeltlich. In jeder dieser drei Klassen war ungefähr je ein Drittel der Leute. Als Zahlungsmittel diente nicht immer französisches oder überhaupt irgend welches gemünzte Geld, sondern hauptsächlich Papiergeld, in jenem Teil Nordfrankreichs

von jeder Stadt herausgegeben, und nach dem Kriege rückzahlbar. An den Wänden stand auf Tafeln zu lesen, wieviel jeder für die nächsten zwei Wochen beziehen durfte und was das Kilogramm jeder Ware kostete. Hier ein Beispiel: zu jener Zeit, in der ersten Hälfte Mai 1916, konnte jeder Einwohner des Bezirks folgende Rationen zu folgenden Preisen beziehen:

| Warengattung                | Ration pro Kopf<br>für zwei Wochen | Preis pro<br>Kilogramm |
|-----------------------------|------------------------------------|------------------------|
| Mehl . . . . .              | 4 kg 500 g                         | Fr. 0.48               |
| Reis . . . . .              | 500 g                              | » 0.55                 |
| Bohnen . . . . .            | 500 g                              | » 0.90                 |
| Speck . . . . .             | 500 g                              | » 2.80                 |
| Schmalz . . . . .           | 250 g                              | » 2.30                 |
| Grüner Kaffee . . . . .     | 250 g                              | » 1.70                 |
| Kristallisierter Zucker . . | 150 g                              | » 0.90                 |
| Salz . . . . .              | 200 g                              | » 0.10                 |
| Seife (hart) . . . . .      | 250 g                              | » 1.00                 |

Zu diesen Waren bekam jeder Einwohner der von uns besuchten Gemeinde an jenem Tag eine kleine Menge Rübsamen, auf dem Plätzchen zu säen, das die deutschen Behörden einem jeden von seinem Grundbesitz gelassen hatten.

Das Volk, das diese Anweisungen bezog, sah äusserst arm, hungrig und elend aus. Manche redeten mich an, hier und in Charleville, und dankten dem amerikanischen Volk herzlich für alles. In Charleville meinten sie, ich sei gekommen, weil zwischen Amerika und Deutschland ernste Schwierigkeiten beständen. Sie sprachen die Hoffnung aus, es möchte zwischen den beiden Mächten nicht zum Kriege kommen, da sie sonst nicht wüssten, was aus

ihnen würde und sie in den Wirren des Krieges sicher vor Hunger und Entbehrungen zu Grunde gehen müssten.

In Charleville war überall bekanntgemacht, dass die Einwohner sich, ich glaube nach acht Uhr, auf der Strasse nicht mehr zu zeigen hätten, wie auch dass jeder von seinem Grundeigentum ein kleines Stück mit Kartoffeln bepflanzen durfte.

Von der Fabrik, wo die Lebensmittel verteilt wurden, fuhren wir nach Sedan. Unterwegs hielten wir im Dörfchen Bazeilles und besuchten das Haus, wo Bismarck und Napoleon III nach der Schlacht bei Sedan sich getroffen hatten. Die alte Eigentümerin des Hauses empfing uns und zeigte uns die Geschosspuren an ihrem Hause, diejenigen aus dem Krieg von 1870 wie diejenigen aus dem gegenwärtigen Kriege. Sie entschuldigte sich, dass sie eine in diesem Krieg durch Gewehrschuss zertrümmerte Fensterscheibe wegen der Kälte habe ersetzen lassen. Als junges Mädchen hatte sie Bismarck und Napoleon empfangen und in die Räume des obern Stockwerks geführt, wo jene unterhandelten. Ich fragte sie, auf welchem Stuhl Bismarck gesessen habe, und es wurde mir das Glück zu teil, auch darauf zu sitzen. Dafür leistete ich meinen Beitrag zu der von den Besuchern des Häuschens zusammengesteuerten Goldstücksammlung.

In Sedan besuchten wir eine alte Mühle, die der Unterstützungskommission als Vorratshaus diente. Auf der Amtsstube des Bürgermeisters fand eine Besprechung statt zwischen preussischen Offizieren und Mitgliedern des französischen Komites von Sedan, wobei gewisse Details betreffend die Verpflegung der Bevölkerung erörtert wurden. Das Hilfswerk reicht natürlich nicht

bis an die Front, doch besuchten wir ein vom Hilfswerk unterstütztes Dörfchen, das nicht viele Kilometer hinter der Front liegt. Auch dort zeigte man uns wie anderswo die zur Verteilung bereiten Vorräte der Unterstützungskommission. Da in diesem Dorf sich viele Soldaten aufhielten, hielt ich es für angezeigt, obwohl ja das Militär seine eigenen Vorratsräume haben musste, die Vorratsräume des Militärs zu sehen, um dessen gewiss zu sein, dass das Militär nicht auf Kosten des Hilfswerks gepflegt wird. Man führte mich über das Bahngleise zu jenen Räumen, und den Zetteln auf Fässern und Kisten nach zu schliessen, muss ein grosser Teil der dem Militär gehörenden Vorräte aus Holland gekommen sein.

Während dieser Fahrt über Land sah ich eine Anzahl Frauen und Mädchen, die auf den Feldern arbeiteten oder zu arbeiten versuchten. Sie sahen so ganz anders aus als das gewöhnliche Landvolk, dass ich die begleitenden Offiziere darüber befragte. Sie erzählten mir, das seien die Bauern der Ortschaft; es sei in diesem Teil Frankreichs Brauch, sich aussergewöhnlich gut zu kleiden. Später traf ich zu Charleville in der Wohnung eines Offiziers die in Nordfrankreich arbeitenden Mitglieder der amerikanischen Unterstützungskommission; sie waren mit Sonderzug gekommen, mich in Charleville zu sehen; es begleitete sie Graf Wengersky als ihnen zugeteilter Dolmetsch und Führer. Dieser Graf Wengersky sprach gut englisch, war er doch eine Reihe von Jahren Agent der Hamburg-Amerika Linie in London gewesen. Er wusste, wie man mit Amerikanern umgeht und besass mehr Takt als sonst dem durchschnittlichen preussischen Offizier beschieden ist. In jener Wohnung, bei Thee und

## FAKSIMILE

DER INSTRUKTIONEN DES PRESSBUREAU IN BERLIN, AN DIE ZEITUNGEN,  
ANLÄSSLICH DES LETZTEN ZEPPELINFLUGES ÜBER LONDON.

*Wichtigste Mitteilung für Berlin*

Die ganze Berichterstattung über den letzten Luftangriff seitens der Engländer hat sich, wie gewohnt, darauf beschränkt, die übliche Anzahl von Menschenleben als einzige Opfer des Angriffs anzugeben und die materiellen Schäden als völlig belanglos hinzustellen. Alle Bemühungen, durch weitgehende Absperrungsmaßnahmen und Beebelung der Berichterstattung die tatsächlich verursachten Schäden der Öffentlichkeit vorzuenthalten, sind auch dieses Mal erfolglos geblieben. Zerstörungen, wie sie namentlich der letzte Angriff im Gefolge gehabt hat, lassen sich auf die Dauer eben nicht verschleiern. Der ganze Umfang der ~~der ganze Umfang~~ der Schäden läßt sich zwar noch nicht im Entferntesten übersehen, doch genügt das, was bisher bekannt geworden ist, vollauf, um zu erkennen, daß der Luftangriff vom 13./14. X. alle bisherigen an Wirkung weit aus übertraffen hat.

Es wurden erfolgreich beworfen.

### 1. Die Londoner Hafenanlagen (die sogenannten Docks) und ihre anliegenden Stadtteile

#### Im Einzelnen.

In den East India Docks brannte ein großer Schuppen, der zum Teil Munition und anderes Kriegsmaterial enthielt, vollständig nieder.

In den London Docks wurden die Kaimauern und Lagerhäuser auf weite Strecken niedergelegt. Mehrere Schiffe wurden getroffen, zum Teil völlig vernichtet.

In den Victoria Docks geriet ein großer Baumwollspeicher in Brand und wurde völlig zerstört.

Die in der Nähe der Docks gelegenen Straßen, insbesondere die St George Street und die Leman Street haben schwer gelitten.

2.) Die City und das Zeitungsviertel sind mit besonders gutem Erfolge angegriffen worden.

Insbesondere wurden mit Bomben belegt

Der mit Geschützen versehene Tower nebst Towerbrücke, die Chancery Lane, die Liverpool Street, die Morgate Street, die Bishopsgate, die Altgate, die Minories.

In diesen Straßen sind zahlreiche Häuser zerstört worden, zum Teil ganze Häuserblocks.

## Ja Einzelnen.

Die South Western Bank brannte bis auf die Grundmauern nieder. Erhebliche Summen an Geld und Wertpapieren sollen vernichtet worden sein. Unter den Trümmern wurde noch tagelang nach Geld und Papieren gesucht. Auch eine Filiale der London Bank wurde eingäschert.

Im Zeitungsquartier wurde das Gebäude der Morning Post besonders schwer beschädigt.

Der Untergrund- und Eisenbahnbetrieb durch London mußte infolge von Zerstörungen teilweise eingestellt werden.

### Vororte

#### 1.) Woolwich.

Im Arsenal sind schwere Beschädigungen angerichtet worden. Ein Teil ganz neuer Maschinen und Einrichtungen ist vernichtet worden.

#### 2.) Meffield.

Eine Batterie mit Scheinwerfern, von der die Luftschiffe heftige Feuer bekommen hatten, wurde mit Bomben belegt und zum Schweigen gebracht. Die Scheinwerfer erloschen zum Teil unmittelbar nach den ersten Bombenwürfen.

#### 3.) Hampton

Die Pump- und Kraftstation wurde beworfen. Bei der guten Beobachtungsmöglichkeit wurden gute Treffergebnisse festgestellt.

#### 4.) Croydon

Es wurde eine Reihe großer Fabrikanlagen <sup>beworfen</sup> und mehrere große Brände beobachtet.

#### 5.) Kentistown (Im Norden Londons)

Hier wurde eine besonders starke Scheinwerferbatterie ausgiebig mit Bomben belegt und zahlreiche Treffer beobachtet. Nach einem mitten in der Batterie gelegenen Treffer erlosch sofort eine Reihe von Scheinwerfern.

6.) Im Westham und Eastham wurden große Fabrik- und Eisenbahnanlagen beworfen. Es konnte sehr guter Erfolg festgestellt werden.

#### 7.) Juswich.

Es wurde eine Batterie beworfen, deren Feuer nach wenigen Bombenwürfen merklich schwächer wurde.

Die Luftschiffe wurden während des ganzen Angriffs außerordentlich heftig beschossen. Aus allen Teilen Londons hagelte es Schrapnells und Sprenggranaten. 4 Flugzeuge bemühten sich, die Abwehr der Luftschiffe zu unterstützen, ohne jedweden Erfolg. Zahllose Scheinwerfer beleuchteten aus allen Stadtteilen die Luftschiffe taghell. Eins der Luftschiffe nahm sich die Zeit, die Scheinwerfer zu zählen. Es zählte über 26. Die Engländer werden sich unter diesen Umständen nicht darüber beklagen dürfen, wenn wir ihre Kapitale als einen außerordentlich gut befestigten Platz ansehen und dementsprechend behandeln.

Text nicht vollständig,  
jedoch soweit Zahlen  
und Tatsachen in Frage  
kommen, zu benutzen.

Kuchen, als wir Amerikaner unter uns waren, erfuhr ich das Geheimnis jener so merkwürdig aussehenden Bauern, die ich auf den Feldern um Charleville an der Arbeit gesehen hatte.

Die Deutschen hatten, wie es scheint, versucht, aus den grossen Industriestädten Lille, Roubaix und Tourcoing Freiwillige zu bekommen, um diese Felder zu bearbeiten. Nachdem die Sache reichlich bekannt gemacht worden war, hatten sich im ganzen vierzehn Freiwillige gemeldet. Darauf erging nun der Befehl, eine gewisse Zahl Einwohner gewaltsam nach entlegenen Landbezirken zum Zweck landwirtschaftlicher Arbeit zu verschicken. Die Amerikaner erzählten mir, dieser Befehl sei mit der grössten Roheit ausgeführt worden. Es konnte geschehen, dass ein Mann des Abends bei seiner Heimkehr Frau und Kinder nicht mehr vorfand und niemand ihm sagen konnte, wo sie seien; nur dass die Nachbarn ihm mitzuteilen wussten, deutsche Offiziere mit einer Schar Soldaten hätten sie weggeführt. Im Haus eines wohlhabenden Kaufmanns zum Beispiel, wo sich zwei Töchter von fünfzehn und siebzehn Jahren samt einem Diener aufhielten, wurden die beiden Töchter mit dem Diener verhaftet und verschickt, um, irgendwo in einer Hütte lebend, für die Deutschen zu arbeiten, ohne dass die Eltern erfahren durften, wo sie hingekommen seien. Die Amerikaner erzählten mir, dieses Verfahren erzeuge unter der Bevölkerung der genannten Städte eine solche Erbitterung, dass sie einen grossen Aufstand mit nachfolgendem Morden und Brennen der Deutschen befürchteten. An jenem Abend sprach ich beim Diner zum Kanzler von dieser Sache und sagte ihm, ich halte ein solches Vorgehen für

unerträglich und sei ohne meine Regierung zu befragen bereit, im Namen der Menschheit gegen eine solche Miss- handlung der Zivilbevölkerung im besetzten Frankreich Protest einzulegen. Der Kanzler antwortete, er wisse von dem allem nichts, das habe das Militär getan, er wolle mit dem Kaiser darüber sprechen und hoffe, weitere Verschickungen verhindern zu können. Ich glaube, dass sie wirklich aufhörten, aber zwanzig tausend oder mehr Verschickte kehrten erst nach Monaten in ihr Heim zurück. In einer Ansprache, die ich bei meiner Rückkehr nach Amerika hielt, sagte ich, es bedürfe der vereinten Anstrengungen des Papstes, des Königs von Spanien und unseres Präsidenten, um die Heimkehr dieser Leute zu erwirken. Da erschien ein Artikel einer deutschen Pressagentur, ich hätte in dieser Sache falsche Angaben gemacht, da diese Leute nicht dank dem Papst, dem König von Spanien und unserem Präsidenten heimgekehrt seien, sondern ganz einfach, weil die Deutschen für sie keine Arbeit mehr gehabt hätten. Mir scheint diese Erklärung den Fall eher zu verschlimmern als zu verbessern.

Mit dem Kanzler hatte ich jeweilen am Abend in seinem Hause Unterredungen über die Unterseebootsfrage. Wir sprachen oft lange zusammen, unter vier Augen, in einer Ecke des Zimmers, während die andern der Musik lauschten oder sich mit den mechanischen Spielzeugen vergnügten. Was gesprochen wurde, kam ganz ohne Zweifel dem Kaiser zu Ohren, sei es durch den Kanzler, sei es durch Treutler, der zu jener Zeit bei Seiner Majestät hoch in Gnaden stand. Ich erinnere mich, dass ich eines Abends gefragt wurde, was Amerika tun könnte, den

fast unmöglichen Fall gesetzt, es würde den verschärften Unterseebootkrieg mit der Kriegserklärung beantworten. Ich antwortete, nahezu alle grossen in diesem Krieg verwendeten Erfindungen seien von Amerikanern gemacht worden; selbst das Unterseeboot, das uns so viel zu reden gebe, sei eine amerikanische Erfindung wie Stacheldraht und Flugzeug, Stahlplatte, Telephon und Telegraph — alles zum Schützengrabenkrieg unentbehrlich — dass selbst diese Art Kriegführung in ähnlichem Masstab wie heute zuerst in unserm Bürgerkrieg erprobt worden sei; und ich sei überzeugt, dass Amerika, wenn es zum Kriege gezwungen würde, irgend eine Erfindung bringen werde, die auf den Krieg entscheidend einwirken könne. Meine deutschen Zuhörer schienen zu glauben, es möchte wohl etwas an der Sache sein, aber sie entgegneten: « Während Sie möglicherweise etwas in Amerika erfinden, während Sie möglicherweise den Alliierten Gelder und Vorräte schicken, haben Sie doch keine Leute, und die öffentliche Meinung in Ihrem Lande ist derart, dass Sie keine Armee aufbringen werden, die stark genug wäre, um irgend welchen Eindruck zu machen. » Ich erwiderte, es könnte sein, dass im Fall des Krieges die Deutschen durch ähnliche Taten wie diejenigen, welche Grossbritannien aufgebracht haben, uns zwingen, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen. Was ich da als Möglichkeit erwähnte, bezeichneten die Deutschen als völlig unmöglich. Ich bin dessen gewiss, dass die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht bei uns schon in unserm ersten Kriegsjahr der Stimmung in Deutschland einen schweren Schlag versetzt hat.

Der Kanzler wünschte immer die Unterseebootsfrage

in dem Sinne zu lösen, dass wir irgend etwas gegen Grossbritannien täten. Aber immer und immer bestand ich darauf, dass wir uns nicht wollten zwingen lassen, gegen eine andere Macht etwas zu unternehmen, um vom Deutschen Reich die Anerkennung dessen zu erwirken, was ganz einfach unser Recht sei. Während meines Aufenthalts im Grossen Hauptquartier war auch General Falkenhayn da; er mied mich sorgfältig, was ich dahin auslegte, dass er den Krieg mit Amerika wollte. Tatsächlich hörte ich später, er habe seine Meinung über diese Sache höhern Orts anbringen wollen, es hätte ihm jedoch eine sehr hoch stehende Persönlichkeit bedeutet, er möge sich um militärische Dinge kümmern. Nachdem wir etwa einen Tag in Charleville gewesen waren, kam auch der Vizekanzler Helfferich daselbst an. Ich habe immer geglaubt, er sei geschickt worden, um das Gewicht seines Einflusses zu Gunsten des Friedens in die Wagschale zu legen und das klar machen, dass Deutschland auf die Freundschaft der Vereinigten Staaten nach dem Krieg angewiesen sei, um sich Märkte und Absatz zu sichern; ich bin überzeugt, dass zu jener Zeit Helfferich sich für den Frieden eingesetzt hat.

Endlich wurde mir gemeldet, am nächsten Tag, Montag den 1. Mai, hätte ich an der Mittagstafel des Kaisers zu erscheinen. Grew war eingeladen, mich zu begleiten, und der Kanzler sagte, er würde mich eine Stunde früher abholen, da der Kaiser vor der Mittagstafel mit mir zu sprechen wünsche. Nachmittags wurde mir ein Auszug aus dem Logbuch eines deutschen Unterseebootsführers zugestellt; er enthielt die Meldung eines Unterseeboots, es sei ein Schiff gesichtet worden, das mit leichter Mühe

hätte in den Grund gebohrt werden können, man hätte es aber ziehen lassen, da die Küste 120 Meilen entfernt gewesen sei und die Schiffsbesatzung somit Mühe gehabt hätte, sich in Sicherheit zu bringen.

Als der Kanzler mich am nächsten Morgen abholte, fragte er mich, ob ich den Auszug aus dem Logbuch des Unterseebootsführers gelesen und bemerkt habe, dass die Versenkung des Schiffes unterlassen worden sei, weil man es 120 Meilen vom Land entfernt gefunden habe. Ich antwortete, freilich habe ich den Auszug gelesen, aber auch einen Zeitungsbericht, wonach ein Schiff genau jene Strecke weit vom Land entfernt bei stürmischem Wetter versenkt und die Mannschaft gezwungen worden sei, in den Rettungsbooten ihr Heil zu suchen; eine Schwalbe mache übrigens noch keinen Sommer und beständig kämen Nachrichten, es seien Schiffe auf hoher See versenkt worden.

Wir bestiegen dann den Kraftwagen und fuhren ungefähr eine Meile weit zu des Kaisers Residenz. Bevor wir in den Schlosshof gelangten, stiegen wir ab, und sogleich führte mich der Kanzler in einen Garten auf der sanft abfallenden Hügelseite unterhalb des Schlosses. Hier erging sich der Kaiser, in Uniform gekleidet. Als ich ihm näher kam, sagte er sogleich:

« Kommen Sie wie der grosse Prokonsul, in der einen Hand Frieden, in der andern Krieg ? »

Das war eine Anspielung an den Ausbruch des zweiten punischen Krieges, wie Quintus Fabius, das Haupt der römischen Gesandtschaft, in der Ratssitzung zu Karthago, sein Gewand zusammenfassend, sagte: « Hierin bringen wir euch Krieg und Frieden; wählt was ihr wollt. »

« Gebt uns, was ihr lieber gebt, » hallte die Antwort. « Da nehmt Krieg, » sprach der Römer und strich die Togafalte glatt. « Wir nehmen ihn an, » riefen Karthagos Räte, « und werden ihn führen. »

Ich sprach : « Nein, Majestät, ich bringe nichts als die Hoffnung, es möchte, was zwei sonst einander freundlich gesinnte Völker trennt, verschwinden. » Der Kaiser beklagte sich dann über den, wie er fand, unhöflichen Ton unserer Noten, die den Deutschen barbarische Kriegführung vorwürfen, während er doch als Kaiser und Haupt der Kirche sich bestrebt habe, den Krieg ritterlich zu führen. Er erinnerte an die Rede, die er bei Kriegsbeginn vor dem Reichstag gehalten habe, und sagte, Deutschlands Feinde hätten sich unedler Kampfweise bedient; zumal die Franzosen von heute seien nicht mehr die Franzosen von 1870, ihre Offiziere seien aber auch, statt adeligen Geblüts, kein Mensch wisse woher.

Er erwähnte dann den Versuch, Deutschland auszuhungern und der Milch zu entwöhnen, beteuerte aber, bevor er seine Kinder und Enkel sterben sehe, werde er Schloss Windsor samt der königlichen Familie in die Luft sprengen.

Wir sprachen dann lange und gründlich über die ganze Unterseebootsfrage. Der Kaiser meinte, das Unterseeboot sei nun einmal da, es sei eine von allen Staaten anerkannte und gebrauchte Waffe; er habe gerade in einem amerikanischen Blatte, dem *Scientific American*, das Bild eines projektierten Riesenunterseebootes gesehen. Was nun das Völkerrecht betreffe, so sei das längst nicht mehr vorhanden. Dem stimmte der Kanzler bei. Der Kaiser sagte ferner, wer auf einem feindlichen Handelsschiff

fahre, sei wie einer, der hinter der Front spazieren fahre; treffe es ihn, so dürfe er nicht klagen. Er fragte mich, warum wir gegen Grossbritannien nichts getan hätten, als es — so sagte er — das Völkerrecht brach; warum wir nicht die britische Blockade gebrochen hätten. Ich antwortete, die Vereinigten Staaten hätten sich auf das streng Sachliche, Völkerrechtliche beschränkt und Deutschland keineswegs grundsätzlich der Barbarei beschuldigt; wir beklagten uns nicht über die Unterseeboote, sondern nur über die Art und Weise ihres Vorgehens; wir könnten uns niemals verpflichten, Grossbritannien oder irgend ein anderes Land zu schädigen als Entgelt dafür, dass uns Deutschland oder irgend ein anderes Land verspreche, sich an das Völkerrecht zu halten und Recht und Leben unserer Bürger zu achten; wir verlangten nichts als unser Recht im Rahmen des allgemeinen Völkerrechts, und es sei an uns, zu entscheiden, welches Recht wir zuerst zu schützen hätten; wie ich schon dem Kanzler gesagt habe: würden zwei Männer bei mir eindringen, von denen der eine auf meinen Blumenbeeten herumtritt und der andere meine Schwester tötet, so würde ich mich doch wohl zunächst dem letztern zuwenden; was das Fahren auf feindlichen Handelsschiffen betreffe, sei es doch mit dem Spazieren hinter der Front nicht ganz zu vergleichen, da der Spaziergänger sich auf feindlichem Gebiete aufhalte, während wer auf See fährt, jenseits der Dreimeilengrenze, sich auf freiem Gebiet befinde, das keineswegs Feindesgebiet sei.

Wir besprachen auch den von der deutschen Regierung in einer der Fryenoten eingenommenen Standpunkt, wonach eine Lebensmittelsendung nach einem geschützten

Hafen des feindlichen Landes als den feindlichen Armeen bestimmt, somit als Konterbande zu gelten habe. Der Kaiser sprach mit einiger Bitterkeit vom Fall der *Dacia*, als ich aber mich zu der Sache äusserte, griff der Kanzler in das Gespräch ein mit der Bemerkung, unser Standpunkt sei unzweifelhaft korrekt. Ich sagte noch, es sei nicht unsere Sache, die Blockade zu brechen, es gebe deutsche Agenten genug in den Vereinigten Staaten, denen es möglich sei, Schiffe mit Nahrungsmitteln zu senden und damit die Frage aufzurollen; das einzige mit Nahrungsmitteln beladene Schiff, das meines Wissens die Fahrt versucht hätte, die *Wilhelmina*, sei von den Briten aufgebracht worden, die dann mit den Eigentümern einen Vergleich schlossen und für die strittige Ladung eine erhebliche Entschädigungssumme zahlten, was aber die Doktrin des Endziels von Gütersendungen betreffe, d. h. von Gütern, die zunächst in neutrale Länder gesandt würden, in Wirklichkeit aber kriegführenden Ländern bestimmt seien, so hätten wir während unseres Sezessionskrieges genau den Standpunkt eingenommen, den Grossbritannien jetzt einnehme; unser oberster Gerichtshof stütze sich zur Behandlung solcher Fälle auf einen Präzedenzfall, nämlich ein früheres Urteil, das eine nach Matamoros, Mexico, gerichtete, in Wahrheit aber der Südstaatenkonföderation bestimmte Schiffssendung behandelte.

Bei der Besprechung der Unterseebootsfrage machten Kaiser und Kanzler die Warnung geltend, die dem amerikanischen Publikum erteilt worden war, nicht mit der *Lusitania* zu reisen. Ich antwortete: « Wenn mich der

Kanzler warnt, ich solle nicht auf den Wilhelmsplatz gehen, wo ich doch hinzugehen das vollkommene Recht habe, so berechtigt ihn die mir erteilte Warnung nicht, mich zu töten, wenn ich, seine Warnung missachtend, dahin gehe, wo ich das Recht habe, hinzugehen. »

Die Unterredung wurde dann mehr allgemeiner Art, und zuletzt verliessen wir den Garten und betraten das Schloss, wo des Kaisers Adjutanten und Gäste ungeduldig auf die Mittagstafel warteten. Die Unterredung setzte sich noch lange nach der Mittagstafel fort. Aengstliche Gesichter zeigten sich an den Fenstern und auf den Terrassen des Schlosses. Ich sass zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Pless. Man sprach meist über Ungefährliches, und wenn die Unterhaltung auf die Suffragetten oder die Fordsche Friedensfahrt kam, war sie höchst fröhlich. Nach der Mittagstafel ging die Unterredung mit dem Kaiser weiter, doch in weniger eindringender Art als am Morgen.

Jene Nacht um elf Uhr, nach einem Diner beim Kanzler, verliessen wir Charleville im selben Sondersalonwagen und kamen am andern Tag nachmittags vier Uhr in Berlin an. Am Bahnhof warteten eine Menge deutscher und amerikanischer Zeitungskorrespondenten; sie waren alle ängstlich zu erfahren, was sich ereignet hätte.

Bei dem letzten Diner hatte mich der Kanzler beiseite genommen und gefragt: « Wie ich verstehe, verlangt Amerika, dass die Unterseeboote einen Kreuzerkrieg führen? » Ich antwortete: « Ja, das ist es; sie mögen das Durchsuchungsrecht ausüben, aber sie sollen nicht Schiffe ohne Warnung torpedieren oder sonst versenken, und sie

sollen überhaupt keine Schiffe versenken, ohne dass das Leben der Passagiere und der Schiffsmannschaft sichergestellt ist. »

Am 3. Mai des Morgens erfuhr ich, es werde eine deutsche Note gerüstet, die aber die Klausel enthalte, es sollen allerdings die Unterseeboote sich an die Regeln des Kreuzerkrieges halten, doch sollten die bewaffneten Handelsschiffe auf diese Behandlung keinen Anspruch haben. Da ein solcher Vorschlag die Schwierigkeit bestehen liess, fuhr ich sofort zum spanischen Botschafter und tat ihm dar, was ich vom Inhalt der Note vernommen habe, bedeute nichts anderes als den Bruch mit Amerika, und da ich Instruktion habe, in diesem Fall die Botschaft ihm zu übergeben, sei ich gekommen, ihm das mitzuteilen. Auf dieselbe Weise äusserte ich mich zu andern Kollegen, in der Hoffnung, das Auswärtige Amt möchte es direkt oder indirekt erfahren. Ob das Auswärtige Amt es erfahren hat, weiss ich nicht; Tatsache ist, dass die Sussexnote, so wie ich sie empfang, keine Ausnahme zu Ungunsten der bewaffneten Handelsschiffe enthielt.

Mit dem Empfang der Sussexnote und der Antwortnote unseres Präsidenten — er bestritt den deutschen Anspruch, unser Recht nach dem zu bestimmen, was wir zur Geltendmachung unseres Rechtes gegen Grossbritannien tun würden — schien die Unterseebootsfrage, wenigstens für den Augenblick, erledigt. Immerhin glaubte ich das Staatsdepartement sofort warnen zu müssen, es möchten Deutschlands Regenten in näherer oder fernerer Zukunft, unter dem Druck der öffentlichen Meinung wie von Tirpitz und der konservativen Parteien, sich gezwungen sehen, den uneingeschränkten Unterseebootskrieg wieder

aufzunehmen ; das könnte im Herbst 1916 und werde spätestens im Februar oder März 1917 geschehen.

In meiner letzten Unterredung mit dem Kanzler, bevor ich das Grosse Hauptquartier verliess, sagte er im Anschluss an seine Bemerkungen über den Kreuzerkrieg der Unterseeboote auch dieses : « Wenn wir nun diese Sache schlichten, so hoffe ich, Ihr Präsident werde gross genug sein, die Friedensfrage aufzuwerfen. » Einem Wunsche aus Regierungskreisen entsprechend gewährte ich dem Vertreter eines Münchener Blattes eine Zusammenkunft, wobei ich meine Hoffnung auf das Kommen des Friedens aussprach, wohlweislich beifügend, es könne noch Monate oder selbst Jahre dauern. Später kam der Kanzler immer wieder darauf zurück, Amerika müsse etwas für den Frieden tun, sonst würde Deutschlands öffentliche Meinung ganz sicher die Wiederaufnahme des uneingeschränkten Unterseebootskriegs erzwingen. Als ich im September 1916 erwähnt hatte, Mrs. Gerard werde zu kurzem Besuch nach den Vereinigten Staaten reisen, drang Jagow in mich, ich möchte doch auch gehen, um mit aller Gewalt den Präsidenten zu bewegen, dass er irgend etwas unternehme, um den Frieden herbeizuführen. Sowohl sein Drängen wie mein eigener Wunsch, eine klare Situation zu schaffen, hatten zur Folge, dass ich mich am 28. September in Kopenhagen auf dem dänischen Schiff *Friedrich VIII.* nach New York einschiffte. Ich hatte fast drei Jahre in Berlin zugebracht ; während jener Zeit war ich nur etwa fünf oder sechs Tage in Kiel gewesen, hatte in Schlesien 1914 zwei Sonntage zugebracht samt zwei Wochen in München im Herbst, zwei Tage in München, zwei Tage in Partenkirchen mit zwei Sonntagen

zu Heringsdorf im Sommer desselben Jahres; dazu wären einige Besuche in britischen Gefangenlagern zu rechnen, die sich über zweieinhalb Kriegsjahre erstrecken.

Auf dem *Friedrich VIII.* waren die Herren Herbert Swope, von dem *New York World* und William C. Bullit, von dem *Philadelphia Ledger*, die beide einige Zeit in Deutschland gewesen waren. Ich verhehlte diesen Herren keineswegs meine feste Ueberzeugung, Deutschland werde in kurzem, wenn nicht etwas für den Frieden geschehe, den uneingeschränkten Unterseebootskrieg beginnen, und sie schrieben in diesem Sinne an ihre Zeitungen. Mr. Swope sammelte die Aufsätze, welche der *New York World* veröffentlicht hatte, in einem Band, betitelt « Innerhalb des Deutschen Reiches. » In diesem Buch heisst es Seite 94 :

« Das Drängen auf Durchführung des uneingeschränkten Unterseebootskrieges bedeutet laut Aussage eines Mannes, der mit der höchsten deutschen Autorität spricht, eine Drohung, dazu bestimmt, uns zu schleuniger Durchführung einer Friedensaktion zu veranlassen. Botschafter Gerard wurde kurz vor seiner Abreise von Berlin darauf aufmerksam gemacht, lehnte aber jeden Zwang ab. »

Auf Seite 88 heisst es weiter :

« Dass das Unterseeboot 53 im Oktober 1916 sechs Schiffe in der Höhe von Nantucket versenkte, hat unsere Botschaft in Berlin nicht überrascht; gerade eine solche Demonstration war erwartet, die uns zu Gemüt führen sollte, was Deutschland in unsern Gewässern zu tun vermöchte, wenn es zum Krieg käme. »

Endlich heisst es auf Seite 74 :

« Durch ganz Deutschland wächst von Tag zu Tag die Agitation, die den Wiederbeginn des uneingeschränkten Unterseebootskriegs nach dem Muster der Lusitania fordert. Der Kanzler widersteht ihr nach Kräften ; wie lange es ihm gelingen wird, sie aufzuhalten, kann keiner sagen. Ich verliess Deutschland mit der Gewissheit, dass nur der Friede diesen Wiederbeginn hindern kann ; so äusserte sich jeder Deutsche, mit dem ich sprach, und auch Botschafter Gerard teilt diese Meinung. Dass die Möglichkeit des verschärften Unterseebootskrieges so drohend wurde, war der Hauptgrund der Rückreise des Botschafters im Oktober ; er hatte in Washington Bericht zu erstatten. Das war zu jener Zeit in Presstelegrammen angedeutet. »

Ich schrieb ein Vorwort zu Mr. Swopes Buch, in der ausdrücklichen Absicht, die amerikanische Oeffentlichkeit von meiner Ueberzeugung in Kenntniss zu setzen, Deutschland werde sehr bald den verschärften Unterseebootskrieg aufnehmen.

Unsere Heimreise auf dem *Friedrich VIII.* geschah ohne Zwischenfall, nur dass am 9. Oktober um Mitternacht Swope sich in meinem Salon meldete, um mir im Auftrag des Kapitäns eine drahtlose Meldung mitzuteilen, wonach deutsche Unterseeboote direkt vor uns her operierten und soeben in der Nähe von Nantucket sechs Schiffe versenkt hätten. Ich vermutete, der Kapitän werde den Kurs des Schiffes leicht geändert haben ; trotzdem war am nächsten Tag der Geruch verbrannten Oeles stundenlang bemerkbar.

Die dänischen Schiffe, die von Kopenhagen nach New

York fuhren, waren angewiesen, im Hafen von Kirkwall auf den Orkney Inseln, Nordschottland, zu landen, wo sie von den britischen Behörden durchsucht wurden. Als wir auf unserer Reise nach Kirkwall kamen, wurde ein Schwede durch ein britisches Boot vom Schiff weggeholt ; der Mann war so töricht gewesen, vom obersten Verdeck des *Friedrichs VIII.* aus den Hafen und die Verteidigungsanlagen von Kirkwall zu zeichnen. Die klugen Briten hatten ihm von der Küste oder von einem nahen Schiff her durch ein Teleskop zugeschaut. Die Schiffe dürfen nur tags im Hafen von Kirkwall einfahren. Jeden Abend vor Anbruch der Nacht ziehen Schleppschiffe ein Netz vor den Eingang des Hafens zum Schutz gegen Unterseeboote. Der Eingang wird nicht mehr geöffnet, bis es wieder Tag wird. Kapitän Thomsen, der uns auf dem *Friedrich VIII.* von Kopenhagen nach Amerika und zurück führte, gab durch seine offenkundige Berufstüchtigkeit allen seinen Passagieren ein Gefühl ruhiger Zuversicht auf der nicht unbedenklichen Reise in diesen gefährlichen Wassern.

Als ich am 11. Oktober in Amerika ankam, wurde mir ein höchst schmeichelhafter Empfang zu Teil, mit dem Ehrenbürgerrecht der Stadt New York. In den nächsten Tagen nach meiner Ankunft lud mich der Präsident ein, ihn zu Shadow Lawn in Long Branch zu besuchen. Mein erster Vortrag bei ihm dauerte viereinhalb Stunden. Nach seiner Wiederwahl sah ich ihn vor meiner Abreise nach Deutschland wieder, und auf sein besonderes Verlangen fuhr ich am 4. Dezember ab. Ich nahm den tiefbegründeten Eindruck mit, es sei ihm über alles andere darum zu tun, Frieden zu halten und Frieden zu stiften.

Die Frage der Friedensvermittlung war freilich äusserst schwierig. Hätten wir direkt unsere Vermittlung angeboten, so wären wir leicht in dieselbe Lage gekommen wie Grossbritannien zur Zeit des Sezessionskrieges, als wir auf die Eröffnungen Grossbritanniens zum Zweck des Friedensabschlusses ungefähr die Antwort gaben, die britische Regierung möchte sich um ihre eigenen Dinge kümmern, wir duldeten keine Einmischung und würden weitere Eröffnungen in dieser Sache als unfreundliche Handlungen betrachten. Die Deutschen hatten diesen Krieg losgelassen ohne Amerika im geringsten zu befragen; nun schienen sie es für ihr Recht zu halten, dass auf ihr Verlangen Amerika für sie Frieden schliessen sollte, und zwar einen solchen Frieden, zu solcher Zeit und zu solchen Bedingungen, wie sie es gerne gehabt hätten; geschähe das nicht, so hätten sie ein heiliges Recht, im Krieg alle Verträge zu brechen und Bürger der Vereinigten Staaten auf hoher See zu ermorden, Völkerrecht hin, Völkerrecht her. Gleichwohl war der Präsident offenbar geneigt, in der Frage der Friedenserzwingung sehr weit zu gehen.

Eine reizlose Fahrt war es von New York nach Kopenhagen, kalt und dunkel. Ein britischer Kreuzer hielt uns westlich der Orkney Inseln an und brachte uns zur üblichen Durchsuchung in den Hafen von Kirkwall, wo wir zwei Tage blieben.

Der Präsident hatte sich das Schicksal der nach Deutschland verschickten Belgier sehr zu Herzen genommen und liess es mir anbefohlen sein. Dass Deutschland einen grossen Teil der männlichen Bevölkerung Belgiens in tatsächliche Sklaverei verschleppt hatte, hatte in den Vereinigten Staaten den denkbar schlechtesten Eindruck

gemacht. Kardinal Farley sagte mir wenige Tage vor meiner Abfahrt : « Wir müssen in die Zeiten der Meder und Perser zurückgreifen, um ein Beispiel zu finden, wie ganze Völker in Sklaverei verschleppt werden. » Mr. Grew hatte darüber dem Kanzler Vorstellungen gemacht, und sofort nach meiner Ankunft griff ich die Sache auf. Ich erhielt zur Antwort, es sei dies eine militärische Massnahme ; Ludendorff hätte befürchtet, dass bei einem britischen Durchbruch, der einen deutschen Rückzug zur Folge gehabt hätte, eine feindlich gesinnte Bevölkerung im Rücken der deutschen Armee die Verbindungslinien gefährdet, Telephon und Telegraph unterbrochen hätte usw., und dass aus diesem Grunde die Deportation entschieden worden sei. Immerhin erhielt ich Erlaubnis, diese Belgier zu besuchen. Die Pässe, die zu solchem Besuch erforderlich waren, bekam ich allerdings erst wenige Tage, bevor ich dann Deutschland verliess. Einige dieser Belgier, die in Berlin zu arbeiten hatten, wussten sich wegzumachen, um mich zu besuchen. Wie sie in ihrer Heimat verhaftet wurden, um dann, nach Deutschland übergeführt, in harter Arbeit Munition gegen ihre eigenen Landsleute machen zu müssen — es war nicht leicht, das ruhig anzuhören. Ich sagte dem Kanzler : « Es werden Belgier zur zwangsweisen Herstellung von Munition verwendet, allem Kriegsbrauch und den Haager Verträgen zuwider. » Er antwortete : « Das glaube ich nicht. » Ich fuhr fort : « Mein Automobil ist vor der Tür. Ich kann Sie in vier Minuten an einen Ort hinführen, wo dreissig Belgier zwangsweise Munition herstellen. » Er hatte aber keine Zeit, hinzugehen.

Die Amerikaner müssen endlich begreifen, dass die

Deutschen vor nichts zurückschrecken werden, um diesen Krieg zu gewinnen, und dass Macht das Einzige ist, was ihnen imponiert.

Während ich mich in Amerika aufhielt, war Jagow, wie seine Feinde in Berlin vorausgesagt hatten, gefallen, und Zimmermann war an seine Stelle getreten.

Ich blieb einen Tag in Kopenhagen, erstens um den Transport von drei Tonnen Lebensmittel anzuordnen, die ich von New York zum Gebrauch in Deutschland mitgebracht hatte, zweitens um mit Graf Rantzau, dem deutschen Gesandten, einem äusserst fähigen Diplomaten, zu speisen. Nun war des Präsidenten Friedensnote kurz vor mir in Berlin angelangt und durch Mr. Grew wenige Stunden vor meiner Ankunft überreicht worden. Joseph C. Grew, von Boston, war während meines ganzen Aufenthalts in Berlin der Nächste im Rang. Er hat während meiner Reise nach Amerika im Herbst 1916 die Botschaft ganz vorzüglich geführt und war mir zu jeder Zeit eine treffliche Stütze. Ich hoffe, dass ihn seine Laufbahn noch weit führen wird. Diese Note war vom 18. Dezember 1916 datiert und vom Staatssekretär an die amerikanischen Botschafter in den Hauptstädten der kriegführenden Länder gesandt worden. Sie begann wie folgt :

« Der Präsident beauftragt mich, Ihnen folgende Mitteilung zuzusenden, die Sie dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten der Regierung, bei der Sie beglaubigt sind, unverzüglich zustellen wollen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten beauftragt mich, der..... (folgt nähere Bezeichnung) Regierung mit Bezug auf den gegenwärtigen Krieg einen Vorschlag zu über-

mitteln, den die Regierung, wie er hofft, in freundlichem Geiste erwägen wird usw. »

Die an die Zentralmächte gesandte Note enthielt folgende Stelle :

« Der Präsident beabsichtigte seit langem den Vorschlag, den ich Ihnen zu unterbreiten habe. Indem er ihn im gegenwärtigen Augenblick ausspricht, bedauert er, dass dieser Schritt von dem Wunsche diktiert scheinen könnte, in Verbindung mit den neuesten Eröffnungen der Zentralmächte eine Rolle zu spielen. »

Natürlich spielte der Präsident auf die Rede an, die Bethmann-Hollweg im Dezember 1916 vor dem Reichstag gehalten hatte, wo er nach einem Ueberblick über die militärische Lage sich wie folgt äusserte :

« In tiefstem sittlichem und religiösem Pflichtgefühl gegen sein Volk und darüber hinaus gegen die Menschheit, hält der Kaiser jetzt den Zeitpunkt für eine offizielle Friedensaktion gekommen. Seine Majestät fasste deshalb in vollem Einvernehmen und in Gemeinschaft mit den hohen Verbündeten den Entschluss, den feindlichen Mächten den Eintritt in Friedensverhandlungen vorzuschlagen. »

Der Kanzler hatte im weitern mitgeteilt, es sei am selben Morgen eine entsprechende an alle feindlichen Mächte gerichtete Note den Vertretern derjenigen Mächte, welche die Interessen und Rechte Deutschlands in den feindlichen Staaten wahrnahmen, mit der Bitte um Uebermittlung übergeben worden ; es seien somit die Vertreter Spaniens, der Vereinigten Staaten und der Schweiz ersucht worden, die Note zu befördern. Zur gleichen Zeit, wie der Kanzler

diese Rede hielt — das war am 12. Dezember — erliess der Kaiser folgenden Armeebefehl :

« Soldaten ! Im Gefühl des Sieges, den Ihr durch Euere Tapferkeit errungen habt, haben ich und die Herrscher der uns treu verbündeten Staaten dem Feinde ein Friedensangebot gemacht. Ob das damit verbundene Ziel erreicht wird, bleibt dahingestellt. Ihr habt weiterhin mit Gottes Hilfe dem Feinde stand zu halten und ihn zu schlagen. »

Ich kehre zu der Note des Präsidenten zurück. Der Präsident schlug vor, es möchten die kriegführenden Mächte so bald wie möglich ihre Ansichten darüber äussern, unter welchen Bedingungen der Krieg beendet werden könnte und welche Abmachungen als genügende Bürgschaft gegen dessen Wiederausbruch zu gelten hätten. Er machte die Welt auf die Tatsache aufmerksam, dass nach den Aeusserungen der Staatsmänner der kriegführenden Mächte die Kriegsziele der einen wie der andern Partei dieselben seien, und schliesslich sagte der Präsident, er schlage nicht den Frieden vor, er biete nicht einmal Vermittlung an, er beantrage bloss, dass ein Gedankenaustausch stattfinde, damit alle Völker ermessen könnten, wie nahe sie dem von der ganzen Menschheit ersehnten Frieden seien.

Kurz nach Veröffentlichung dieser Note gab Staatssekretär Lansing den Vertretern der amerikanischen Presse eine Auskunft, wonach Amerika vor dem Krieg stehe. Diese Auskunft erklärte er später.

Nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich so bald wie möglich Besprechungen mit Zimmermann und dem

Kanzler. Zimmermann sagte, wir wären solche persönlichen Freunde, dass er gewiss sei, wir würden zusammenarbeiten, wie wir es früher getan, frei und offen, mit vollkommener gegenseitiger Ehrlichkeit im Interesse des Friedens. Ich verlangte nichts besseres, und oberflächlich betrachtet schien alles glatt gehen zu wollen. Obgleich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten die *Marina* ohne Warnung torpediert worden war und infolgedessen eine Anzahl an Bord befindlicher Amerikaner umgekommen waren, schien sowohl die Regierung wie das Volk der Vereinigten Staaten geneigt, diesen Zwischenfall zu vergessen, wenn nur Deutschland die in der Sussexnote gegebenen Zusicherungen halten wollte. Während der ganzen Kriegszeit hatte ich mit den regierenden Persönlichkeiten Deutschlands gute Beziehungen unterhalten, mit dem Kanzler, Jagow, Zimmermann sowohl als mit den Beamten des Auswärtigen Amts, wie auch mit Helfferich, mit [Dr. Solf, dem Kolonialminister, mit Kämpf, dem Reichstagspräsidenten, und einer Anzahl führender Deutscher: von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank; Guttman, Direktor der Dresdener Bank; Dr. Walther Rathenau, der lange Zeit an der Spitze eines besondern Amtes die Vorräte an Rohmaterial verwaltet und gestreckt hatte; General von Kessel, Oberkommandierender der Mark Brandenburg, obgleich wir öfters in betreff der Behandlung von Kriegsgefangenen ungleicher Meinung waren; Theodor Wolff, Herausgeber des *Tageblatt*; Professor Stein, Maximilian Harden und noch viele andere. Lange Zeit hindurch war der Kampf, den der Kanzler gegen innere Feinde zu führen hatte, ein Kampf für und wider Amerika, und ein Kampf für

und wider den Frieden; das so sehr, dass die Blätter, welche den Kanzler angriffen, dieselben waren, welche gegen Präsident Wilson, Amerika und die Amerikaner zu hetzen pflegten, und sehr oft auch mich in diese Verdammnis hineinzogen. Während jeder Krisis zwischen Amerika und Deutschland hatte ich mit Jagow und Zimmermann auf dem Wege gegenseitigen Vertrauens die Schwierigkeit zu lösen versucht, ein einziges Ziel vor Augen, nämlich den Frieden zwischen unsern Ländern zu erhalten. Es geschah damals manches, mit gutem Erfolg; um dies Ziel zu erreichen. Freilich wagten Kanzler und Auswärtiges Amt aus lauter Schwäche nichts, die Beschimpfung unserer Flagge und unseres Präsidenten durch die « Wahrheitsliga » zu hindern, obwohl bei der Strenge der Kriegsgesetze die Bande nichts tun konnte, es wäre denn unter stillschweigender Einwilligung der Behörden. Dass ich persönlich von Zahnkünstlern und Schlangentänzern angegriffen wurde, hatte nur insofern Bedeutung, als es auf die Geistesverfassung gewisser Behörden Schlüsse zuliess.

Wer im amtlichen Leben irgend etwas bedeutete, der Kanzler, Zimmermann, von Stumm (Zimmermanns Nachfolger), von der Busche, früher deutscher Gesandter in Argentinien, der mit Stumm im Auswärtigen Amt gleichen Rang hatte, alle ohne Ausnahme versicherten mir bei meiner Rückkehr in der überzeugendsten Sprache, Vorfälle wie derjenige der *Marina* seien Zufälle und Deutschland hege nur den einen Wunsch, die in der Sussexnote gegebenen Zusagen zu halten. Die grosse zu lösende Frage war, ob die Deutschen, als sie ihr Friedensangebot machten, als sie mich baten, nach Amerika zu

gehen, um mit dem Präsidenten über den Frieden zu sprechen, wirklich sich um den Frieden bekümmerten, oder ob diese allgemeinen Friedensbestrebungen weiter nichts bezweckten als sich vor der Welt wegen der Wiederaufnahme des verschärften Unterseebootskriegs zu rechtfertigen und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten für diesen Fall zu gewinnen. Hätten Kanzler und Auswärtiges Amt zu entscheiden gehabt statt des Militärs, die Entscheidung wäre ganz gewiss dagegen ausgefallen. Aber Deutschland wird eben in Kriegszeit nicht von der bürgerlichen Gewalt regiert. Hindenburg war, als ich nach Amerika reiste, an der Spitze des Generalstabs, und Ludendorff, welcher Stabschef gewesen war, war zum Generalquartiermeister ernannt worden, um Hindenburg im Grossen Hauptquartier nahe zu sein.

Hindenburg hatte kurz vor der Masurenschlacht als pensionierter General in Hannover gelebt. Weil er in jahrelangem Spezialstudium sich mit Ostpreussen vertraut gemacht hatte, wurde er plötzlich zur Führung der Armee berufen, die dem russischen Einmarsch entgegenzutreten hatte. Ludendorff, der beim Angriff auf Lüttich noch ein Regiment als Oberst geführt hatte, wurde mit ihm als sein Stabschef gesandt. Der Erfolg Hindenburgs in diesem Feldzug ist zu bekannt als dass man daran zu erinnern hätte. Hindenburg wurde Deutschlands Volksgötze, der Heerführer schlechthin, tatsächlich der einzige Mann, den das Volk in seinem Empfinden vergöttern mochte. Allerdings ging kurz vor meiner Abreise nach Amerika ein Gedanke durch das deutsche Volk, nämlich dass Hindenburg nur die Fassade sei, der wirkliche Meister aber sei Ludendorff. Manche Deutsche, die das wissen

konnten, sagten mir, Ludendorff sei der wahre Herrscher Deutschlands.

Nach Amerika war ich hauptsächlich auf Bitten des Kanzlers und Jagows gereist. Bei meinem Abschiedsbesuch fragte ich den Kanzler, ob es nicht möglich wäre, da ja nach seiner Aussage die bürgerliche Gewalt hinter der militärischen zurücktreten müsse, noch schnell vor meiner Abreise Hindenburg und Ludendorff zu sehen. Diese Zusammenkunft nun konnte oder wollte er nicht zu stande bringen; gleich nach meiner Rückkehr fragte ich den Kanzler wieder, ob es nicht möglich wäre, wenn nicht den Kaiser, doch Hindenburg und Ludendorff zu sehen, die, wie er sagte, die Führer des Militärs, somit die Führer Deutschlands seien. Daraus wurde wiederum nichts. Inzwischen, und trotz der amtlichen mir gegebenen Zusicherung, warnten mich Männer, welche in der Lage waren, darüber unterrichtet zu sein, vor den Absichten der Regierung, die den verschärften Unterseebootkrieg wieder aufnehmen wolle. Ludendorff hätte sich für diesen Krieg entschieden, das bedeutete, meinten sie, dass es zu diesem Krieg kommen werde. Zuerst dachte ich, Deutschland werde zu diesem Ziel gelangen durch die Frage der bewaffneten Handelsschiffe; der Fall der Gefangenen der *Yarrowdale* schien diese Ansicht zu stützen.

Ein deutscher Korsar fing und versenkte eine Anzahl feindlicher Schiffe und sandte eines der gefangenen Boote, den *Yarrowdale* mit gefangener Mannschaft nach Swinemünde. Sie setzte sich aus einer Anzahl Leute von den Mannschaften verschiedener gefangener Schiffe zusammen; darunter befanden sich nun auch, wie ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr, einige Amerikaner.

Die Ankunft der *Yarrowdale* wurde eine Zeit lang geheim gehalten; aber sowie ich dessen Ankunft erfahren hatte, sandte ich Note über Note an das Auswärtige Amt, um anzufragen, ob nicht etwa unter den gefangenen Mannschaften Amerikaner wären. Lange Zeit hindurch erhielt ich keine Antwort; zuletzt gaben die deutschen Behörden zu, was ich längst wusste, nämlich dass mit jenen Schiffsmannschaften gefangene Amerikaner als Kriegsgefangene behandelt würden; nach deutscher Doktrin gilt nämlich alle Mannschaft, die auf einem bewaffneten feindlichen Handelsschiff betroffen wird, als feindliche Kombattanten. Ich vermutete, Deutschland möchte den Unterseebootsstreit mit dem Anspruch eröffnen, dass bewaffnete Handelsschiffe ohne Warnung versenkt werden dürfen. Auf Weisung des Staatsdepartements forderte ich, die Gefangenen der *Yarrowdale* seien sofort freizugeben. Deutschland gestand das zu, aber nach dem Abbruch der Beziehungen wurden die Gefangenen dennoch zurückbehalten und erst nach unserer Abreise aus Deutschland wurden sie endgültig entlassen. Ich ersuchte um die Erlaubnis, diese Gefangenen zu besuchen, und entsandte Mr. Ayrault und Mr. Osborne zu dem Lager, wo sie, wie ich wusste, interniert waren. Die Erlaubnis, sie zu besuchen, wurde gewährt, aber am selben Tag kam Befehl, die Gefangenen in andere Lager zu verbringen. Dennoch gelang es den Herren Ayrault und Osborne, weil sie an Ort und Stelle waren, die Gefangenen vor ihrer Entfernung zu sehen, und so konnten sie über ihre Lage berichten.

Am 6. Januar 1917 gab die amerikanische Association of Commerce and Trade im Hotel Adlon mir zu Ehren ein Diner. Dies bot die Gelegenheit zu einer Art deutsch-

amerikanischen Liebesmahles. Zimmermann war zugegen, obwohl er sich wegen einer Zusammenkunft mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter am selben Abend früh zu verabschieden hatte; auch Helfferich war da, der Vizekanzler und Staatssekretär des Innern; Dr. Solf, der Kolonialminister; Sydow, Handelsminister; Dernburg; von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank; Guttman, Direktor der Dresdener Bank; Unterstaatssekretär von der Busche, vom Auswärtigen Amt; der Oberbürgermeister und der Polizeipräsident von Berlin; der Vorsitzende der Berliner Handelskammer; Unterstaatssekretär von Stumm, vom Auswärtigen Amt, mit mehreren seiner Mitarbeiter. Man sah ferner den Unterstaatssekretär Richter, vom Reichsamt des Innern; Oberstleutnant Deutmoser, vom Grossen Generalstab; die Herausgeber und Eigentümer der hauptsächlichsten Zeitungen Berlins; Graf Montgelas, der auf dem Auswärtigen Amt die amerikanischen Angelegenheiten zu behandeln hatte; Seeoffiziere wie Kapitän Lans; die Vertreter der amerikanischen Presse in Deutschland; neben Fürst Isenburg die Brauer George Ehret und Krüger von New York und Newark; besonders zu erwähnen sind litterarische Grössen wie Ludwig Fulda, Kapitän Persius, Professor Hans Delbrück, Dr. Paasche, Vizepräsident des Reichstags, und manche andere, deren Namen gerade so bekannt sind wie die genannten.

Ansprachen hielten Mr. Wolf, Vorsitzender der amerikanischen Association of Commerce and Trade, ferner Helfferich, Zimmermann, von Gwinner und ich selbst. Während des ganzen Abends herrschte ein sehr freundschaftlicher Ton. Zimmermann erwähnte unsere persön-

liche Freundschaft und sagte, er sei dessen gewiss, dass wir beide zusammen alles fertig bringen würden. Helfferich führte aus, indem ich mir die Mühe genommen habe, deutsch zu lernen und in das Leben des deutschen Volkes einzudringen, sei ich einer der wenigen ausländischen Diplomaten gewesen, die nicht nur nach Deutschland gekommen seien, sondern etwas von dem wirklichen Wesen der Deutschen und ihrer Denkart gelernt hätten. Von Gwinner hielt eine englische Rede, die jedem amerikanischen Tischredner Ehre gemacht hätte, und in meiner kurzen Antwort sagte ich, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern seien nie besser gewesen als jetzt, und so lange meine persönlichen Freunde wie Zimmermann und andere Mitglieder der Regierung, die ich mit Namen nannte, am Ruder seien, sei ich dessen gewiss, dass die Beziehungen zwischen unsern Ländern gut bleiben würden. Ich sprach auch von den Geldsummen, die ich für die Wittwen und Waisen Deutschlands aus Amerika mitgebracht hatte. Die meisten deutschen Zeitungen äusserten sich über diesen Abend und namentlich über das, was an diesem Abend gesprochen wurde, auf recht sympathische Weise. Meine Ansprache nahmen sie, wie sie gemeint war, als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnung, und nur Reventlow reklamierte, dass ich, indem ich die Mitglieder der Regierung nannte, mich in die innern Verhältnisse des Reiches gemischt habe.

In Wahrheit waren diese Reden und überhaupt der ganze Abend ein letzter verzweifelter Versuch, die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu halten. Alle irgendwie Unterrichteten unter den Gästen und ich selbst wussten doch ganz genau, dass der verschärfte Untersee-

bootskrieg beschlossene Sache war, und dass es nur durch ein Wunder gelingen konnte, die durch eine gemachte öffentliche Meinung gestützte Kriegspartei vom Bruch jedes Völkerrechtes und jedes menschlichen Brauches abzuhalten. Am andern Tag ersuchte mich der Kanzler, bei ihm vorzusprechen, billigte ausdrücklich, was ich gesagt hatte und dankte mir dafür, und oberflächlich betrachtet schien alles « so fröhlich wie Hochzeitsglocken », wie wir in Amerika sagen. Ich befürchtete wohl, es möchte der glückliche Schein nicht lange dauern, es könnte wohl schon in der Nacht vor diesem Liebesmahl an die Unterseebootkommandanten der Befehl zum Beginn des verschärften Krieges ergangen sein. Die Deutschen glaubten, Präsident Wilson sei gewählt worden unter dem ausdrücklichen Beding, den Krieg um jeden Preis zu vermeiden, und Amerika werde sich straflos beschimpfen, verhöhnen und unterdrücken lassen. Gerade noch vor jenem Diner waren Gerüchte von dem, was bevorstand, herumgegangen, und wenige Tage später hatte ich dem Staatsdepartement Meldungen zu telegraphieren, die sich allerdings nicht auf bestimmte Tatsachen stützten, wohl aber auf glaubwürdige Berichte, die wir der Tüchtigkeit unseres sehr fähigen Marineattachés, des Kommandanten Gherardi, verdankten und die uns durch verschiedene hochstehende Deutsche andeutungsweise bestätigt wurden. Aber nach jenem 6. Januar beteuerten mir Zimmermann und die andern im Auswärtigen Amt immer wieder, nichts derartiges sei geplant. Da mochte man sich fragen, ob die deutschen Friedensbemühungen aufrichtig gemeint seien.

Von der Zeit an, wo der Kanzler zuerst von Frieden

sprach, fragte ich ihn und andere, welches eigentlich die deutschen Friedensbedingungen wären. Nie gab irgend jemand eine klare Antwort, und zu wiederholten Malen, wenn ich den Kanzler fragte, ob Deutschland gewillt sei, Belgien zu räumen, antwortete er : « Ja, aber mit Garantien. » Endlich im Januar 1917, als er wieder von Frieden sprach, stellte ich ihm die Frage :

« Welches sind diese Friedensbedingungen, auf welche Sie sich beständig beziehen ? Gestatten Sie mir, in betreff der speziellen Friedensbedingungen einige wenige Fragen zu stellen ? Zuerst, sind die Deutschen gewillt, Belgien zu verlassen ? »

Der Kanzler antwortete : « Ja, aber mit Garantien. »

Ich fragte : « Was sind diese Garantien ? »

Er sagte : « Wir müssen möglicherweise die Forts von Lüttich und Namur haben ; wir müssen noch andere Forts, und Garnisonen durch ganz Belgien haben. Wir müssen die Eisenbahnen besitzen. Wir müssen die Häfen und andere Verkehrsmittel besitzen. Die Belgier dürfen keine Armee halten, wir aber dürfen eine bedeutende Armee in Belgien halten. Wir müssen die Aufsicht über den Handel Belgiens haben. »

Ich erwiderte : « Wie ich sehe, lassen Sie den Belgiern nicht viel ; König Albert darf doch in Brüssel eine Ehrenwache halten ? »

Der Kanzler entgegnete : « Wir können Belgien nicht als ein Vorwerk Grossbritanniens bestehen lassen. » Ich sagte : « Die Briten werden vermutlich auch nicht wollen, dass Belgien ein Vorwerk Deutschlands wird, zumal da Tirpitz gesagt hat, man müsse die Küste

Flanderns behalten, um Grossbritannien und Amerika bekriegen zu können. »

Ich fragte weiter : « Wie steht es nun mit Nordfrankreich ? »

Er antwortete : « Wir sind gewillt, Nordfrankreich zu verlassen ; immerhin muss die Grenze berichtigt werden. »

Ich fragte : « Wie steht es mit der Grenze gegen Russland ? »

Er antwortete : « Wir müssen eine sehr bedeutende Grenzberichtigung haben. »

Ich fragte : « Wie mit Rumänien ? »

Er antwortete : « Wie mit Rumänien zu verfahren sei, wollen wir Bulgarien überlassen. »

Ich fragte : « Wie mit Serbien ? »

Er antwortete : « Ein ganz kleines Serbien mag bleiben, doch das geht Oesterreich an. Oesterreich bekommt vollkommene Freiheit gegen Italien, und wir müssen von allen unsern Gegnern entschädigt werden und alle Schiffe und alle Kolonien zurückerhalten. »

Was der Kanzler « Grenzberichtigung » nannte, war ein höflicher Ausdruck für « Annexion ».

Am 22. Januar 1917 richtete unser Präsident eine Botschaft an den Senat. In dieser Botschaft bezog er sich auf seine den 18. Dezember 1916 an alle kriegführenden Mächte gesandte Note. Die Antwort der Ententemächte auf seine Friedensnote besprechend, stellte er fest :

« Wir nähern uns der endgültigen Auseinandersetzung über den Frieden, die den gegenwärtigen Krieg beenden wird. » Die Willigkeit beider Parteien, den Frieden zu besprechen, würdigte er wie folgt : « Die Centralmächte haben eine gemeinsame Antwort gegeben, die nur das

besagt, sie seien bereit, mit ihren Gegnern in Verhandlungen einzutreten, um die Friedensbedingungen zu besprechen. Die Ententemächte haben viel eingehender geantwortet und in allerdings allgemeinen Ausdrücken, die aber scharf genug gefasst sind, um Einzelfragen zu entscheiden, ausgesprochen, welche Vereinbarungen, Garantien und Erstattungen sie für unerlässliche Bedingungen eines befriedigenden Friedensschlusses halten. Wir nähern uns um so mehr der endgültigen Auseinandersetzung über den Frieden, der den gegenwärtigen Krieg beenden wird. » Der Präsident sprach dann weiter von einem Weltbund, der den Frieden in Zukunft verbürgen solle und fuhr fort :

« Der gegenwärtige Krieg muss ein Ende nehmen, doch sind wir es der Wahrheit und der Gerechtigkeit gegen die Ueberzeugung der Menschheit schuldig zu sagen, dass, soweit wir den Frieden mit zu verbürgen haben, sehr viel darauf ankommt, auf welche Weise und unter was für Bedingungen dieser Krieg endet. »

Er sprach aus, die Staatsmänner beider feindlicher Völkergruppen hätten festgestellt, es sei nicht ihre Absicht, die Gegner zu vernichten, und er sagte, es sei aus diesen Zusicherungen zu schliessen, der kommende Friede müsse ein « Friede ohne Sieg » sein. Im Laufe seiner Botschaft hiess es weiter : « Alle Staatsmänner sind überzeugt, Polen müsse vereinigt, unabhängig und autonom werden. » Eine andere Stelle lautet : « Im übrigen sollte so weit als möglich jedes grosse Volk, das nun um die volle Entwicklung seiner Hilfsmittel und Kräfte kämpft, einen direkten Ausgang zu den grossen Meerstrassen

erhalten. » Wo dies nicht durch Abtretung von Land geschehen kann, liesse sich dasselbe ganz gewiss durch Neutralisierung der direkten Verkehrswege erreichen ; und er schloss, indem er vorschlug, die Nationen der Welt möchten die Monroedoktrin anerkennen und keine Nation solle mehr ihren Machtbereich auf andere Nationen oder Volksstämme auszudehnen suchen.

Nach Empfang des deutschen Ultimatus vom 31. Januar 1917 hatte ich mit dem Kanzler eine Unterredung, in der er sich auf des Präsidenten Friedensnote vom 18. Dezember und auf seine Botschaft vom 22. Januar bezog. Ich muss gestehen, dass ich bei meiner Rückkehr nach Deutschland sehr weit gegangen war in der Versicherung, die ich dem Kanzler und andern Mitgliedern der Regierung gegeben hatte, wie sehr der Präsident den Weltfrieden wünsche ; ich hatte es ihnen als meine Ueberzeugung ausgesprochen, der Präsident sei bereit, auf dem Wege des Zwanges gegen jede Nation, die sich gegen einen vernünftigen Frieden wehre, sehr weit zu gehen ; mit grösstem Nachdruck vertrat ich aber auch gegenüber allen Regierungsmitgliedern, mit denen ich zusammenkam, die Gewissheit, dass die Wiederwahl auf die Politik des Präsidenten nicht den mindesten Einfluss ausgeübt habe, und ich warnte sie, es werde mit den guten Beziehungen aus sein, wenn es zum verschärften Unterseebootkrieg komme. Bei dieser Unterredung nun, nach dem 31. Januar, eröffnete der Kanzler, er sei zur Wiederaufnahme des verschärften Unterseebootkriegs durch die Tatsache gezwungen worden, dass Präsident Wilson offenbar für den Frieden nichts tun konnte. Er sprach besonders von der Rede des Präsidenten vom 22. Januar und sagte,

in jener Rede habe der Präsident klar ausgesprochen, dass er die Antwort der Ententemächte auf seine Friedensnote für eine genügende Grundlage zu Friedensverhandlungen halte, während es sich für Deutschland nicht lohne, sie auch nur einer Prüfung zu würdigen; er bemerkte ferner — diese Kritik hörte ich nicht allein von ihm, sondern noch von vielen Deutschen — als der Präsident von einem einigen und unabhängigen Polen gesprochen habe, da habe er offenbar gemeint, es habe Deutschland den preussischen Teil Polens an das neue unabhängige Polen abzutreten, wobei Deutschlands Ostgrenze von Berlin aus in weniger als zwei Automobilstunden zu erreichen wäre; ausserdem habe der Präsident, als er von dem Recht jedes Volkes auf freien Zugang zum Meer sprach, den deutschen Hafen Danzig diesem neuen Polenstaate zuweisen wollen, wobei nicht allein ein preussischer Hafen verloren ginge, sondern Ostpreussen vom übrigen Lande getrennt würde.

Ich sagte, diese Einwände kämen mir sehr kleinlich vor. Der Präsident habe freilich wie ein kluger Sachwalter versucht, sein Ziel, den Frieden, zu erreichen, indem er feststellte, dass beide Parteien ihn herbeiwünschten; führe Deutschland den Krieg wirklich nur zu seiner Verteidigung, wie man immer sage, so dürfe es sich darüber freuen, dass der Präsident die ganze Macht Amerikas für einen Frieden ohne Sieg einsetzen wolle; das bedeute ja, dass Amerika keine Zertrümmerung und Zerteilung dulden wolle, wie die deutschen Staatsmänner sie für Deutschland zu befürchten unermüdlich versicherten. Ich sprach ferner meine Ueberzeugung aus, dass der Präsident, als er von einem vereinigten und unabhängigen

\*Polen sprach, sich nicht auf das Polen eines bestimmten Zeitpunkts bezog, sondern unzweifelhaft Polen als von Deutschland und Oesterreich selbst hergestellt meinte; und mit dem Recht jeder Nation auf Zugang zur See hätte er Russland und die Dardanellen bezeichnet und er habe keineswegs daran gedacht, einen preussischen Hafen Polen zuzuwenden.

Der Kanzler sagte, einer der Hauptgründe, warum Deutschland sich zu dem verschärften Unterseebootskrieg entschlossen habe, sei jene Rede des Präsidenten gewesen. Wie ernst diese Kritik des Kanzlers an der Präsidentenrede zu nehmen ist, geht aus der Tatsache hervor, dass die Befehle zum verschärften Unterseebootskrieg längst erteilt waren, als die Rede nach Deutschland gemeldet wurde.

Ich hatte die durch den Kommandanten Gherardi gesammelten Nachrichten betreffend die den Unterseebootsführern erteilten Befehle längst vor dem Datum der Präsidentenrede nach Amerika telegraphiert. Da traf es sich, dass ich am selben Abend, der uns die deutsche Note gebracht hat, auf einem Spaziergang durch die schneebedeckten Strassen Berlins einer jungen mir bekannten Dame begegnete, die mit der Kronprinzessin eng befreundet war. Sie kam zu Fuss vom Opernhaus, wo sie mit der Kronprinzessin gewesen war, und begab sich zur Untergrundbahn, denn damals waren Taxis in Berlin ein unbekannter Luxus geworden. Dort traf ich sie und erzählte ihr von dem soeben um sechs Uhr durch Zimmermann erhaltenen Ultimatum; ich verhehlte ihr nicht, dass dies den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und unsere Abreise von Deutschland bedeute.

Sie äusserte grosses Erstaunen, dass der verschärfte Unterseebootskrieg erst am 31. Januar beginnen sollte, und sagte, Wochen zuvor hätte man davon bei der Kronprinzessin gesprochen, und wie sie dort gehört habe, seien die Befehle auf den 15. Januar erteilt gewesen.

Auf jeden Fall ist es sicher, dass die Befehle an die Unterseebootsführer lange vor dem 31. und wahrscheinlich schon am 15. erteilt waren. Ich bin felsenfest überzeugt, dass das deutsche Friedensangebot keinen andern Zweck hatte, als zunächst die Alliierten an den Verhandlungstisch zu kriegen, wo man dann einige oder auch nur einen durch Anbietung eines Sonderfriedens abspenstig machen würde; aber selbst wenn das nicht gelingen würde, meinte man, das allgemeine Friedensangebot und das Reden über den Frieden werde in der weiten Welt eine den Deutschen so günstige Stimmung schaffen, dass sie, ohne die Vereinigten Staaten fürchten zu müssen, den verschärften Unterseebootskrieg gegen Grossbritannien aufnehmen könnten.

Eine Woche oder zwei vor dem 31. Januar fragte mich Dr. Solf, ob ich es nicht für möglich hielte, dass die Vereinigten Staaten die Wiederaufnahme des verschärften Unterseebootskriegs gegen Grossbritannien gestatten würden. Er sagte, mehr als eine Frist von drei Monaten brauche es nicht, um Grossbritannien auf die Kniee zu zwingen und den Krieg zu enden; tatsächlich führten Tirpitz, Grossadmiral von Meuster, die Konservativen, die Feinde des Kanzlers und andere Anwälte des Unterseebootskriegs ihre Propaganda so geschickt, dass das gesamte deutsche Volk in allem Ernst glaubte, die Wieder-

aufnahme dieses verschärften Seekriegs werde innerhalb dreier Monate zu dem von allen Deutschen so heiss ersehnten Ziel führen — zum Frieden. Keine Regierung hätte dem Verlangen des Volkes nach diesem entsetzlichen Krieg widerstehen können, weil Heer und Flotte und Volk überzeugt waren, dieser Seekrieg werde Sieg und einen glorreichen Frieden bringen.

Unter Frieden verstand man freilich einen deutschen Frieden, so wie der Kanzler ihn mir vorgezeichnet hatte ; einen Frieden, wie ihn die Alliierten und selbst die übrige Welt unmöglich annehmen konnten ; einen Frieden, der Deutschland ungeheuren Machtzuwachs brachte, so dass es sogleich nach dem Krieg bereit gewesen wäre, die Völker der westlichen Hemisphäre zu bekriegen ; einen Frieden, der jedes Volk gezwungen hätte, solange die deutsche Macht aufrecht stand, seine besten Kräfte, die fruchtbarsten Jahre jedes einzelnen Mannes der Kriegsrüstung zu opfern.

Am 30. Januar erhielt ich eine bestimmte Vormeldung des am nächsten Tag zu erwartenden Ultimatums. Da das zu erwartende Ultimatum nur die Aufnahme des verschärften Seekriegs bringen konnte, telegraphierte ich den amerikanischen Botschaftern und Gesandten, wie auch dem Staatsdepartement, eine Warnung. Am 31. Januar, um vier Uhr nachmittags, erhielt ich von Zimmermann einen kurzen Brief folgenden Inhalts :

« Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Zimmermann bittet Seine Exzellenz den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn Gerard, um die Ehre

seines Besuches heute Nachmittag um 6 Uhr im Auswärtigen Amt, Wilhelmstrasse 75/76.

Berlin, den 31. Januar 1917. »

Gemäss dieser Einladung traf ich um sechs Uhr auf dem Auswärtigen Amt ein. Zimmermann las mir auf deutsch eine Note der kaiserlichen Regierung vor, welche die Schaffung von Kriegszonen um Grossbritannien und Frankreich herum ankündete und den Beginn des uneingeschränkten Unterseebootkriegs auf die kommende Mitternacht anzeigte. Ich fügte nichts hinzu, tat die Note in die Tasche und ging auf die Botschaft zurück. Es war etwa sieben Uhr, und die Note wurde natürlich sogleich übersetzt und in aller Eile nach Amerika gemeldet. Nach Absendung der Note hatte ich eine Unterredung mit dem Kanzler, in der er, wie schon erwähnt, sowohl die Friedensnote vom 18. Dezember allzu unbestimmt nannte wie auch die Rede im Senat vom 22. Januar kritisierte ; er sprach die Meinung aus, die Lage habe sich verändert ; trotz allem, was der Präsident in seiner Note zum Sussexfall gesagt habe, sei er jetzt für Frieden ; er sei ja auf das Friedensprogramm gewählt worden, und es werde sich nichts ereignen. Zimmermann erklärte, als er mir die Note überreichte, dieser Unterseebootkrieg sei für Deutschland eine Notwendigkeit, Deutschland würde wegen der Lebensmittelknappheit den Krieg kein ganzes Jahr mehr aushalten. Er sagte noch : « Geben Sie uns nur zwei Monate dieser Kriegführung, und wir werden innerhalb dreier Monate den Krieg zu Ende führen und Frieden schliessen. »

Samstag, den 3. Februar verkündete der Präsident dem

Kongress den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland. Die Nachricht kam freilich erst am andern Tag nach Berlin, und an jenem Samstag Nachmittag waren Mrs. Gerard und ich eingeladen, mit Zimmermann und Mrs. Mitford-Friedländer das Theater zu besuchen. Wir hielten bei dem Hause der Mrs. Mitford und nahmen sie in das Theater mit, wo wir ein sehr hübsches Stück sahen, die « Verlorene Tochter » von Thoma glaube ich.

Zimmermann war nicht mit uns im Theater, sondern kam später zu Mrs. Mitford, wo wir zu vier speisten. Nach dem Souper sagte Zimmermann im Gespräch über die an Amerika gerichtete Note :

« Dies war der Grund, weshalb ich mich während des vergangenen Monats so oft im Grossen Hauptquartier bei dem Kaiser aufhielt. Ich habe oft daran gedacht, Sie darüber zu unterrichten, was vorgehe, wie ich früher zu tun pflegte ; doch ich befürchtete, Sie würden mir darauf nichts antworten als dass dieser Kurs zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führen müsse ; so fand ich, es nütze doch nichts, Ihnen davon zu sprechen. Aber Sie werden sehen, es wird alles gut ablaufen. Amerika wird nichts tun, Präsident Wilson will Frieden und weiter nichts. Es bleibt alles wie zuvor. Ich habe es eingerichtet, dass Sie nächste Woche in das Grosse Hauptquartier reisen und den Kaiser sehen, dann ist alles gut. »

Am nächsten Tag, also Sonntags, hatten wir einen Deutschen, der auf dem Auswärtigen Amt Beziehungen unterhielt, samt seiner amerikanischen Gemahlin zu

Mittag, mit einem andern Deutschen, der Amerika kannte und ebenfalls dem Auswärtigen Amt bekannt war. Gerade als wir zu Tische gingen, brachte einer eine Nummer der *B. Z.*, des Berliner Mittagsblattes, die einen augenscheinlich wahrheitsgetreuen Bericht über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland enthielt. Die Mahlzeit war nicht gerade fröhlich. Die Deutschen schauten traurig drein und sagten nicht viel, während ich mich bemühte, in meiner Ecke ein höfliches Gespräch im Gang zu halten. Am nächsten Tag begab ich mich zu Zimmermann, nachdem des Morgens die amtliche Depesche von Washington eingelaufen war. Ich teilte ihm mit, ich hätte meine Pässe zu fordern. Zimmermann hatte natürlich die Nachricht auch erhalten, früh genug, um sich nun gefasst zu zeigen. Die Vertreter der amerikanischen Presse berichteten mir aber, Tags zuvor beim Empfang hätte er zuerst nichts sagen wollen und sich dann ziemlich grob geäußert, um sich zuletzt von grosser Bewegung übermannen zu lassen. Meine sämtlichen Beobachtungen sprechen dafür, dass ihm, wie auch den andern Mitgliedern der Regierung, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen ein völlig unerwarteter Schlag war; anderseits kann man sich fragen, wie gescheidte Leute nur auf den Gedanken kommen konnten, die Vereinigten Staaten seien so tief gesunken, dass sie ohne zu reagieren diesen Faustschlag ins Angesicht einstecken würden.

Die Polizei, die sich immer seit Kriegsbeginn um unsere Botschaft her hatte sehen lassen, wurde nun stark vermehrt und bewachte nicht mehr nur den Haupteingang des Hauses, sondern auch die andern Eingänge und die

Strassen rings herum. Aber das Berliner Volk manifestierte nicht im geringsten. Dienstag nachmittag ging ich aus und durchwanderte ganz allein einige der Hauptstrassen Berlins. Bei meiner Rückkehr in die Botschaft fand ich den Grafen Montgelas, der mit dem Rang eines Ministers auf dem Auswärtigen Amt das Departement führte, dem die amerikanischen Angelegenheiten zugeteilt waren. Ich fragte Montgelas, warum ich meine Pässe nicht erhalten hätte; er antwortete, ich sei zurückbehalten, weil die kaiserliche Regierung nicht wisse, was mit Graf Bernstorff geschehen sei, und weil das Gerücht ging, in Amerika seien deutsche Schiffe von der amerikanischen Regierung konfisziert worden. Ich sagte, dessen sei ich ganz gewiss, dass Bernstorff mit jeder ihm gebührenden Rücksicht behandelt werde, und dass die deutschen Schiffe nicht konfisziert worden seien. Ich fügte bei :

« Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen zu beweisen hätte, dass Bernstorff nicht misshandelt ist und die deutschen Schiffe nicht konfisziert sind. Es ist an ihnen, den Beweis zu führen; warum nehmen Sie sich nicht die Mühe, durch die schweizerische Regierung, die Sie jetzt vertritt, bei dem schweizerischen Gesandten in Washington anzufragen, um den genauen Tatbestand festzustellen ? »

Er antwortete : « Schon gut, aber Sie wissen, dass die Schweizer nicht am Kabel sitzen. » Er zog dann ein Papier hervor, das die Neubekräftigung eines zwischen Preussen und den Vereinigten Staaten im Jahr 1799 geschlossenen Vertrages enthielt, dem einige erstaunliche Klauseln beigefügt waren. Er ersuchte mich, das durchzulesen und es entweder selbst zu unterzeichnen oder unter-

zeichnen zu lassen ; er fügte bei, wenn dieses Papier nicht unterzeichnet würde, so würde es für die Amerikaner, zumal für die Vertreter der amerikanischen Presse, sehr schwierig, das Land zu verlassen.

Ich las diesen Vertrag durch und sagte : « Ich kann das natürlich nicht auf eigene Verantwortung unterzeichnen, und meiner Regierung telegraphiere ich nicht anders als chiffriert und unter Beifügung meiner Meinung über diese Urkunde. » Er sagte : « Das ist unmöglich. » Der Vertrag lautete wie folgt :

*« Uebereinkunft zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten von Nordamerika betreffend die Behandlung der beidseitigen Angehörigen und ihres Privateigentums nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen. »*

ARTIKEL 1. — Nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika und für den Fall, dass zwischen den beiden Mächten Krieg ausbricht, werden die Angehörigen des einen Staates und ihr privates Eigentum auf dem Gebiete des andern Staates nach Artikel 23 des Freundschafts- und Niederlassungsvertrages zwischen Preussen und den Vereinigten Staaten vom 11. Juli 1799 behandelt, mit folgenden erläuternden und ausführenden Bestimmungen.

ARTIKEL 2. — Deutsche Handeltreibende in den Vereinigten Staaten und amerikanische Handeltreibende in Deutschland sollen, was die Behandlung ihrer Personen und ihrer Güter betrifft, in jeder Hinsicht den in Artikel 23 genannten Personen völlig gleichgestellt sein. Sie sind

infolgedessen, selbst wenn die in Artikel 23 vorgesehene Frist abgelaufen ist, berechtigt, in ihrem Aufenthaltslande zu bleiben und ihr Gewerbe zu betreiben. Handeltreibende wie die andern in Artikel 23 genannten Personen dürfen aus befestigten Plätzen oder andern militärisch wichtigen Ortschaften entfernt werden.

ARTIKEL 3. — Deutsche Reichsangehörige in den Vereinigten Staaten und amerikanische Bürger in Deutschland haben das Recht, ihr Aufenthaltsland in derjenigen Frist und auf demjenigen Wege zu verlassen, die ihnen von der Regierung ihres Heimatstaates angewiesen sind. Abreisende Personen sind berechtigt, ihr persönliches Eigentum, inbegriffen Geld, Wertsachen und Bankguthaben, mitzunehmen; von dieser Erlaubnis bleibt solches Eigentum ausgeschlossen, das gemäss allgemeinen Landesgesetzen unter Ausfuhrverbot steht.

ARTIKEL 4. — Der Schutz der Deutschen in den Vereinigten Staaten und der Amerikaner in Deutschland, sowie ihres Privateigentums, soll gemäss den in beiden Ländern bestehenden Gesetzen gewährleistet sein. Die genannten Personen sollen keinen andern Beschränkungen des Genusses ihrer Privatrechte und des Rechtes, zur Wahrung ihrer Interessen die Gerichte anzurufen, unterworfen sein als die Angehörigen neutraler Staaten: sie dürfen infolgedessen nicht in Konzentrationslager übergeführt noch darf ihr Privateigentum beschlagnahmt oder zwangsweise veräussert oder sonst beschränkenden Bestimmungen unterworfen werden, die Fälle vorbehalten, die unter den bestehenden Gesetzen ebenso auf die Neutralen angewendet werden. Im allgemeinen soll deutsches Eigentum in den Vereinigten Staaten und

amerikanisches Eigentum in Deutschland keiner Beschlagnahme noch zwangsweisen Veräußerung oder sonst einschränkenden Bestimmung unterworfen sein, der nicht auch das neutrale Eigentum unterworfen ist.

ARTIKEL 5. — Durch Patent erworbene oder andere staatlich geschützte Rechte von Deutschen in den Vereinigten Staaten oder von Amerikanern in Deutschland dürfen nicht als verfallen erklärt noch darf der Gebrauch dieser Rechte gehindert werden, noch dürfen solche Rechte ohne Einwilligung ihrer Inhaber auf Drittpersonen übertragen werden, allgemein gültige im Interesse des Staates erlassene Bestimmungen vorbehalten.

ARTIKEL 6. — Zwischen Deutschen und Amerikanern bestehende Verträge, gleichviel ob sie vor oder nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen geschlossen worden sind, wie auch zwischen Deutschen und Amerikanern bestehende Verpflichtungen jeder Art dürfen unter keinen andern Bedingungen für verfallen, nichtig oder zeitweise aufgehoben erklärt werden als solchen, denen auch die Angehörigen neutraler Staaten unterliegen. Ebenso dürfen die Angehörigen der beiden Staaten nicht an der Erfüllung ihrer aus solchen Verträgen oder sonstwie sich ergebenden Verbindlichkeiten gegen Angehörige des andern Staates gehindert werden, weder durch Verbote noch durch andere einschränkende Bestimmungen, es sei denn, dass denselben Bestimmungen auch die Neutralen unterliegen.

ARTIKEL 7. — Die Bestimmungen der sechsten Haager Konvention betreffend die Behandlung feindlicher Handelsschiffe beim Ausbruch von Feindseligkeiten gelten für die Handelsschiffe beider Parteien und ihre Ladung.

Die genannten Schiffe dürfen nicht gezwungen werden, den Hafen, wo sie sich aufhalten, zu verlassen, bevor sie einen von allen feindlichen Mächten als gültig anerkannten Pass erhalten haben, mit Bestimmung nach einem heimischen Hafen oder dem Hafen eines verbündeten Landes, oder nach einem andern Hafen des Landes, in welchem sich das Schiff gerade aufhält.

ARTIKEL 8. — Die Bestimmungen des Kapitels III der elften Haager Konvention betreffend gewisse Einschränkungen in der Ausübung des Seekriegsrechts sollen auf die Kapitäne, Offiziere und Mannschaften der Besatzungen von Handelsschiffen, wie Artikel 7 es vorsieht, angewendet werden, auch auf Handelsschiffe, die im Lauf eines möglichen Krieges aufgebracht werden könnten.

ARTIKEL 9. — Diese Uebereinkunft gilt auch für die Kolonien und andern auswärtigen Besitzungen beider Staaten.

*Berlin, Februar 1917. »*

Nachdem ich dieses Schriftstück gelesen hatte, sagte ich : « Ich telegraphiere nicht. Wie können Sie mir mit einem solchen Vertragsentwurf kommen, nachdem doch die diplomatischen Beziehungen abgebrochen sind, und wie können Sie von einem Botschafter, den Sie gefangen halten, verlangen, dass er solches unterzeichne? Gefangene unterzeichnen keine Verträge, und Verträge, die von Gefangenen unterzeichnet wären, wären nichts wert. » Ich fügte bei : « Nachdem Sie gedroht haben, Amerikaner hier zurückzuhalten, und nachdem ich dieses Schriftstück gelesen habe, so würde ich, selbst wenn ich berech-

tigt wäre, es zu unterzeichnen, hier warten, bis die Hölle zufriert, bevor ich meinen Namen auf ein solches Papier setzen würde. »

Montgelas schien sich doch ein wenig zu schämen, und in seiner Verlegenheit liess er das Schriftstück zurück, was er im Fall eines Misserfolges gewiss nicht beabsichtigt hatte. Montgelas war persönlich ein sehr anständiger Mensch, und ich vermute, dass er die künftige Haltung Amerikas richtig vorausgesehen, auch Scheusslichkeiten wie die Versenkung der *Lusitania* und den Wiederbeginn des verschärften Seekrieges missbilligt hatte. Ganz gewiss war es einem Gentleman wie Montgelas in der Seele zuwider, den erhaltenen Befehlauszuführen, als er mir den Vertragsentwurf zum Unterzeichnen vorlegte. Aber mit Freuden bezeuge ich, dass auch die deutschfreundlichsten amerikanischen Zeitungskorrespondenten in Berlin, als ich ihnen die Drohung Montgelas' ausrichtete, denselben prächtigen Geist zeigten wie ihre anders gerichteten Kollegen. Alle baten mich, auf sie oder ihre Freiheit keine Rücksicht zu nehmen, wo das Wohl Amerikas auf dem Spiel stehe.

Sobald die diplomatischen Beziehungen abgebrochen waren — ich brach sie in aller Form ab, nicht allein in meiner Unterredung mit Zimmermann am Montag morgen, sondern indem ich am Abend desselben Tages schriftlich meine Pässe verlangte — hörte unsere Befugnis, den Telegraphen zu benutzen, auf. Ich durfte nicht einmal mehr den amerikanischen Konsuln in Deutschland telegraphieren, um ihnen ihre Instruktionen zu erteilen. Post und Telephon hörten auf. Es wurde meinem Dienst-

personal nicht gestattet, in einem benachbarten Hotel zu telephonieren. Wir vollendeten nun unsere Vorbereitungen zur Reise. Wir trafen alle Massnahmen, die amerikanischen Interessen, sowie die Interessen Rumäniens, Serbiens und Japans der spanischen Botschaft zu übergeben. Die Interessen Grossbritanniens übergaben wir der niederländischen Gesandtschaft. Ich habe schon gesagt, dass Botschafter Polo de Bernabe die Interessen Amerikas gewiss treulich hüten wird, und ich bin überzeugt, dass Baron Gevers sich furchtlos einsetzen wird für die Sache der britischen Kriegsgefangenen. Wir verkauften unsere Automobile; zwei schöne preisgekrönte Reitpferde, das eine von Kentucky, das andere von Virginia, die ich aus Amerika mitgebracht hatte, kamen unter den Hammer, das heisst, ich verkaufte sie einem Zirkusdirektor in Berlin. Die drei Tonnen Lebensmittel, die noch eben mit mir herübergekommen waren, gaben wir unsern Kollegen des diplomatischen Corps, den Spaniern, Griechen, Niederländern und den Mittel- und Südamerikanern. Unter den Diplomaten beider Amerika, die alle in ihrer Heimat Männer von Rang und anerkannter Tüchtigkeit waren, hatte ich manche Freunde. Was die Alldutschen mit Mittel- und Südamerika vorhaben, werden die meisten dieser Diplomaten nur zu gut wissen.

Endlich, ich glaube es war Freitag morgen, erhielt Mr. Oscar King Davis, Korrespondent der *New York Times*, von Mr. van Anda, dem Herausgeber des genannten Blattes, eine drahtlose Nachricht, wonach Bernstorff und sein Stab mit jeder erdenklichen Rücksicht behandelt würden und die deutschen Schiffe nicht konfisziert

wären. Da spielte am Abend unser Telephon wieder, und wir durften einige Telegramme erhalten, ja sogar unsern Konsuln in Deutschland offene Telegramme schicken, und wir erfuhren, es würde wohl Erlaubnis kommen, dass wir am Abend des nächsten Tages reisen dürften. Stets von Spionen begleitet, machte ich meinen diplomatischen Kollegen so viele Abschiedsbesuche als ich nur konnte, und Samstags nahm ich mir vor, trotzdem sich die Regierung so lächerlich benommen, uns Post und Telephon entzogen und uns fast eine Woche lang gefangen gehalten hatte, mit gehobenem Sinn Deutschland zu verlassen. So brauchte ich denn das neugeschenkte Telephon, um Zimmermann und den Kanzler fragen zu lassen, ob sie mich empfangen wollten. Ich machte einem jeden der beiden einen freundlichen Abschiedsbesuch von je etwa einer halben Stunde. Dem Kanzler sagte ich ausdrücklich, ich sei gekommen, ihm ein persönliches Lebewohl zu sagen, nicht um irgend ein Weissbuch mit einem interessanten Stück zu bereichern; was er sagen werde, solle unter uns bleiben. Ich trat auch noch bei Dr. Zahn ein, der, vom Auswärtigen Amt, unsre Reise im Einzelnen festgesetzt hatte, und gab ihm in dankbarer Erinnerung ein goldenes Zigarettenetui.

Im letzten Augenblick gestattete die Regierung einer Anzahl von Konsuln und Botschaftssekretären, sowie andern in Berlin niedergelassenen Amerikanern, mit unserm Zug abzureisen, so dass dieser Zug nun im ganzen ungefähr 120 Personen führte. Er verliess den Potsdamer Bahnhof 8.10 Abends. Die Zeit unserer Abfahrt war nicht öffentlich angezeigt worden; obgleich die Automobile vor der Botschaft eine neugierige Menge hätten anziehen

können, gab es keinerlei Demonstration. Tatsache ist, dass ich während der Woche, wo ich in Berlin gefangen war, jeden Nachmittag und jeden Abend mich in der ganzen Stadt erging und selbst die Kaufläden u. dgl. betrat, ohne die geringste Feindseligkeit zu erleben.

Am Bahnhof erwartete uns eine stattliche Menge; die gesamte spanische Botschaft, die Niederländer, die Griechen und viele unserer mittel- und südamerikanischen Kollegen waren dort. Vom Auswärtigen Amt hatten sich Montgelas, Dr. Roediger, Prittwitz und Horstmann eingefunden. Als der Zug die Hölle verliess, erhob dort eine Anzahl in Berlin zurückbleibender Amerikaner ein ganz kräftiges Hurra. Die kaiserliche Regierung hatte uns auf diesen Zug zwei Offiziere mitgegeben. Den einen, Major von der Hagen, hatte der Generalstab gesandt, der andere, Freiherr Werner von Ow-Wächendorf, vertrat das Auswärtige Amt. Es war recht freundlich vom Auswärtigen Amt, uns diesen Offizier mitzugeben; wir hätten ihn mit Mühe aus der Kriegsgefangenschaft in England freibekommen; so war zu erwarten, dass er gegen unsere Botschaft freundliche Gefühle hegte. Ich hatte dafür gesorgt, dass wir im Zug genug Champagner und Zigarren hätten. Wir wurden zuerst eingeladen, mit den Offizieren im Speisewagen Champagner zu trinken, dann kamen sie zu uns in den Salonwagen, der uns am Ende des Zuges eingeräumt war.

Auf der Reise geschah nichts; ausserhalb einiger Bahnhöfe standen Volkshaufen, die uns wie Herden nachschauten, aber ohne zu manifestieren. Wir fuhren durch Württemberg und gelangten über Schaffhausen in die Schweiz. Als der Zug zum letzten Mal auf deutschem

Boden hielt, verliessen uns die beiden Offiziere. Ich hatte noch in Berlin bei Zeiten ihre Namen herausgefunden, so konnte ich nun zum Abschied jedem ein goldenes Zigarettenetui mit Namen und Datum überreichen. Auf dem ersten Bahnhof jenseits der Grenze stand eine schweizerische Truppenabteilung. Der kommandierende Schweizeroberst — es gibt in der Schweiz keine Generäle — kam mit einigen Stabsoffizieren in den Zug und begleitete uns bis nach Zürich. Ich fing mit einem der Stabsoffiziere auf französisch ein Gespräch an, er aber unterbrach mich, in tadellosem Englisch bemerkend : « Sie brauchen mit mir nicht französisch zu sprechen. Mein Name ist Iselin. Ich habe manche Verwandte in New York und lebte selbst mehrere Jahre dort. » In Zürich verliessen wir den deutschen Sonderzug und wurden auf dem Bahnhof von einigen dankbaren Japanern, dem amerikanischen Konsul und einer Anzahl schweizerischer und französischer Zeitungsreporter empfangen. So endete unser Auszug aus Deutschland.

---

## KAPITEL XVIII.

### Liberales und vernünftige Männer.

---

Wie bereits gesagt, glaube ich nicht, dass Deutschland durch eine Revolution zum Frieden gezwungen werden wird, und was die Ernährungsfrage betrifft, werden sich irgendwie Lebensmittel in genügender Menge finden, um den Krieg wenigstens noch ein Jahr auszuhalten. Gibt es denn eine Aussicht auf einen vernünftigen Frieden? — Ich setze dabei voraus, dass der deutsche Unterseebootskrieg gegen Grossbritannien fehlschlägt, und dass der Zusammenbruch Russlands nicht im Osten genug Truppen freimacht, um die französischen und britischen Linien in Frankreich zu durchbrechen.

Nur eine Evolution Deutschlands zum Liberalismus, d. h. zu freiheitlichem Geist wird der Welt den zukünftigen Frieden so verbürgen, dass sich die Beendigung dieses Krieges rechtfertigen lässt.

Nun gibt es aber keine grosse liberale Partei in der politischen Arena Deutschlands. Wie erwähnt, teilt sich der Reichstag vornehmlich in Konservative, Römisch-Katholische oder Zentrum, und Sozialdemokraten. Die sogenannte nationalliberale Partei hat sich in diesem Krieg als ein blosses Anhängsel der konservativen Partei erwiesen, und zwar in verschiedener Hinsicht als gerade

so erbittert konservativ wie die Junker selbst. Herr Bassermann und Herr Stresemann haben sich nicht als Führer des liberalen Gedankens gezeigt, und ihre Führerschaft war nicht geeignet, Vertrauen zu ihrer politischen Weisheit einzuzulassen. Es war Stresemann, der am 30. Mai 1916 vor dem Reichstag über Präsident Wilson als Friedensstifter sagte : « Wir stossen die Hand Wilsons bei Seite. » Tags nachdem der Präsident dem Kongress den Abbruch der diplomatischen Beziehungen verkündet hatte, die Nachricht aber noch nicht nach Deutschland gelangt war, an jenem friedlichen Sonntagmorgen hielt derselbe Stresemann vor den Mitgliedern der national-liberalen Partei eine Rede, in der er als Ergebnis seiner sorgfältigen Studien über die Lage Amerikas und seiner gewissenhaften Erforschung des Charakters und der Politik der Amerikaner behauptete, er dürfe versichern, dass Amerika es nicht zum Bruch mit Deutschland werde kommen lassen. Als er nach vollendeter Rede unter dem Applaus seiner Bewunderer sich setzte, stand einer hinten im Saal auf und las aus dem Mittagsblatte, der *B. Z.*, eine Depesche aus Holland, laut welcher Amerika die Beziehungen mit Deutschland abgebrochen habe. Nach diesem einen Muster möge man die ganze politische Geschicklichkeit Stresemanns und seinen Spürsinn beurteilen.

Die Sozialdemokraten stehen in grundsätzlichem Widerspruch zu der monarchischen Regierungsform in Deutschland. Sie stehen also politisch, militärisch und sozial jenseits der erlaubten Grenze. Nach einem erfolgreichen französischen Angriff in der Champagne hörte ich von einer deutschen Frau, deren Ehegatte als tot betrachtet werden musste, ihre Wut und Verzweiflung sei so gross

gewesen, dass sie gesagt habe, jetzt wolle sie Sozialdemokratin werden, und man erzählte sich dieses Wort, um zu zeigen, wie weit ein Mensch unter dem Druck der Not kommen könne. Diese Person war die Frau eines ganz gewöhnlichen Schreibers, der in Berlin arbeitete. Die Sozialdemokraten bekommen weder Aemter noch Titel; sie gelangen niemals in die Klasse der « Räte » noch dürfen sie hoffen, jemals Offiziere zu werden. Versprach nicht Leutnant Forstner, der Held der Zaberner Affäre, demjenigen seiner Soldaten eine Belohnung, der als erster im Fall eines Aufruhrs einen dieser « verfluchten Sozialdemokraten » erschiessen würde?

Gegenwärtig gibt es also für vernünftige Männer mit liberalen Neigungen keinen politischen Zufluchtsort, und gerade diese liberalen Männer müssen sich selber eine liberale Partei schaffen, eine Partei, deren Zugehörigkeit weder Einbusse im Erwerb noch eine Verschlechterung der Aussicht, voranzukommen, noch auch soziale Aechtung bringt.

Es gibt gegenwärtig in Deutschland manche solche Männer. Vielleicht werden einige der Rechtssozialisten zu einer solchen Partei abschwenken; aber es gibt selbst in der Regierung Männer, die ihrem ganzen Wesen und Denken nach sich zur Mitgliedschaft in einer liberalen Organisation recht gut eignen würden. Der Kanzler selbst vielleicht ist in seinem Herzen ein Liberaler. Er stammt aus einer Familie von Frankfurter Bankiers, und obgleich vor seinem Namen das « von » steht, und obgleich er ein Rittergut besitzt, ist er seiner ganzen Denkart nach ein liberaler Philosoph. Zimmermann, der Staatssekretär des Auswärtigen, obwohl ihm seine Erhebung zu dem Aus-

wärtigen Amt zu Kopfe gestiegen war und er in ernster Zeit sich ganz denen verschrieben hatte, die nach dem verschärften Seekrieg schriehen, ist trotz alledem ein Liberaler, der heftige Gegner eines Systems, das die Führer des Landes einzig aus dem Adel bezieht. Dr. Solf, der kaiserliche Kolonialminister, obwohl dem Kaiser und seiner Familie ergeben, ist so verständig in seinen Ansichten, so duldsam gegen die Ansichten anderer Leute, und zwar duldsam ohne Schwäche, dass er in einem liberalen Deutschland einen idealen Führer abgäbe. Die grossen Bankiers, Kaufleute und Fabrikanten, obgleich sie die während der Friedenszeit seit 1870 empfangenen überreichen Dividenden wohl zu schätzen wissen, fühlen doch ganz innerlich die Schmach, in einem Lande zu leben, wo es eine von Geburt herrschende Klasse gibt, eine Klasse, die nicht einmal so viel Takt besitzt, die alte Verachtung gegen alle diejenigen zu verhehlen, welche ihre Hände mit Arbeit beschmutzen. Dass sich gegen eine solche Klasse die Liberalen Deutschlands nicht zu einer Partei sammeln, kommt einzig den extremen Sozialdemokraten zu gut.

Beim Friedensschluss werden die Soldaten, welche Jahre lang in den Schützengräben gekämpft haben, nachdrücklich eine neue Wahlkreiseinteilung für den Reichstag fordern, zugleich mit der Abschaffung des ungleichen Stimmrechtes in Preussen. Kommt in Preussen das allgemeine Stimmrecht und bekommt die Arbeiterbevölkerung Deutschlands die richtige Vertretung im Reichstag, um die sie nun so viele Jahre lang auf so unverschämte Art betrogen worden ist, so mag einst eine liberale Partei der einzige Schutz des Privateigentums

gegen den Ansturm einer wütenden und mit Recht erbitterten Sozialdemokratie sein. Die Arbeiter Deutschlands sind lange Zeit zum Besten gehalten worden. Sie bilden die Klasse, von der Präsident Lincoln sagte: «Es gibt Leute, die immerbetrogen sind»; und die Mittelklasse der Fabrikanten, Kaufleute usw. haben sich in das System nur deshalb gefunden, weil sie dabei doch Profit machten.

Die Schwierigkeit, mit dem gegenwärtigen Deutschland Frieden zu schliessen, besteht darin: alle Welt fühlt, dass ein mit der gegenwärtigen Regierung geschlossener Friede nicht von langer Dauer wäre; ein solcher Friede würde die Abkehr einiger Verbündeter vom gegenwärtigen gegen Deutschland gerichteten Weltbund bedeuten, während Deutschland mit den in diesem Krieg erwachten Bedürfnissen neuen Krieg vorbereiten und erklären würde, wo dann keine Marneschlacht der Hochflut deutscher Eroberungswut einen Damm setzte.

Lange Zeit vor diesem Krieg haben englische Radikale mit unbedingtem Glauben auf die sozialdemokratische Partei Deutschlands Berge gebaut. Wie wenig dieser Glaube gerechtfertigt war, zeigte sich im Juli und August 1914, als die sozialdemokratische Partei ganz brav alle Kredite bewilligte, für einen Krieg, den der Kaiser, kurz behauptend, er sei angegriffen, erklärt hatte, ihn erklärt hatte auf die oft behauptete, nie bewiesene Tatsache hin, das deutsche Gebiet sei verletzt worden. Die sozialdemokratische Partei ist jetzt allerdings geteilt. Es ist sehr schade, dass die Welt nicht mit Leuten wie Scheidemann verhandeln kann, die in andern Demokratien so konservativ erscheinen würden, dass sie fast als reaktionär zu

gelten hätten. Aber Scheidemann und seine Freunde, während sie in ihren Vermittlungsversuchen mit den Sozialisten anderer Länder die Gunst der gegenwärtigen Regierung geniessen, werden, so lange diese Regierung am Ruder ist, von jedem Einfluss auf die Friedensbedingungen ausgeschlossen sein. Man braucht sie nur zum Zweck, die Alliierten zu trennen. Wie Präsident Wilson in seiner Botschaft vom 26. Mai 1917 an Russland gesagt hat: «Der Krieg fängt an, gegen Deutschland auszuschlagen, und in ihrem verzweifelten Bemühen, die unvermeidliche endgültige Niederlage zu vermeiden, bedienen sich die deutschen Machthaber jedes erdenklichen Mittels; sie benützen selbst den Einfluss von Gruppen oder Parteien ihrer Untertanen, gegen die sie sich weder wohlwollend noch gerecht, ja nicht einmal duldsam gezeigt haben, um zu beiden Seiten des Ozeans eine Propaganda zu treiben zu dem einzigen Zweck, dass sie zu Hause ihre Herrschaft und auswärts ihre Macht behalten, zum Unheil gerade der Leute, deren sie sich bedienen. »

Die deutsche Sozialdemokratie genießt in der Welt den Ruf, wenigstens einigermaßen die grossen liberalen Ideen zu vertreten. Dieser Ruf ist ganz und gar unverdient. Tatsächlich, wenn auch nicht ausdrücklich haben sie sich zwar gegen die monarchische Regierungsform bekannt, aber es wird ihren Führern im übrigen vorgehalten, sie hätten sich offen für freie Liebe und gegen alles Religiöse ausgesprochen. Die römisch-katholische Kirche betrachtet die Sozialdemokratie als ihren grössten Feind und hat grosse Anstrengungen gemacht, um deren Fortschreiten durch Heranziehen einer Art römisch-katholischer Gewerkschaften — gewissermaßen religiös gesinn-

ter Sozialisten — entgegenzutreten. Der Sozialdemokrat gilt in Deutschland fast als Auswurf. Obwohl ein Drittel aller Reichstagsmitglieder zu dieser Partei gehören, wird kein Sozialdemokrat je in die Regierung berufen, und die Haltung der regierenden Klasse, wie auch der gesamten Mittelklasse — alle Professoren, Lehrer, Geistliche beider Bekenntnisse, der ganze blühende Handels- und Gewerbestand — ist heftige Ablehnung der sozialdemokratischen Lehre. Die Welt soll sich doch nicht einbilden, dass das Wort der sozialdemokratischen Führer Deutschland verpflichtet. Wenn die Arbeiterbevölkerung im Reichstag gerecht vertreten wäre, so würden sie vielleicht diese Körperschaft beherrschen. Aber man darf nicht müde werden, immer und immer wieder zu zeigen, dass der Reichstag weiter nichts ist als ein Organ der öffentlichen Meinung, und dass das heutige Deutschland durch von oben her ernannte Beamte regiert wird. Alle diese Beamte gehören zu den erwähnten, der Sozialdemokratie feindlichen Klassen. Deutschland hat mehr Beamte als jedes andere Land der Welt. Da sie der Regierung ihr Brot verdanken, müssen sie nicht nur der Regierung dienen, sondern auch die Feinde der Regierung als ihre eigenen Feinde betrachten. Deshalb sind sie mit ihrem ganzen Kreis der Sozialdemokratie feind.

Dies alles zeigt, wie schwer in dieser Zeit Männer mit vernünftigen und liberalen Ideen, die weder Religion noch Moral ablehnen, im politischen Leben eine Stätte finden, wo sie sich zu Hause fühlen.

Der Kanzler, wie ich gesagt habe, selbst im Herzen ein Liberaler, hat erklärt, es müsse in Deutschland vieles anders werden. Es liegt vielleicht im Bereich des Mögli-

chen, dass sich eine neue grosse liberale Partei bildet, die, wie ich ausgeführt habe, sich aus den Rechtssozialdemokraten, den Ueberbleibseln der nationalliberalen und der Fortschrittsparteien, sowie den liberalen Elementen der Konservativen zusammensetzen würde. Die wichtige Frage wird dann sein, ob die römisch-katholische Partei, das Zentrum, sich freiwillig auflösen wird und dessen Mitglieder sich nicht mehr ausschliesslich als Vertreter der römisch-katholischen Kirche wählen lassen. Dass nun die gesamte Zentrumsparthei, so wie sie gegenwärtig besteht, ohne weiteres sich für liberale Grundsätze und parlamentarische Regierung erklärt, ist wohl etwas viel verlangt, wie auch dass sie sich für eine neue Einteilung der Reichstagswahlkreise ausspreche. Doch zählt diese Partei in ihren Reihen viele verständige und weitschauende Mitglieder, und ihre Führer, Dr. Spahn und Erzberger, sind tüchtig und furchtlos. Vor einigen Jahren ging durch die Partei eine Bewegung, die solches erwog. Manche Mitglieder der Partei hielten die Zeit für gekommen, wo es nicht mehr nötig sei, dass die Katholiken, um ihre religiöse Freiheit zu schützen, eine eigene politische Partei unterhielten, und es geschahen Versuche, diesen Wechsel durchzuführen. Die Katholiken haben anders entschieden. Doch ist die Frage nicht tot. Freiwillige Auflösung des Zentrums als einer römisch-katholischen Partei würde ohne weiteres das Entstehen einer echten liberalen Partei bedeuten, der sich jeder Deutsche anschliessen könnte ohne Einbusse in der öffentlichen Achtung, ohne deswegen ein Feind der Monarchie zu sein noch sich gegen Religion und Moral zu erklären.

Am künftigen Friedenskongress wird es den Völkern

Von Hauptsekretärin des  
Auswärtigen Amtes  
Zimmermann, bittet  
sich zu erlauben den bot.  
Sprecher der Amerikanischen  
Konsulate von New York,  
Herrn Gerard, um die  
Übernahme des Briefes  
sowie Kaufmännische um  
6 Uhr im Auswärtigen  
Amt, Wilhelmsstraße 75/76  
Berlin, den 31. Juni 1917.



der Welt ein Leichtes sein, sich mit den Vertretern eines liberalen Deutschlands auseinanderzusetzen, das bei meiner wegen monarchischer Form doch eine Verfassung hat wie etwa die Vereinigten Staaten, oder überhaupt parlamentarisch regiert wird. Ich glaube, der deutsche Liberalismus erstrebt das am leichtesten zu erreichende Ziel : dass der Kanzler und seine Minister dem Reichstag verantwortlich seien und nach einem Misstrauensvotum des Reichstags abzutreten haben. Zur Zeit der Zaberner Affäre verlangte Scheidemann, nachdem der Reichstag dem Reichskanzler sein Misstrauen ausgesprochen habe, habe der Kanzler sein Amt niederzulegen ; der Kanzler schickte ihn aber mit der Antwort heim, er sei nur dem Kaiser verantwortlich. Eine parlamentarische Regierung einzurichten, wäre noch kein Umsturz, und wenn dazu noch der Reichstag auf Grund einer bessern Wahlkreiseinteilung gerechter bestellt wäre, so hätte die Welt mit einem liberalisierten Deutschland zu tun, das sich ohne jähen Wechsel der Regierungsform liberalisiert hätte. Zugleich mit dieser parlamentarischen Reform muss das Wahlrecht in Preussen anders werden. Der Uebergang zu einer Regierungsform mit einem verantwortlichen Ministerium kann bei der jetzigen Verfassung des Deutschen Reiches durch blossen Mehrheitsbeschluss im Reichstag und durch einen Beschluss des Bundesrats, bei dem die Minderheit weniger als vierzehn Stimmen beträgt, herbeigeführt werden. Dieser Bundesratsbeschluss wird erreicht, wenn der Kaiser als König von Preussen und eine Anzahl deutscher Bundesfürsten sich für diese Neuerung erklären.

Sollte es wirklich zu einer vernünftigen Liberalisierung

Deutschlands kommen, so würde Theodor Wolff und sein Schwiegervater Mosse daran ein grosses Verdienst haben. Das *Tageblatt*, dieses grosse Blatt, das Mosse besitzt und Wolff herausgibt, ist während des ganzen Krieges eine Leuchte sowohl der Vernunft wie der Vaterlandsliebe gewesen, und andere grosse Blätter werden diesem glänzenden Beispiel folgen. Es ist mir aufrichtig leid um Georg Bernhard, den begabten Herausgeber der *Vossischen Zeitung*, der, ein Liberaler und ein Jude, die Livrée des Junkertums trägt, vor der ihn gewiss selbst ekelte. Nachdem ich Deutschland verlassen hatte, brachte die *Vossische Zeitung* gegen mich die albernsten Vorwürfe, wie dass ich an Briten amerikanische Pässe verabfolgt habe. Das Blatt hätte mir mit demselben Recht feierlich vorhalten können, ich habe an das Auswärtige Amt Noten in versiegelten Umschlägen gesandt. Ich hatte die britischen Interessen zu vertreten; da konnte ich Briten, welche Erlaubnis erhalten hatten, Deutschland zu verlassen, doch nicht britische Pässe verabfolgen, sondern wie es in solchen Fällen allgemeiner Brauch ist und vom Auswärtigen Amt ausdrücklich gebilligt war, fertigte ich für diese abreisenden Briten amerikanische Pässe aus mit dem Aufdruck « Britischer Untertan ».

Der Sturz Bethmann-Hollwegs war der Triumph von Küchenintriguen und Junkertum. Ich glaube, dass er, ein liberalgesinnter Mann, seinen Rat missachtet sah, als der verschärfte Seekrieg begann, die Zusagen der Sussexnote gebrochen wurden und Deutschland sich in den Krieg gegen die Vereinigten Staaten begab. Hätte er lieber sein Amt aufgegeben als in den verschärften Seekrieg einzuwilligen, so wäre heute sein Name der grosse

liberale Sammelpunkt, und wahrscheinlich wäre er dann zu grösserer wirklicherer Macht gelangt als er sie je besass. Indessen, halb um im Amt zu bleiben, halb aus persönlicher Treue gegen den Kaiser, brachte er, statt zurückzutreten, das Opfer seiner Ueberzeugung, und als er dann wirklich ging, lohnte ihm kein Fürstentitel zum Abschied, ja er wurde nicht einmal Graf. In seiner Zurückgezogenheit mag er das bekannte Wort Schillers bedenken : « Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen. » Und in seinen alten Tagen wird er, wie der grosse Kanzler in Shakespeares Heinrich dem Achten, klagend ausrufen : « O Cromwell, Cromwell ! Hätte ich meinem Gott mit nur halb soviel Eifer gedient wie ich meinem König gedient habe, er hätte mich nicht in meinem Alter nackt meinen Feinden überlassen. » Dieser Gott ist freilich nicht als ein privater Kriegsgott der Preussen zu verstehen, den sie nach ihrem Belieben zu ihrem Dienst verwenden, sondern als der Gott der Christenheit, der Menschheit und Menschlichkeit.

Es wäre für Deutschland leichter gewesen, Frieden zu schliessen, hätte es Bethmann-Hollweg am Ruder behalten. Die ganze Welt kennt und ehrt ihn um seiner Ehrlichkeit willen.

Helfferrich blieb als Vizekanzler und Minister des Innern; ein Mann mit scharfem und schnellem Verstand, der, ich bin dessen gewiss, den Militarismus hasst und vernünftig denkt. Man kann mit ihm am Konferenztisch leicht verhandeln und sich verständigen, aber seine glühende Vaterlandsliebe und überragende Tüchtigkeit machen ihn zu einem gefährlichen Gegner.

Kühlmann führt das Auswärtige Amt. Viel ver-

schmitzter als Zimmermann wird er fortfahren, uns wenn immer möglich mit Japan und Mexiko Schwierigkeiten zu bereiten, doch ohne sich dabei erwischen zu lassen. Einst zweiter im Rang auf der deutschen Botschaft in London, hatte er gemeldet, England werde in den Krieg eintreten. Als er das Auswärtige Amt übernahm, flatterten in der Welt Gerüchte herum, wonach er Gegner des verschärften Seekriegs wäre; diese Gerüchte beweisen nur, dass eine geschicktere Hand die Fäden führt, um die Welt für den neuen Staatssekretär einzunehmen und ihm den Beginn von Verhandlungen, die er etwa vorhaben könnte, zu erleichtern. Hütet euch vor dem verschmitzten Kühlmann!

Kanzlerhetze ist ein Lieblingssport im politischen Leben der Deutschen. Kaum hat der Kaiser einen Kanzler ernannt, so bemühen sich Hunderte von kleinen Politikern, Reichstagsmitgliedern, Zeitungsbesitzern, Reportern und weiblichen Intriganten, ihn aus dem Amt hinwegzuekeln. Als Bethmann-Hollweg liberale Neigungen zeigte und für Preussen ein gerechteres Wahlsystem forderte, da vereinigten sich gegen ihn Junker und Militär, die Stützen des Kastensystems, mit den gewöhnlichen Intriganten, und es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann des Kanzlers Kopf, bildlich gesprochen, fallen würde. Sein Nachfolger war ein preussischer Bureaukrat. Einen solchen braucht man nicht näher zu beschreiben.

Selbstverständlich wird kein Volk sich von aussen her zu Reformen zwingen lassen. Aber die Stellung der Welt in Waffen gegenüber Deutschland ist doch ganz einfach dies: Es ist unmöglich, mit Deutschland, wie es heute ist, Frieden zu schliessen, weil ein solcher Friede nur ein

Waffenstillstand von ganz kurzer Dauer wäre ; sehr bald käme der Tag, wo die militärischen Machthaber Deutschlands von neuem Deutschlands Söhne in die todbringenden Schützengräben schicken würden, zur Förderung des Systems wie zur Ehre und zum Nutzen alter Generäle und dummstolzer Prinzen. Die Welt glaubt, ein freies Deutschland werde nicht ohne Not, aus lauter Freude am Krieg, Krieg führen und das Waffenhandwerk als Nationalindustrie betreiben. Am deutschen Volk ist es, zu entscheiden, welchen Weg es einschlagen wolle ; aber wie treffend hat unser grosser Präsident gezeigt, dass wir nicht gegen ein Volk Krieg führen, sondern gegen die Gewalt-herrschaft, die jenes Volk in Schmach und Schande geführt hat !

---

## KAPITEL XIX.

### Das deutsche Volk im Krieg.

---

Mit der Kriegserklärung ging die gesamte Staatsgewalt in Deutschland von den Zivilbehörden auf die Militärbehörden über. Freitag den 31. Juli 1914, abends fünf Uhr, gleich nach Erklärung des Kriegszustandes, zog unter dem Kommando eines Leutnants die Wache des Kaiser Alexander Garderegiments mit vier Trommlern vor das Denkmal Friedrichs des Grossen, Unter den Linden. Nach einem Trommelwirbel verlas der Leutnant eine Bekanntmachung, die mit den Worten begann: « Auf allerhöchsten Befehl wird der Kriegszustand in Berlin und der Mark Brandenburg verkündet. » Diese Bekanntmachung hatte General von Kessel als Oberkommandierender der Mark Brandenburg unterzeichnet und angezeigt, die gesamte Gewalt sei an ihn übergegangen; die bürgerlichen Beamten hätten ihr Amt weiter zu führen, sie hätten aber den Befehlen und Verordnungen des Oberkommandierenden zu gehorchen; Haussuchungen und Verhaftungen durch hiezu bevollmächtigte Beamte könnten zu jeder Zeit verfügt werden; Fremde, die ausser Stande wären, einen zwingenden Grund für ihren Aufenthalt in Berlin nachzuweisen, hätten die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen; der

Verkauf von Waffen, Pulver und Sprengstoffen an Zivilpersonen sei verboten, ebenso sei es Zivilpersonen verboten, ohne Erlaubnis der Militärbehörde Waffen zu tragen.

Auf dieselbe Weise fand in jedem Armeekorpsbezirk der Uebergang der öffentlichen Gewalt von den Zivilbehörden an die Militärbehörden statt. In jedem Armeekorpsbezirk übernahm der kommandierende General die Staatsgewalt. In Berlin war es nötig gewesen, einen neuen Posten zu schaffen, den eines Oberkommandierenden der Mark, weil zwei Armeekorps, das dritte und das Gardekorps, ihren Sitz in Berlin hatten.

Diese Armeekorpskommandanten waren im Gebrauch der ihnen übertragenen Macht durchaus nicht schüchtern. Einige von ihnen schrieben vor, wie lange die Kleider sein müssten, welche die Frauen zu tragen hätten. Als es in Garmisch-Partenkirchen, dem bekannten Wintersportsplatz, vorgekommen war, dass manche Frauen, der Sportsmode folgend, Kniehosen getragen hatten, erliess das Generalkommando für Bayern im Januar 1917 folgenden Befehl :

« Das Auftreten mancher Frauen in Garmisch-Partenkirchen hat unter der dortigen Bevölkerung lebhaften Zorn und Entrüstung erregt. Die Erbitterung wendet sich hauptsächlich gegen gewisse Frauen, häufig reiferen Alters, die zwar keinen Sport treiben, aber nichtsdestoweniger sich beständig in der Öffentlichkeit mit Kniehosen bekleidet zeigen. Es ist vorgekommen, dass so gekleidete Frauen Kirchen während des Gottesdienstes besuchten. Ein solches Benehmen ist eine Rücksichtslosigkeit gegen den ernsten Sinn der Bergbewohner.

Infolgedessen ist es oft zu ärgerlichen Auftritten in den Strassen gekommen. Behörden, Priester und private Bürger haben sich mit der Bitte um Abhilfe an das Generalkommando gewendet. Daraufhin hat das Generalkommando die Bezirksbehörden von Garmisch-Partenkirchen ermächtigt, gegen diesen Unfug kräftige Massnahmen zu ergreifen, wenn nötig mit Hilfe der Polizei. »

Ich habe im Februar 1916 zwei Tage in Garmisch-Partenkirchen zugebracht. Einige deutsche Mädchen machten sich recht gut in ihren Kniehosen, aber mit dem Generalkommando bin ich darin ganz einig, dass das Auftreten einiger zumal älterer Frauen eine Rücksichtslosigkeit war, nicht nur gegen die Bergbewohner, sondern gegen jedermann.

Diese Korpskommandeure sind offenbar dem Kaiser direkt verantwortlich. Ein grosser Teil der Schwierigkeiten, die ich wegen der Behandlung von Kriegsgefangenen hatte, war offenbar diesem System zu verdanken, da jeder Korpskommandeur sich in seinem Bezirk für die höchste Instanz hielt, nicht allein im Bürgerlichen und Militärischen, sondern auch über die Gefangenlager seines Bezirkes.

Am 4. August 1914 wurden eine Anzahl Gesetze durchgebracht, die offenbar längst vorbereitet waren und den durch den Krieg bewirkten Veränderungen Rechnung tragen sollten, so eine Abänderung des Münzgesetzes, des Bankgesetzes und des Gesetzes betreffend die Höchstpreise. Bestimmungen über die Höchstpreise wurden von Zeit zu Zeit erlassen. Das Gesetz vom 28. Oktober 1914 bestimmte die einzelnen Höchstpreise für Roggen in verschiedenen Teilen Deutschlands. Die deutsche Tonne

einheimischen Roggens sollte im Grosshandel nicht mehr kosten als 220 Mark in Berlin, 236 Mark in Köln, 209 Mark in Königsberg, 228 Mark in Hamburg und 235 Mark in Frankfurt a. M. Der Höchstpreis für die deutsche Tonne einheimischen Weizens wurde um 40 Mark die Tonne höher angesetzt als der entsprechende Preis für Roggen. Die Höchstpreise verstanden sich ohne die Säcke und gegen bar. Die Höchstpreisbestimmungen betrafen übrigens alles, was zum täglichen Gebrauch diente, nicht nur Lebensmittel und Viehfutter, sondern Petrol, Kohle und Holz. Natürlich wurden diese Höchstpreise von Zeit zu Zeit geändert, aber ich glaube feststellen zu können, dass zu keiner Zeit während meines Aufenthaltes in Berlin die gewöhnlichen Lebensmittel teurer waren als in New York.

Das sogenannte Kriegsbrot, die gewöhnliche Volksnahrung, das man bald nach Kriegsbeginn herzustellen begann, setzte sich aus Roggen und Kartoffelmehl zusammen. Es war durchaus nicht unschmackhaft, besonders wenn es geröstet war. Als sich herausstellte, dass der Krieg doch et was länger dauern werde als man in Deutschland erwartet hatte, erschienen die Brotkarten. Jeden Montag morgen bekam jede Person eine Karte mit einer Anzahl perforierter Abschnitte, jeder Abschnitt von der Grösse einer Viertelspostmarke, mit den Zahlen 25, 50 oder 100 versehen. Eine solche Karte bedeutete die Anweisung in Gramm für eine Person in einer Woche. Wer entweder beim Bäcker oder in einem Restaurant Brot zu kaufen wünschte, musste von seiner Brotkarte soviel Gramm abtrennen als er Brot haben wollte. Jeder Bäcker bekam zu Beginn jeder Woche eine bestimmte

Menge Mehl, und er hatte am Ende der Woche abzurechnen, indem er für das Nichtvorhandene eine entsprechende Menge Brotkartenabschnitte vorweisen musste.

Als die Lebensmittel spärlich wurden, wurde das Kartensystem auf Fleisch, Kartoffeln, Milch, Zucker, Butter und Seife ausgedehnt. Frisches Gemüse und Obst blieb kartenfrei, wie während langer Zeit Hühner, Enten, Gänse, Truthühner und Wildpret. Wegen dieser Ausnahmen wussten sich die Reichen so einzurichten, dass sie recht gut lebten, obgleich zum Beispiel der Preis einer Gans unbegreifliche Höhen erstieg. Es gab natürlich auch viel Schleichhandel mit Karten und Verkauf verbotener oder geschmuggelter Butter usw. Die Polizei, als das Auge des Gesetzes, wachte streng; der Inhaber eines der bedeutendsten Berliner Hotels wanderte ins Gefängnis, weil er sich von seinen Dienstboten die diesen gehörenden Butterkarten hatte geben lassen, um sie an reiche Hotelgäste zu verkaufen. Zur Zeit als ich abreiste, bekam, wer über sechs Jahre alt war, keine Milch ohne ärztliches Zeugnis. Ein Gutes hatte diese Bestimmung, dass nämlich die Kinder der Armen sicherer waren, Milch zu bekommen, als vor dem Krieg, da die dem Frauentdienst angehörenden oder sonst mit sozialer Arbeit beschäftigten Frauen darauf hielten, dass jedes Kind seinen Teil Milch bekam.

Als im dritten Kriegswinter die Verkehrsmittel versagten und die Arbeitskräfte fehlten, wurde die Kohle sehr knapp. In München wurden alle öffentlichen Gebäude wie Theater, Bildergalerien, Museen und Kinematographen wegen Mangels an Kohle geschlossen. In Berlin war die Entbehrung nicht so schlimm, aber selbst Hagenbecks Elefanten wurden in Dienst genommen, um die

Kohlenwagen von den Bahnhöfen her in die Stadt zu schaffen. Das Licht wurde gespart. Alle Miethäuser (und ganz Berlin lebt in Miethäusern) wurden abends um 9 Uhr geschlossen. Die Kaufläden durften ihre Schaufenster nicht beleuchten, und alle Theater gingen um zehn Uhr zu. Von den elektrischen Bogenlampen in den Strassen brannte die Hälfte nicht, die andere Hälfte war auf ein Drittel der gewöhnlichen Leuchtkraft beschränkt, indem von den drei Lichtern einer Lampe nur je eines brannte.

Als immer mehr Männer an die Front kamen, verrichteten Frauen ungewohnte Arbeit. Die neue Untergrundbahn in Berlin ist zum grössten Teil Frauenwerk. Diese Arbeit bot allerdings in Berlin nicht so viele Schwierigkeiten, als sie in New York geboten hätte, da Berlin auf Sand gebaut ist, der sich leicht aushöhlen lässt. Frauen arbeiten im Bahndienst und schwingen den Pickel auf dem Bahnkörper. Frauen lenken die grossen gelben Postwagen Berlins; Frauen verrichten den Schaffnerdienst in der Untergrundbahn oder auf den Strassenbahnwagen, ja selbst den Mechanikerdienst an der Maschine. Banken, Versicherungsanstalten und andere grosse Unternehmungen füllten sich mit weiblichen Arbeitskräften, die selbst in die geheiligten Räume der Militär- und Regierungsbureaux eindrangten.

Eine merkwürdige Aeusserung des Fremdenhasses war des Polizeipräsidenten von Jagow — ein Vetter des Staatssekretärs — Fremdwörterjagd. Jagow hatte beschlossen, es hätten alle Wörter fremdländischen Ursprungs aus der deutschen Sprache zu verschwinden. Die Inschrift « Hotel Bristol » unter den Linden verschwand. Das Hotel Westminster, ebenfalls unter den Linden,

wurde Lindenhof, Ein grosses Hotel hiess « The Cumberland »; es enthielt eine Pastetenbäckerei mit der Aufschrift « Confiserie ». « Confiserie » musste weg, aber « Cumberland » durfte bleiben, weil der Schwiegervater der einzigen Kaiserstochter auch so heisst. Das Wort « Chauffeur » wurde entfernt, und Schwierigkeiten entstanden erst, als man es ersetzen wollte; manchem gefiel « Kraftwagenführer », doch zuletzt überwog das echt deutsche « Schaufför ». Gute Preussen holten Firmentafeln mit dem Wort « Konfektion » herunter. Doch den Gipfelpunkt erstieg der kommandierende General von Breslau; er schrieb einem Zuckerbäcker, um ihm zu verbieten, seine Ware als « Bonbons » zu verkaufen. Der Zuckerbäcker aber hatte Witz und für einen Deutschen erstaunlich viel Rückgrat; er antwortete dem General, recht gerne werde er auf den Gebrauch des Wortes « Bonbon » verzichten, wenn der General sich nicht mehr General nennen wolle, denn er mache die hohe militärische Behörde darauf aufmerksam, dass « General » genau so französisch sei wie « Bonbon ».

Ungewöhnliche Mittel wurden angewendet, um alles gemünzte Gold des Landes in die Kasse der Reichsbank zu leiten. An jeder Wand, in jedem Untergrundbahnwagen konnte man lesen, wer eine Goldmünze zurückbehalte, schädige das Vaterland. Brachte ein Soldat seinen Vorgesetzten ein Zwanzigmarkstück, so bekam er dafür zwanzig Mark in Papier und zwei Tage Urlaub. Brachte ein Schulknabe ein Zehnmarkstück, so bekam er zehn Mark in Papier und einen halben Tag frei. Wer im Kinematographen seine Platzkarte mit Gold bezahlte, bekam dazu noch eine zweite, an einem andern Tag

gültige Karte. Eine in Berlin wohnende Amerikanerin wurde eines Morgens um 8 Uhr von zwei Polizeidetektiven geweckt ; sie teilten ihr mit, sie hätten gehört, dass sie noch einige Goldmünzen besitze, und wenn sie diese nicht an Papiergeld tauschen wolle, so würden sie ihr die ganze Wohnung durchsuchen, bis sie das Gold gefunden hätten. Sie gab ihnen das Gold, das ich dann von der deutschen Regierung für sie zurückerwirkte. Später wurde die Goldausfuhr verboten, und selbst Reisende, die Gold einführten, mussten es für Papiergeld abgeben.

Obgleich ich die genauen Mengen nicht angeben könnte, kann ich doch bezeugen, dass eine Masse von Lebensmitteln und andern Dingen eingeführt wurde, und zwar aus Holland und den skandinavischen Staaten, besonders aus Schweden. Jetzt wo wir selbst im Krieg sind, haben wir strenge Massnahmen zu treffen, um die Ausfuhr nach denjenigen Ländern einzustellen, welche Lebensmittel, Rohstoffe usw. nach Deutschland senden. Schweden ist in diesem Geschäft besonders tätig, aber ich weiss, dass auch Norwegen Schwefelkies liefert, aus dem Schwefelsäure gewonnen wird, ein zur Herstellung von Munition unentbehrlicher Stoff. Pottasche, die als Mineral nur in Deutschland und Oesterreich gefunden wird, wurde zum Wareneintausch mit Schweden verwendet ; so kam viel Kupfer, Fett und dergleichen nach Deutschland.

Früh im Sommer 1915 fand in Berlin die erste Kundgebung des Volkes statt. Bei fünfhundert Frauen versammelten sich gegenüber dem Reichstagsgebäude. Die Polizei war bald mit ihnen fertig, und die Zeitungen brachten darüber nichts. Diese Frauen wussten nicht

recht, was sie wollten. Sie nannten von Bülow wegen seines Misserfolges in Italien einen alten Dummkopf und beklagten, dass die Schlagsahne nicht mehr so gut sei wie vor dem Krieg. Man unterhielt sich über die hohen Lebensmittelpreise und fand sich einig in dem Wunsch, die Männer sollten aus den Schützengräben heimkehren.

\* \* \*

Der Frühsommer brachte auch eine Anzahl Gäste nach Berlin. Miss Jane Adams und ihre Mitsuffragetten hatten in Holland eine Zusammenkunft gehalten und kamen nun nach Berlin. Es gelang mir, sowohl den Kanzler wie Jagow dahin zu bringen, ihnen eine Audienz zu gewähren; doch sahen beide dem Augenblick mit unverhohlener Besorgnis entgegen. Einer der beiden Herren scheint auf Miss Adams Eindruck gemacht zu haben, denn zur Zeit, wo ich dieses schreibe, lese ich in den Blättern, dass sie unsern Eintritt in den Krieg beklagt, da er Gefühle verletze.

\* \* \*

Am 27. Juli 1915 meldete ich, dass, wie ich erfahren habe, die Deutschen aus der Menge der russischen Kriegsgefangenen die Liberalen und Revolutionäre auslesen, sie mit Geld und gefälschten Pässen und Papieren ausstatten und nach Russland zurücksenden, um dort eine Revolution zu erregen.

\* \* \*

Ein befreundeter Deutscher erzählte mir, einer seiner Bekannten, der Ferngläser fabrizierte, habe von der

bulgarischen Regierung eine bedeutende Bestellung erhalten. Daraufhin habe dieser beim Auswärtigen Amt gefragt, ob er die Bestellung ausführen solle. Das Auswärtige Amt antwortete, er solle sie ausführen, und zwar in aller Eile. Das zu erfahren genügte mir, um den Eintritt Bulgariens in den Krieg an der Seite der Zentralmächte auf lange Frist vorauszusehen.

\* \* \*

Noch ein Jahr nach Kriegsbeginn gab es in Deutschland vernünftige Leute. Am 9. August 1915 begegnete ich Ballin, der an der Spitze der grossen Hamburg-Amerika Linie steht. Ich fragte ihn: «Wann werden Sie mit diesem wahnsinnigen Krieg aufhören?» Am nächsten Tag besuchte mich Ballin und sagte, die verständigen Leute in Deutschland seien für Frieden, und zwar ohne Annexionen. Nur fürchte ein jeder, so sagte er mir, von Frieden zu sprechen, da man das überall als Schwäche auslege; er habe aber den Kanzler ersucht, es in einem Regierungsblatt offen auszusprechen, dass Deutschland nur zu seiner Verteidigung kämpfe und bereit sei, einen ehrenhaften Frieden zu schliessen. Wie er erzählte, war der Kaiser zu jener Zeit gegen die Annexion von Belgien.

\* \* \*

Bei der Berechnung der Kriegsschuld Deutschlands darf nicht vergessen werden, dass die deutschen Städte und Provinzen bedeutende Schulden für Kriegszwecke gemacht haben, so für Unterstützung der Frauen und Kinder von Soldaten.

\* \* \*

Im November 1915 gab es Hungerrevolten und eine ernsthafte Volksbewegung gegen die Weiterführung des Krieges, und in Leipzig wurde eine sozialistische Zeitung unterdrückt.

\* \* \*

Es geschahen stets die grössten Anstrengungen, Gold zu bekommen, und einige Zeit bevor ich Deutschland verliess, brachten die Blätter einen Aufruf, die Deutschen möchten ihre Kostbarkeiten für das Vaterland aufgeben. Viele taten es, unter ihnen, wie ich glaube, die Kaiserin und andere königliche Herrschaften.

\* \* \*

Im Dezember 1915 sagte mir ein bekannter Bankier von Berlin, die Deutschen hätten den Krieg satt; Krupp und die andern Schwerindustriellen machten grosse Profite und zögen den Krieg in die Länge, indem sie die Annexion Belgiens forderten, und auch die Junker wären für weitem Krieg, weil sie dabei für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse vier oder fünfmal mehr bekämen als sonst, während Kriegsgefangene die Arbeit besorgten. Er meinte, die dem Mittelstand angehörenden Kaufleute würden die Zeche zu zahlen haben, während die Junker frei ausgehen würden.

\* \* \*

Im Dezember 1915 wurde die Butter sehr knapp, und es geschah oft, dass Frauen, die in langen Reihen vor den Läden zu warten hatten, des Wartens überdrüssig die Läden stürmten. In jenem Monat wurden auch zahlreiche

Dächer aus Kupfer von Gebäuden Berlins entfernt. Ich erfuhr durch einen Bekannten im Auswärtigen Amt, dass der berühmte von Rintelen nach Amerika gesandt war, um die gesamte Produktion der Pulverfabriken Du Pont aufzukaufen, und dass, was er sonst noch tat, über seinen Auftrag hinausging.

Im selben Dezember, in der Nacht nach der Friedensinterpellation im Reichstag, beriefen Plakate eine Volksversammlung unter den Linden. Während des Nachmittags ging ich hinaus in die Strassen und fand, dass die Polizei die Stadt so zweckmässig in Bezirke abgesperrt hatte, dass unter den Linden sich unmöglich ein Haufe, ob gross oder klein, versammeln konnte. Sehr lebhaft ging es dagegen in der Reichstagssitzung zu. Der Sozialdemokrat Scheidemann hielt eine im Ton recht gemässigte Rede, dann antwortete ihm der Kanzler, hierauf verlangte man Schluss. Da machten aber die Sozialdemokraten einen solchen Lärm, dass die Mehrheit nachgab, und ein anderer bedeutender Sozialistenführer, Landsberger, durfte für seine Partei sprechen. Auch er äusserte sich sehr zahn und behauptete sogar, die Sozialdemokraten würden Elsass-Lothringen nicht wieder zu Frankreich zurückkehren lassen. Er erfand einen recht guten Witz, indem er behauptete, die Vereinigten Staaten Europas bekriegten sich zum Nutzen der Vereinigten Staaten Amerikas.

\* \* \*

Die Banken forderten alle Inhaber von Tresorfächern durch Zirkular auf, den Inhalt der Fächer zu zeigen. Es gehörte dies mit zu dem Feldzug, der das verborgene Gold ans Tageslicht zu fördern bezweckte.

\* \* \*

Im Januar 1916 hatten wir viel Besuch. Die Herrschaften Mc Clure, Hermann Bernstein und Inez Milholland Boissevain, alle vom Fordschen Friedensschiff, erschienen in Berlin. Ich führte Mrs. Boissevain zu Zimmermann, der sie sehr bewunderte.

\* \* \*

Im Januar 1916 besuchte ich München und von dort aus zwei Gefangenenlager, das eine für Offiziere, das andere für Soldaten, beide zu Ingolstadt (Bayern). Ich unterhielt mich auch mit Archdeacon Nies, von der Bischöflichen Kirche Amerikas, der in den bayrischen Lagern durch Fürsorge für die Gefangenen ein höchst nötiges Werk tat.

\* \* \*

Die amerikanische Kolonie in München unterhielt mit Hilfe von Freunden in Amerika ein Rotkreuzspital unter der tüchtigen Leitung von Dr. Jung aus Washington und dessen Gattin. Die Pflege besorgten amerikanische und deutsche Pflegerinnen. Gleichermassen ernährte die amerikanische Kolonie in München täglich eine Anzahl Schulkinder. Nur bedaure ich, sagen zu müssen, dass manche der in München wohnhaften Amerikaner allzulaut den Präsidenten Wilson und ihr Heimatland beschimpften.

\* \* \*

Im März 1916 wurde ich sondiert in betreff der Ausendung einer nichtamtlichen Persönlichkeit nach Amerika, in gleicher Art, wie Oberst House nach Europa

gekommen war, um mit dem Präsidenten und andern hervorragenden Amerikanern in Fühlung zu treten. Man sagte mir, es würde wahrscheinlich Solf dazu ernannt.

\* \* \*

Im Jahr 1916 wurde die Einfuhr mancher Luxusartikel in Deutschland verboten, natürlich um das Geld im Lande zu behalten.

\* \* \*

Ein in Deutschland ansässiger Däne, der in Brasilien einen Vorrat von Mangan besass, verkaufte ihn einer Firma in Philadelphia zu Handen der United States Steel Company. Die deutsche Regierung erfuhr dies irgendwie und liess den Dänen einstecken. Der dänische Gesandte hatte grosse Mühe, ihn aus dem Gefängnis herauszukriegen.

\* \* \*

Während des Aprils 1916 brachte Liebknecht Leben in die Reichstagssitzungen. Als der Kanzler sprach, unterbrach ihn Liebknecht und sagte, die Deutschen seien nicht frei; dann bestritt er, dass die Deutschen den Krieg nicht gewollt hätten, und wieder beleuchtete er die Versuche, mohammedanische und irische Kriegsgefangene zum Eintritt in die deutsche Armee zu bewegen. Endlich brachte er die Regierungstreuen in Wut, indem er ausrief, die Zeichnung der Kriegsanleihen sei Schwindel.

\* \* \*

Nachdem die Sussexaffäre geschlichtet war, schienen die Deutschen eine neue Aera bessern Einvernehmens

zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten anbahnen zu wollen. Jedenfalls brachte die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, das Regierungsblatt, zur Antwort auf viele anonyme Angriffe gegen mich eine Art Entlastungszeugnis der Regierung, wonach ich ein guter Bürger wäre und die Gerüchte von meinem bitteren Deutschenhass auf Irrtum beruhten.

\* \* \*

Im Mai 1916 sagte mir Wertheim, vom grossen Berliner Warenhaus, das Geschäft laufe besser als in Friedenszeiten.

\* \* \*

Früh im Juni 1916 hatte ich zwei lange Unterredungen mit Fürst Bülow. Er spricht gut englisch, und seine Feinde behaupten, er habe sein Englisch neulich aufgefrischt, um sich für mögliche Friedensverhandlungen bereit zu halten. Er ist von einer tätigeren Intelligenz als der gegenwärtige Kanzler und brennt darauf, in die politische Lage wie sie jetzt ist, einzugreifen.

\* \* \*

Im Juni 1916 brachten anonyme Angriffe in Schmähschriften und sonst den Kanzler so auf, dass er im Reichstag offen antwortete und seine Feinde an die Wand drückte. Manche anonyme Gerüchte und Lügen flogen zu jener Zeit in der Berliner Luft herum, und selbst Helfferich musste öffentlich der anonymen Anklage entgegentreten, als hätte er im geheimen gegen den Kanzler gewählt.

\* \* \*

Im Juli 1916 bildete sich der Nationalbund für einen ehrenhaften Frieden, mit Fürst Wedel an seiner Spitze. Viele Mitglieder dieses Bundes waren des Kanzlers Freunde, und einer der drei wirklichen Leiter war der Herausgeber der *Frankfurter Zeitung*, des Kanzlerblattes. Es war beabsichtigt, dass vom 1. August an fünfzig Mitglieder dieses Bundes in ganz Deutschland Vorträge halten sollten, aber als sie ihre Vorträge begannen, zeigten sie sich so uneins in ihren Ansichten und hielten meist so lächerliche Reden, dass die Bewegung misslang.

\* \* \*

Im August 1916 brachte ich zweimal den Samstag und Sonntag in Heringsdorf zu, dem Sommerkurort an der Ostsee. Dazu brauchte ich besondere Erlaubnis der Militärbehörden durch das Auswärtige Amt, da sich Ausländer nicht an der deutschen Küste aufhalten dürfen. Die Vorschrift, dass kein Fenster nachts erleuchtet sein durfte und überhaupt kein von der See her zu erblickendes Licht zulässig war, wurde von den Behörden streng durchgeführt.

Es gibt dort drei Badplätze. Jeder von ihnen bildet ein Viereck, das auf drei Seiten von Gebäuden umgeben und nur gegen das Meer frei ist. Hier allein ist das Baden erlaubt, auf einer etwas über fünfzig Meter langen Strecke. Einer der Badplätze ist für Frauen, einer für Männer, der dritte ist der sogenannte Familienbadplatz, wo gemischtes Baden erlaubt ist. Die deutschen Frauen bedienen sich einfacher Badanzüge und verschmäh

die seltsamen Schöpfungen, wie man sie in Amerika sieht. Sie tragen Badsandalen, doch ohne Strümpfe, und da sie gewöhnlich gut gebaut, aber schlecht gekleidet sind, erscheinen sie in Heringsdorf am Vorteilhaftesten. Wasser und Luft schienen beide etwas kalt zum Baden. Immerhin zeigten sich die meisten deutschen Frauen als geübte Schwimmerinnen, wozu sie schon die praktische Kleidung befähigt.

Ich bemerkte ein sehr hübsches blondes Mädchen, das, in seinem Badmantel sitzend, die Bewunderung des Strandpublikums erregte. Plötzlich holte es aus einer Tasche des Badmantels ein ungeheures Schwarzbrot-sandwich und ass es auf, ohne sich um weiteres zu kümmern, worauf es ins Meer hinausschwamm. Kein gesunder Deutscher kann lange ohne Essen sein; ich bemerkte in den Prospekten der verschiedenen Pensionen Heringsdorfs, dass den Gästen nebst vier oder mehr Mahlzeiten täglich noch ein besonderes Sandwich verheissen war, das auf den Strand mitgebracht und zur Badezeit ver-speist wurde.

\* \* \*

Es gibt in Berlin ein schönes englisches Kirchlein, das einst die besondere Gunst der Mutter Kaiser Wilhelms genoss. Deshalb gestattete der Kaiser, dass es geöffnet bleibe, und der Gottesdienst wurde auch während des Krieges fortgesetzt. Der Pfarrer, Rev. Mr. Williams, erhielt Erlaubnis, die britischen Gefangenen zu besuchen, und reiste pflichteifrig von einem Lager zum andern. Sein und seiner Schwester Liebeswerk für die gefangenen

Briten verdient alle Anerkennung. Eines Tages wurden aber beide ins Gefängnis geworfen, weil sie spioniert hätten.

\* \* \*

Ich besuchte zuerst die gemischte amerikanische Kirche. Als dann aber, ich glaube es war 1915, der Kirchenrat als Prediger eine Deutsche anstellte, ging ich nicht mehr. Der Amerikaner Rev. Dr. Crosser, der im Amt war, als ich nach Berlin kam, hat zu meinem ewigen Bedauern Berlin im Frühling vor Kriegsausbruch verlassen.

\* \* \*

Der arme Creelman, einst ein berühmter Zeitungskorrespondent, starb in Berlin. Wir hatten ihn in einem guten Spital versorgt, und jeden Tag hatte er von der Botschaft Besuch empfangen. Die Gedächtnisrede in der amerikanischen Kirche hielt Rev. Dr. Dickie, der sich seit langem in Berlin aufgehalten und dessen Gattin der amerikanischen Kirche eine Bibliothek geschenkt hatte. An der Feier vertrat Herr Horstmann das Auswärtige Amt.

\* \* \*

Während heute alle königlichen Herrschaften und Staatsmänner sich fleissig photographieren lassen, sind Zar Ferdinand von Bulgarien und seine Familie wohl die ersten ihres Standes, die sich auf dem Film zum Besten geben. Im Jahr 1916 wurde in Berlin ein Stück gespielt, in dem der Zar, seine Gemahlin und zwei Töchter einer frühern Gemahlin leibhaftig als bulgarische Königsfamilie handelnd auftraten.

\* \* \*

Es war ein Unterschied zwischen von Jagow und Zimmermann ; Jagow hatte im Ausland gelebt, hatte Leute aller Herren Länder angetroffen und wusste, dass über die Geistesverfassung anderer Länder viel zu lernen sei ; Zimmermann dagegen war früher einmal Konsul in Shanghai gewesen und hatte dann auf seiner Heimkehr Amerika durchreist, wo er auf San Francisco zwei und auf New York drei Tage verwendet hatte. Er meinte nun offenbar, diese Reise quer durch Amerika habe ihm eine gründliche Kenntniss des amerikanischen Charakters verschafft. Jagow anderseits brachte fast von Kriegsausbruch an manche Stunde bei mir im Gespräch über Amerika zu und lieh von mir Bücher, auch Novellen, über jenes Land. Eine Novelle, die ihn sehr interessierte, war « Turmoil » von Booth Tarkington.

\* \* \*

Die deutsche Regierung muss eine Zeitlang versucht haben, wieder mehr Schrecken einzuflössen, denn wir alle konnten in Gefangenlagern u. dgl. beobachten, dass Landsturmsoldaten, wie überhaupt ältere Soldaten, sich viel mitleidiger benahmen als die jüngern.

\* \* \*

Alexander Cochran, ein Newyorker Yachtsmann, meldete sich freiwillig zum Kurierdienst zwischen uns und der amerikanischen Botschaft in London. Auf seiner

ersten Reise wurde er, trotzdem er zwei Pässe hatte, den gewöhnlichen Pass und einen besondern Kurierpass, verhaftet und musste die Nacht im Grenzstädtchen Bentheim auf dem Fussboden eines Wachraumes zubringen. Da verging ihm die Lust, Kurier zu sein. Er ist nun Kommandant in der britischen Flotte, in die er sich mit seiner geräumigen Dampfyacht, dem *Warrior*, hat aufnehmen lassen, einige Zeit bevor die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten. In Friedenszeiten war er einst Gast des Kaisers in Kiel gewesen.

\* \* \*

Ein britischer Gefangener, der aus Ruhleben entwischt war, wurde auf merkwürdige Weise wieder gefangen. Gefangene in Ruhleben erhielten Brot von auswärts, wie ich im Kapitel über die Kriegsgefangenen ausgeführt habe. Dieses Brot ist weiss, wie man es in Deutschland seit Kriegsausbruch nie wieder gesehen hat. Der entwischte Gefangene nahm einige aus solchem Brot hergestellte Sandwiches mit und ass eines davon höchst ahnungslos auf einem Bahnhof. Es ging nicht lange, da umgab ihn ein Kreis von Deutschen, die auch gerne solches Brot gegessen hätten und wenigstens wissen wollten, wo er es her habe. So wurde er entdeckt und wieder in Sicherheit gebracht.

\* \* \*

Auf unserer Reise nach Amerika im September 1916 gab uns in Kopenhagen der Hon. Maurice F. Egon, amerikanischer Gesandter in Dänemark, einen grossen

Empfang. Unser geschickter Gesandter hat manches Jahr seines Lebens an die Aufgabe gewendet, die drei schönen dänischen Antillen an die Vereinigten Staaten zu bringen. Er ist ein fähiger Diplomat, sehr beliebt in Kopenhagen, wo er als Aeltester das diplomatische Corps präsidiert. Bei diesem Empfang begegneten wir der Gräfin Hegermann-Lindencron, deren interessante Bücher *Die Sonnseite des diplomatischen Lebens* und *Courts of Memory* in Amerika weit verbreitet sind. Sowohl bei unserer Hinreise wie bei unserer Rückreise speisten wir bei Graf Rantzau-Brockdorf, dem deutschen Gesandten in Dänemark. Graf Rantzau ist tüchtig und schlau dazu, gar nicht kriegerisch in seinen Neigungen und wohl eher bereit als der deutsche Durchschnittsdiplomat, zu einem vernünftigen Vergleich zu gelangen. Er ist ein angenehmer Weltbürger, ohne die rauhe Art und die schroffen Manieren, durch die sich so viele preussische Funktionäre auszeichnen.

\* \* \*

Wenn man das deutsche Volk beurteilt, darf man nie vergessen, dass die Deutschen zwar in den letzten vierzig Jahren Chemie und Handel gewaltig gefördert haben, dass aber auch das wenige, was sie an Freiheit besitzen, sehr neuen Datums ist. Als im Jahr 1780 das schlesische Städtchen Greiffenberg abgebrannt war und Friedrich der Grosse eine Geldsumme für den Wiederaufbau des Städtchens gespendet hatte, suchte ihn der Rat jenes Städtchens auf, um ihm zu danken; und zwar dankten die Räte knieend, und der Sprecher sprach folgende Worte:

«Eurer Majestät sprechen wir im Namen der Ein-

wohnerschaft von Greiffenberg alleruntertänigsten Dank aus für Allerhöchstdero allergütigste Gabe, welche Eure Majestät uns zu spenden geruhen, uns zu helfen zum Wiederaufbau unserer Häuser. Die wiewohl unbegrenzte Dankbarkeit solches Staubes, wie wir sind, hat zwar, wir wissen es wohl, vor Eurer Majestät weder Bedeutung noch Wert. Wir werden dennoch demütig Gott bitten, Er möge Eurer Majestät das reichlich lohnen und vergelten, was Eurer Majestät königliche Gnade uns Gutes getan hat. »

Noch heute fühlt sich im ganzen der Deutsche als Staub vor den fast nicht zu zählenden königlichen Herrschaften des Deutschen Reiches ; und nicht minder fühlen sich im ganzen noch heute jene königlichen Herrschaften als Herren aller der Königreiche, Grossherzogtümer, Herzogtümer und Fürstentümer samt deren Einwohnern, als wäre das alles ihr Privatbesitz. Zur Zeit unseres Unabhängigkeitskrieges verkauften die Fürsten von Nassau, die Fürsten von Ansbach, die Landgrafen von Hessen ihre unglücklichen Untertanen der britischen Regierung, die sie als Kanonenfutter gegen die Amerikaner verschiffte. Unsere amerikanische Erde deckt manches arme deutsche Bäuerlein, das sein Leben lassen musste in einem Krieg, wo es nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren hatte.

\* \* \*

Als Friedrich der Grosse, das Muster und Urbild aller königlichen Hoheiten Deutschlands, im Jahr 1786 starb, verfügte er in seinem letzten Willen über das Königreich Preussen, wie man über ein Pferd verfügt. « Ich hinter-

lasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als meinem unmittelbaren Nachfolger, das Königreich Preussen mit allen Provinzen, Städten, Schlössern, Forts, Festungen, samt Kriegsvorrat und Zeughäusern, alle Lande, die mir durch Erbe oder das Recht der Eroberung gehören, die Kronjuwelen mit Gold- und Silbergeschirr in Berlin, Landhäuser, Münzsammlungen, Bildergalerien, Gärten u.s.f. » Will man den ganzen Gegensatz zwischen Deutschland und Amerika ermessen, so vergleiche man damit die Aeusserungen Washingtons und Hamiltons zu ebenderselben Zeit !

In den beiden Grossherzogtümern Mecklenburg bestand die Leibeigenschaft noch 1819.

\* \* \*

Ein grosses Berliner Hotel war das Hauptquartier derer, die den Auftrag hatten, die Vertreter der amerikanischen Presse auszuspionieren und zu beeinflussen. Ein Bild ihrer Tätigkeit entwirft Beaufort in seinem Buch *Hinter dem deutschen Schleier*.

\* \* \*

Unter den Vertretern der amerikanischen Presse in Berlin während des Krieges verdienen besondere Anerkennung Carl W. Ackerman und Seymour B. Conger, der eine die *United*, der andere die *Associated Press* als Korrespondent unterrichtend. Zu jeder Zeit, inmitten anderer Einflüsse, trotzdem sie einen schweren Stand hatten, blieben sie ihrem Amerikanertum treu und widerstanden jeder noch so lockenden Versuchung. Ich will damit nicht sagen, dass nicht auch andere Kor-

respondenten Treu und Redlichkeit übten; aber die Art, wie manche sich an das Deutschtum wegwarfen, gab leider dem kaiserlichen Auswärtigen Amt und dem Grossen Generalstab ein falsches Bild von den Amerikanern. Da ist es Pflicht, derer ehrend zu gedenken, die wie Ackerman und Conger unter feindlichem Feuer die Ehre des Landes aufrecht hielten.

---

## KAPITEL XX.

### Schluss.

---

Die Deutschen legen mir zur Last, ich hätte zwei Jahre lang durch freundliche Worte Auswärtiges Amt und Regierung davon abzuhalten vermocht, die wirksamste Waffe — den verschärften Seekrieg — zu brauchen. Mit Unrecht ; ich sagte stets dem Auswärtigen Amt die schlichte Wahrheit ; dass ich das Verhalten Amerikas richtig vorhersagte, hat der Lauf der Dinge bewiesen.

Unser nationales Pokerspiel hat uns Amerikanern in der Welt draussen geschadet ; man meint immer, dass wir bluffen ; ein in Deutschland erschienenes Buch nannte unsern Präsidenten « Präsident Bluff ». Dieses Vorurteil hat es verschuldet, dass Deutschlands Machthaber lieber auf ihnen ergebene Zeitungsschreiber hörten, auf Amateurdiplomaten und Ueberbotschafter, als auf die amtlichen verantwortlichen Vertreter Amerikas. Ich verliess Deutschland mit reinem Gewissen, dessen bewusst, dass ich das Menschenmögliche getan habe, Frieden zu halten.

Ein Botschafter kann freilich die Politik seines eigenen Landes nicht machen. Eine seiner Hauptpflichten, wenn nicht seine Hauptpflicht, ist, sein eigenes Land auf dem Laufenden zu halten — er muss darüber ins Klare kommen, was das Land, bei dem er beglaubigt ist, tun

wird — und da glaube ich dem Staatsdepartement genügende Auskunft darüber gegeben zu haben, was man in Deutschland vorhatte. Es unterstützte mich dabei ein treuer und tüchtiger Stab sachkundiger Helfer, und ich fand starken Rückhalt bei den Staatssekretären Bryan und Lansing, samt ihrem sehr zweckmässig eingerichteten Departement. Staatssekretär Lansing sandte ich jede Woche einen vertraulichen Brief, und er gab mir, wie sich wohl denken lässt, äusserst wertvolle Winke. Staatssekretär Lansing wusste die amerikanischen Botschafter mit bewundernswertem Feingefühl zu behandeln und sie, die mit ganzem Herzen jeder auf seinem Posten der gemeinsamen Sache dienen, zur Höchstleistung anzu-spornen.

Als ich nach zweieinhalbjährigem Aufenthalt im Mittelpunkt des Weltunglücks nach Amerika zurückkam, wie schien mir da alles so klein ! Ich konnte es nicht begreifen, dass es Leute gab, die kleinlichem Nutzen nachjagen, kleinlichen Gefühlen des Neides und der Rachsucht nachgeben mochten. Frei von anstrengendem ablenkendem Tagewerk, fühlte ich zum ersten Mal so ganz das entsetzliche zwecklose Elend, das diese preussischen Militärautokraten über die Welt gebracht haben, sah ich im Geist, was in Deutschland geschehen wird, wenn einmal das gemeine Volk zur Wahrheit erwacht und erfährt, aus was für niedrigen Gründen seine Regenten eine ganze Generation der Menschheit in Krieg und Tod gehetzt haben ! Ist es nicht eine Schande, dass die Welt solches zu erleiden hatte, dass friedliche Menschen zur Winterszeit im Kot liegen mussten, unter dem Geschosshagel den Augenblick abwartend, wo sie

andere ebenso friedliche Menschen ermorden konnten ? Warum musste das polnische Volk Hungers sterben, nachdem es in den Strassen Lembergs zuletzt noch von Hundefleisch gelebt hatte ? Warum die langen Reihen flüchtiger Landleute in Serbien und Rumänien ; das Volk Belgiens und Nordfrankreichs dem heimischen Boden entrissen, um als Sklaven für die Deutschen zu arbeiten ; die armen Kriegsgefangenen, in ihren Hütten darabend oder zum Frondienst in Fabriken und Minen gepresst ; alte Leute und Kinder, von Zeppelinbomben getroffen in ihrer Todesangst schreiend ; das Weh der Mütter um ihre Söhne ; zehn Millionen Seelen unschuldig geschlachteter Menschen — warum musste das Unsagbare über unsere schöne grüne Erde kommen, wo wir einst meinten, dass Liebe und Freundschaft und helfender Sinn herrsche, Geist und Wissenschaft, Religion und Zivilisation ?

Das alles musste geschehen, weil in den dunkeln, kalten Ebenen Deutschlands eine Autokratie herrscht, die ein grosses Volk betrügt, von Geschlecht zu Geschlecht sein Gemüt vergiftet und predigt, Krieg sei recht und notwendig. Und bis diese Autokratie entweder ausgetilgt oder gezähmt ist, wird kein Friede auf Erden sein. Fast hatte sich der goldene Traum der Eroberer erfüllt. Noch etwas mehr Vorrücken, noch ein paar Wagenladungen Munition mehr, und es half keine Schlacht an der Marne und kein Joffre — Joffre, ein neuer Karl Martell, der die eindringenden Barbarenhorden zurückhämmer !

Ich habe stets davor gewarnt, die noch jetzt ungeheure Militärmacht Deutschlands zu unterschätzen, und bin überzeugt, dass der Völkerbund, soll er siegen, lernen muss,

militärisch zu denken. Selbst dass ein grosses Volk wie das amerikanische sich entschliesst, in den Krieg einzugreifen, bedeutet nichts, wenn nicht militärische Macht diesem Entschluss Kraft gibt.

Aber einen deutschen Frieden soll es nicht geben. Das *Ancien Régime*, in Deutschland, Bulgarien, der Türkei nach wie vor herrschend, würde nur auf Gelegenheit passen, den Krieg aufs neue zu entfesseln, noch einmal um die Weltherrschaft zu kämpfen.

Zum Glück steht Amerika auf dem Plan, Amerika geführt von einem kampfesmutigen Präsidenten, der mit jener entmenschten Gewaltherrschaft nicht verhandeln wird.

ENDE.

## LISTE DER ILLUSTRATIONEN

---

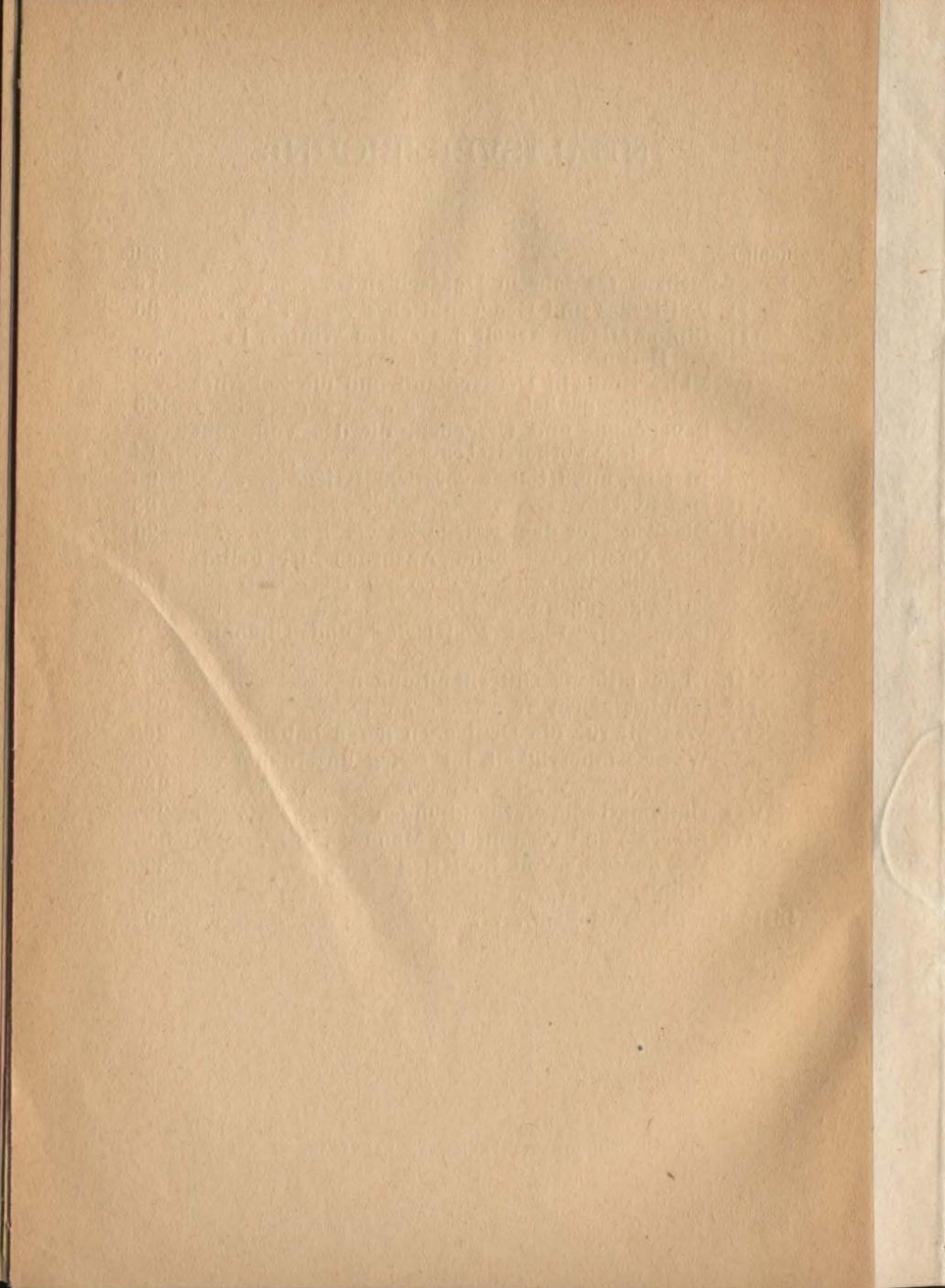
|   |            |
|---|------------|
| Porträt des Gesandten Gerard . . . . .  | Frontispiz |
| Verordnungen bezüglich der Vorstellungen am Hofe . .  | 49         |
| Einladungskarte zum Festival im Neuen Palast in Potsdam . . . . .   | 96         |
| Einladungskarte zur Passage an Bord des <i>Meteor</i> . . .   | 96         |
| Einladungskarte zum Mahl an Bord des <i>Hohenzollern</i> in Kiel . . . . .  | 97         |
| Einladungskarte zu einer Gartenpartie in Kiel . . . . .   | 97         |
| Faksimile der Telegramme von Kaiser Wilhelm II. an Präsident Wilson . . . . .   | 192        |
| Faksimile der Instruktionen des Press-Bureau in Berlin an die Zeitungen anlässlich des letzten Zeppelinfluges über London . . . . .   | 305        |
| Faksimile der Einberufung, übersandt durch den Staatssekretär Zimmermann an den Gesandten Gerard, um ihm anzuzeigen, dass die deutsche Regierung beschlossen hat, einen Unterseebootskrieg einzuführen, gegen die Verbündeten, ohne Einschränkung . . . . . | 383        |
| Der Geleitbrief des Gesandten Gerard und seiner Familie, datiert vom 5. Februar 1917 . . . . .  | 354        |

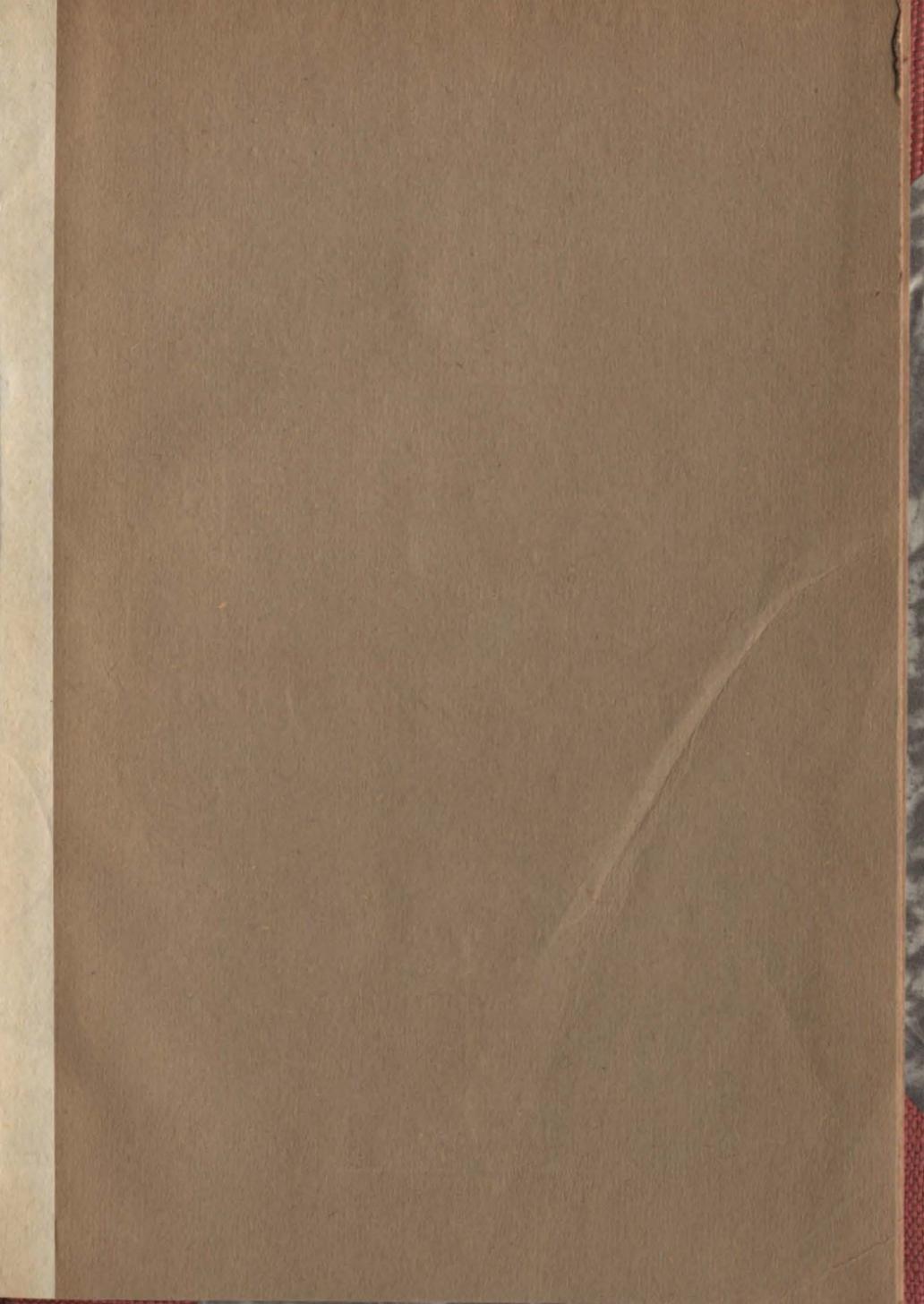
---

## INHALTSVERZEICHNIS

---

| Kapitel   | Seite |
|---|-------|
| I Mein erstes Jahr in Deutschland . . . . .                                   | 15    |
| II Politisches und Geographisches . . . . .                                   | 36    |
| III Diplomatische Arbeit des ersten Winters in<br>Berlin . . . . .            | 52    |
| IV Militarismus in Deutschland und die Zaberner<br>Angelegenheit . . . . .    | 68    |
| V Psychologie und Ursachen, die das Volk zum<br>Kriege vorbereiteten. . . . . | 84    |
| VI In Kiel, unmittelbar vor dem Kriege . . . . .                              | 96    |
| VII Das System . . . . .  | 103   |
| VIII Die Tage vor dem Kriege . . . . .  | 120   |
| IX Die Amerikaner beim Ausbruch der Feind-<br>seligkeiten . . . . .           | 133   |
| X Kriegsgefangene . . . . .   | 144   |
| XI Erste Kriegstage: Politisches und Diploma-<br>tisches . . . . .            | 186   |
| XII Diplomatische Unterhandlungen . . . . .                                   | 204   |
| XIII Handelssachen . . . . .  | 245   |
| XIV Was wir für die Deutschen getan haben . . . . .                           | 265   |
| XV Was Barmherzigkeit im Krieg unternahm . . . . .                            | 270   |
| XVI Hass . . . . .  | 282   |
| XVII Diplomatische Verhandlungen . . . . .                                    | 297   |
| XVIII Liberale und vernünftige Männer . . . . .                               | 353   |
| XIX Das deutsche Volk im Krieg . . . . .                                      | 366   |
| XX Schluss . . . . .  | 390   |
| Liste der Illustrationen . . . . .  | 394   |





Dr RICHARD GRELLING

- J'accuse.** Gr. 8° . . . . . Fr. 7.50  
**Das Verbrechen.** 3 Bände, Gr. 8°. Jeder Band . . . Fr. 7.50  
**Belgische Aktenstücke** . . . . . Fr. 7.50

JAMES M. BECK

- Der Tatbestand.** In-16 . . . . . Fr. 4.50

J. W. HEADLAM

- Zwölf Tage Weltgeschichte, 24. Juli bis 4. August 1914.**  
 Gr. 8° . . . . . Fr. 5.—

H. STUERMER

- Zwei Kriegsjahre in Konstantinopel.** In-16 . . . Fr. 4.50

S. GRUMBACH

- Das annexionistische Deutschland.** Gr. 8° . . . Fr. 7.50  
**Das Misstrauen, Republikanische Bibliothek** . . . Fr. 1.50  
**Brest-Litowsk,** » » . . . Fr. 2.—  
**Die Schuldfrage** » » . . . Fr. 2.—

GOTTFRIED BECK

- Ungarns Rolle im Weltkrieg.** In-16 . . . . . Fr. 4.50

CH. DE VISSCHER

- Belgien und die deutschen Rechtsgelehrten.** In-12 Fr. 2.50

P. G. LA CHESNAIS

- Die Sozialdemokratische Reichstagsfraktion und  
 die Kriegserklärung.** In-16 . . . . . Fr. 2.50

KR. NYROP

- Die verhafteten Professoren und die Universität  
 in Gent.** In-16 . . . . . Fr. 1.50

RENÉ PUAUX

- Die Lüge vom 3. August 1914.** Gr. 8° . . . . . Fr. 7.50

JAMES W. GERARD

- Memoiren des Botschafters Gerard: Meine vier  
 Jahre in Deutschland.** Gr. 8° . . . . . Fr. 10.—

S. FLESCHE

- Oesterreichs Stellung in Europa.** In-16 . . . . . Fr. 1.50